Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

HEFT 2.2014
JAHRGANG 9 (63)

Multikulturelles Banat (I)

Herausgegeben von Konrad Gündisch
unter Mitwirkung von Juliane Brandt, Enikő Dácz und
Florian Kührer-Wielach
im Auftrag des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte
Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Redaktion: Georg Aescht (Chefredakteur), Juliane Brandt,
Enikő Dácz, Konrad Gündisch, Florian Kührer-Wielach,
Eduard Schneider, Anton Sterbling
Redaktionsassistenz: Joachim Schneider

IKGS-VERLAG MÜNCHEN

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 1 02.02.17 11:54

Die Zeitschrift *Spiegelungen* setzt die *Südostdeutschen Vierteljahresblätter* (1952 – 2005) fort.

Gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des deutschen Bundestages

Abbildung vordere Umschlagseite: Straßenszene in Ada-Kaleh. Ansichtskarte. Sammlung Philippe Henri Blasen.

IMPRESSUM

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

© 2014 Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar.

Die namentlich gezeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorinnen und Autoren wieder.

Zusendungen an die Redaktion werden erbeten an: spiegelungen@ikgs.de
IKGS-Verlag, Halskestraße 15, D-81379 München, Telefon: + 49 (0) 89 780609-0, Fax: + 49 (0) 89 780609-22, E-Mail: spiegelungen@ikgs.de
Redaktionshinweise auf der Website: www.ikgs.de

Für unverlangt eingegangene Manuskripte wird keine Haftung übernommen.

ISSN 1862-4995

Vertrieb und Abonnentenbetreuung:
In Time Service, Postfach 13 63, 82034 Deisenhofen, Telefon: + 49 (0) 89 85853822; Bestellung auch via ikgs@ikgs.de.

Preis des Einzelheftes: € 12,30, zuzüglich Porto- und Versandkosten. Jahresbezug: € 22,50, einschließlich Porto-und Versandkosten. Preise für Neu-Abonnenten, ab Heft 1/2015, für Einzelheft: € 15,00 zuzüglich Porto- und Versandkosten; Jahresbezug: € 29,90, einschließlich Porto- und Versandkosten.
Bankverbindung: IKGS-Verlag, Postbank München,
IBAN DE04 7001 0080 0103 7388 07, BIC PBNKDEFF
Kündigung des Jahresabonnements nur schriftlich bis 1.10. zum Ende des jeweiligen Kalenderjahres.

Umschlaggestaltung & Layout: Martin Veicht, Regensburg
Satz: Vollnhals Fotosatz, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2014

INHALT

Editorial 5

Multikulturelles Banat

PHILIPPE HENRI BLASEN: Mustafa Bego, türkischer Nargileh-Raucher und ungarischer Nationalheld. Nationale Aneignung und internationale Vermarktung der Insel Ada-Kaleh 7

ANNE FRIEDERIKE DELOUIS: Siebenbürgen und das Banat aus der Sicht westeuropäischer Reisender. Eindrücke, Urteile und Alltagserfahrungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert . . . 31

MARIANA HAUSLEITNER: Der Einfluss des Nationalsozialismus bei den Donauschwaben im rumänischen und serbischen Banat . . 57

GWÉNOLA SEBAUX: Die Banater Deutschen im frühen 21. Jahrhundert – Zwischen Mythos und Wirklichkeit 73

Kirchen- und Zeitgeschichte

ULRICH A. WIEN: Maßnahmen gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien 1936/1937. Der Prozess gegen Wilhelm Staedel vor dem Bezirksdisziplinargericht Kronstadt 87

Essays

HANS DAMA: »Der Kampf um die selbstgeschaffene Heimat ... Ein herrlicher Stoff!« Adam Müller-Guttenbrunn im Spiegel seines literarischen Schaffens 107

ANTON STERBLING: Mythos Banat? 123

Literarische Texte

ELISABETH AXMANN: Als die Grenze in der Mitte war 139

MONIKA KAFKA: Gedichte 149

WERNER SÖLLNER: Lauter Ausreden (Erstes Kapitel aus dem Roman *Die gläserne Bibliothek*) 155

Rezensionen 169

Forum 214

Berichte
· Tagung »Rolle und Positionierung des Deutschen (als Fremdsprache) in der Auslandsgermanistik« *(Gábor Kerekes)* 214
· Ausstellung: László Moholy-Nagy »Grüße aus dem großen Krieg« *(Juliane Brandt)* 215
· Tagung »Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg« in Graz *(Red.)* 217
· Siebenbürgische Akademiewoche in Probstdorf/Stejărişu (Rumänien) *(Red.)* . 217
· IKGS-Themenabend »Gewalt, Flucht, Deportation – Das Jahr 1944 und seine Folgen für die Deutschen in Rumänien« *(Red.)* 220
· Sommerschule »Minderheiten in Rumänien« (7.–20. September 2014) *(Marco Fieber)* 222
· Nachwuchsseminar im Rahmen der Tagung »Nationalisierung und ethnische Homogenisierung Ungarn und Rumänien im Vergleich (1867–1914)« *(Red.)* . . 226
· Tagung Reformation als europäisches Thema *(Marco Bogade)* 227
· IKGS-Themenabend »Ein ›Deutscher‹ als Präsident Rumäniens? – Wahlen in Rumänien aus zeithistorischer und aktueller Perspektive« *(Red.)* 228
· 14. Graduiertenkolloquium zur Kultur und Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas, Akademie Mitteleuropa, Bad Kissingen, 30.–31. Oktober 2014 *(Martin Konvička)* 229
· Thementag: »Begegnungen, Verflechtungen, Abgrenzungen in der Dobrudscha – Deutsche Siedler und ihre Nachbarn zwischen Donau und Schwarzem Meer« *(Josef Sallanz)* 232
· IKGS-Ausstellung »Aus der Werkstatt des Krieges« in Bad Kissingen *(Hansotto Drotloff)* 237
· Tagung »Donaugrenzen in Literatur und Film« *(Olivia Spiridon)*
· IKGS-Themenabend »Verfolgung und Vertreibung im Spiegel der Lyrik von Rose Ausländer« im Lyrik Kabinett *(Babette Irgmaier)* 237
· Vortrag »Interethnische und interkulturelle Beziehungen in der Bukowina 1918–1940« von Prof. Petro Rychlo, Czernowitz *(Stéphanie Danneberg)* 240
· Konferenz »Von Bregenz bis Brody – von Zara bis Znojmo. Transdifferenz, Migration und Alterität in den Literaturen Österreich-Ungarns« *(Alexandra Millner, Katalin Teller)* 243
· Lesung: Liliana Corobca »Kinderland« *(Anke Pfeifer)* 245

Rundschau 247

Aus dem IKGS 249

Editorial

Dem »Multikulturellen Banat« sind zwei Hefte der *Spiegelungen* (2/2014 und 1/2015) gewidmet, einer Region an der Schnittstelle zwischen Ostmittel- und Südosteuropa, in der seit dem Mittelalter, verstärkt aber nach den »Schwabenzügen« des 18. Jahrhunderts, auch Deutsche eine vielfältige historische und kulturelle Entwicklung mitgeprägt haben. Es ist der Redaktion gelungen, dafür Beiträge von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aus Angers, Berlin, Budapest, London, Luxemburg und Tübingen einzuwerben, die chronologisch die Zeit von der habsburgischen Landerschließung und den Ansiedlungen im 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart beleuchten. Inhaltlich werden geographie-, kultur-, migrations- und zeithistorische Fragen behandelt: die Verräumlichung des Wissens über das Banat und dessen geographische Verortung; die Ansiedlung von Lothringern in Ungarn; die publizistische Erhebung eines türkischen Fährmanns von der Donauinsel Ada Kaleh zum ungarischen Nationalhelden; die Eindrücke, die das Banat auf Reisende im 19. Jahrhundert gemacht hat; der Nationalsozialismus bei den Donauschwaben; die Banater Deutschen im 21. Jahrhundert. Zwei Essays und mehrere literarische Texte, zum Teil von Autoren banatschwäbischer Herkunft verfasst, thematisieren ebenfalls das Banat und bekannte Banater Persönlichkeiten. Die Fülle und Multiperspektivität der eingegangenen Texte weist auf das positive Echo hin, das die Entscheidung der Redaktion für thematische Schwerpunktsetzungen gefunden hat. Wegen der großen Zahl und des Umfangs der Beiträge über das multikulturelle Banat hat die Redaktion entschieden, diesem Thema gleich zwei Ausgaben der *Spiegelungen* zu widmen. Trotzdem soll keineswegs suggeriert werden, man könne damit der Vielfalt der faszinierenden Region Banat auch nur ansatzweise gerecht werden. Doch hoffen alle Mitglieder der Redaktion, dass dieses Thema bei den Leserinnen und Lesern Interesse weckt und befriedigt.

Wegen der erwähnten Fülle und Umfangsstärke der Beiträge zum Themenschwerpunkt mussten andere Rubriken in diesem Heft stark gekürzt werden: Nur ein weiterer wissenschaftlicher Aufsatz konnte berücksichtigt werden, die »Rundschau« wurde auf wenige Mitteilungen reduziert. Regelmäßig aktualisierte Informationen über das wissenschaftliche und publizistische Geschehen in und über Südosteuropa lassen sich stets unter www.ikgs.de finden. In dem bereits in wenigen Monaten erscheinenden nächsten Heft erfahren dann auch die anderen Rubriken der *Spiegelungen* wieder stärkere Berücksichtigung. Die Redaktion bedankt sich bei allen Autorinnen und Autoren und freut sich auf eine breite Resonanz bei einer aufmerksamen, interessierten und an Zahl steigenden Leserschaft.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 5 02.02.17 11:54

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 6 02.02.17 11:54

Mustafa Bego, türkischer Nargileh-Raucher und ungarischer Nationalheld

Nationale Aneignung und internationale Vermarktung der Insel Ada-Kaleh[1]

Von Philippe Henri Blasen

Der preisgekrönte Kurzfilm *Calea Dunării* [Der Weg der Donau] von Sabin Dorohoi über die Kinder, die allein in Rumänien zurückbleiben, weil ihre Eltern als Gastarbeiter im Ausland arbeiten, benutzte im Jahr 2014 die Donauengen in den Karpaten als anschaulichen und symbolträchtigen Handlungsort. Der Film wurde wiederum im Musikvideo *De la capăt* [Nochmal von vorne] der erfolgreichen rumänischen Popgruppe *Voltaj* verarbeitet (rumänischer Eurovisionssong 2015). Hierbei handelt es sich nur um zwei Zeugnisse der Faszination, die vom Durchbruchstal der Donau ausgeht.

Mehr noch als die Donauengen, die heute sichtbar sind, faszinieren jedoch die Orte, die unter dem Wasser liegen, das den Stausee des zwischen 1964 und 1972 errichteten Kraftwerks Eisernes Tor I füllte. Besonders die versenkte Donauinsel Neu-Orschowa oder Ada-Kaleh wird von Erinnerungen und Legenden umrankt, wie es die florierende, vor allem rumänischsprachige Erinnerungskultur zeigt. Diese entstand noch vor der Überflutung der Insel mit dem zugleich dokumentarischen und propagandistischen Film *Ultima primăvară pe Ada-Kaleh* [Der letzte Frühling auf Ada-Kaleh] von Petre Sirin (1968), der mit dem Satz »Unser Film ist eine dieser Erinnerungen«[2] endet.[3] Vielleicht unbewusst legte das kommunistische Regime auch den Grundstein zur Erinnerungsliteratur über Ada-Kaleh, indem es 1970 den Roman *Nopți la Ada-Kaleh* [Nächte auf Ada-Kaleh] (1931) des kurz zuvor rehabilitierten Schriftstellers Romulus Dianu (1905–1975) neu auflegen ließ. In diesem Werk hatte Dianu beschrieben, wie die Insel in der Zwischenkriegszeit unter der rumänischen Herrschaft verkam und wie ihre Bevölkerung von den Vertretern des rumänischen Staates tyrannisiert wurde. Dass ein

1 Mit herzlichem Dank an Nora Chelaru, Anca Filipovici, Luzian Geier, Alois Kommer, Henriett Kovács, Peter Moldovan, Olimpia Pascaru, Răzvan Roșu und Dragoș Sdrobiș für ihre Beiträge, Übersetzungen und Ratschläge. Peter Moldovan sei zusätzlich für die außerordentliche Geduld gedankt, mit der er meine zahlreichen Fragen beantwortet hat.

2 » Filmul nostru este una din aceste amintiri.« (Alle Übersetzungen aus dem Rumänischen: Ph. H. B.)

3 Von Ada-Kaleh wurden nur einige Teile der Festung, Quader der Moschee und türkische Grabsteine auf die Insel Șimian bei Turnu-Severin hinüber gerettet, die seitdem dem Verfall überlassen sind. (Stand 2014)

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 7 02.02.17 11:54

sozialkritischer Roman, der gerade gegen die Rumänen Kritikpunkte vorbrachte, die auch 1970 aktuell waren, in der Sozialistischen Republik Rumänien neu herausgebracht wurde, lässt sich wahrscheinlich damit erklären, dass das Regime zu propagandistischen Zwecken Literatur über die Region produzieren wollte, in der die Arbeiten am Kraftwerk Eisernes Tor I vor sich gingen. Vielleicht bestand auch die Absicht, die Korruption und die Dekadenz der »bürgerlich-kapitalistischen« Ära zur Schau zu stellen.

Wenn das Thema Ada-Kaleh im rumänischen Nationalkommunismus der 1970er und 1980er Jahre zunächst versank, wurde es ab den 2000er Jahren wieder mit Veröffentlichungen aufgegriffen wie *Ada-Kaleh. Monografia unei insule scufundate și a comunității care a locuit-o* [Ada-Kaleh. Monografie einer versenkten Insel und der Gemeinschaft, die auf ihr wohnte] von Constantin Juan-Petroi, *Viața și opera insulei Ada-Kaleh* [Die Insel Ada-Kaleh: Leben und Wirken] von Ileana Roman (2005), *Legendele insulei Ada-Kaleh* [Die Legenden der Insel Ada-Kaleh] von Iunian Teodor Ciobanu (2007), *Destinul insulei Ada-Kaleh. Încercare de reconstituire a vieții sociale prin recuperarea memoriei colective* [Das Schicksal der Insel Ada-Kaleh. Ein Versuch, das soziale Leben durch die Wiedergewinnung des kollektiven Gedächtnisses zu rekonstruieren] von Carmen Bulzan (2008)[4], *Vestigii arheologice şi tradiții culturale* [Archäologische Spuren und kulturelle Bräuche] von Varvara Magdalena Măneanu (2009)[5], *Ada-Kaleh sau Orientul scufundat* [Ada-Kaleh oder der versenkte Orient] von Marian Țuțui (2010), *Adakale-Li, Patria din buzunarul de la piept* [Adakale-Li, die Heimat in der Brusttasche] von Carmen Mihalache und Magda Andreescu (2012), das auf die Ausstellung *Ada Kaleh, Insula din suflet* [Ada-Kaleh, die Insel aus der Seele] in *Muzeul Național al Țăranului Român* [Nationalmuseum des rumänischen Bauern], 02.08.2012 – 19.08.2012 folgte, *San – Ada-Kaleh* von Ranko Jakovljević (2012, zweisprachig, rumänisch-serbisch) oder *Ada Kaleh, insula amintirilor* [Ada-Kaleh, Insel der Erinnerungen] von Carmen Bulzan (2013). Zur Erinnerungsliteratur über Ada-Kaleh können auch literarische Verarbeitungen gerechnet werden, wie etwa die erotisch-orientalische Erzählung *Gelin, Mireasa din Ada Kaleh* [Gelin, die Braut von Ada-Kaleh] von Ilie Sălceanu (2010) oder der Essay *»Ada-Kaleh, Ada-Kaleh…«* (2009/2012) von Mircea Cărtărescu. Cărtărescu führt sein Interesse an Ada-Kaleh auf ein Wandbild und ein Lied aus seiner Kindheit zurück und kommt von der Überflutung der Insel auf die Flucht aus Rumänien nach Jugoslawien, die Zerstörungspolitik des Kommunismus und das Davoneilen der Zeit zu sprechen.[6]

Die Überflutung Ada-Kalehs führte zur Idealisierung eines Ortes, der wegen seiner geografischen, geopolitischen und ethnischen Besonderheiten bereits im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter des aufkommenden Tourismus, im Zeichen des Exotismus respektive des Orientalismus stand.

Vom geografischen Gesichtspunkt aus lag Ada-Kaleh an einer der wichtigsten Wasserstraßen Europas: Die Donau verband die süddeutschen Staaten und die Habsburgermonarchie, das spätere Österreich-Ungarn, mit dem Osmanischen Reich, respektive nach dem russisch-türkischen Krieg von 1877 – 1878 mit seinen Nachfolgestaaten Serbien, Rumänien und Bulgarien. Am 15. September 1890 begann der ungarische

4 Carmen Bulzan: Destinul insulei Ada Kaleh. Încercare de reconstituire a vieții sociale prin recuperarea memoriei colective. In: *Symposion*. Revistă de Ştiințe Socio-Umane 11 (2008), S. 222 – 244.

5 Varvara Măneanu: Vestigii arheologice și tradiții culturale. Craiova 2009, S. 127 – 161.

6 Erstveröffentlicht in: *Lettre internationale* 71 (2009), S. 113 – 116; Neuauflage in Mircea Cărtărescu: Ochiul căpriu al dragostei noastre [Das Rehauge unserer Liebe]. Bucureşti 2012, S. 9 – 32; Das Lied, an das sich Cărtărescu erinnert, ist *»Ada Kaleh«*, Musik von Elly Roman, Text von Ștefan Tita, gesungen von Gigi Marga (1961).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 8 02.02.17 11:54

Staat umfangreiche Regulierungs- und Kanalisierungsarbeiten, die bis zum 27. September 1896 dauerten und durch die die Schifffahrt auf dieser Wasserstraße erleichtert werden sollte.[7] Zudem wurde am 1. Mai 1879 die Bahnstrecke Karansebesch/Caransebeş – Alt-Orschowa/Orşova Veche[8] über das linke Donauufer an das rumänische Liniennetz angeschlossen und somit die erste Eisenbahnverbindung zwischen der Habsburgermonarchie und Rumänien hergestellt.[7] Über diese Linie fuhr am 4. Oktober 1883 zum ersten Mal der Orient-Express von Paris über Wien, Budapest, Alt-Orschowa (Grenze) an Ada-Kaleh vorbei nach Bukarest und Konstantinopel.[10]

Aus geopolitischer Sicht begann Ada-Kaleh das lange 19. Jahrhundert als Grenzfeste und militärische Talsperre des Osmanischen Reiches. Mit dem Frieden von Swischtow/Sistova (4. 8. 1791) erstattete die Habsburgermonarchie dem Osmanischen Reich nämlich die Insel zurück, jedoch ohne ihren Namensvetter, das Hafenstädtchen Alt-Orschowa am linken Donauufer, so dass Neu-Orschowa oder Ada-Kaleh zum Grenzort wurde.[11] Mit dem Rückzug der türkischen Truppen aus Serbien im Jahr 1867, inklusive aus dem Fort Elisabeth, das am rechten Donauufer gegenüber Ada-Kaleh lag und 1868 zerstört wurde[12], wurde die befestigte Insel zum Vorwerk des Osmanischen Reiches an der Donau. Nach seiner Niederlage im russisch-türkischen Krieg von 1877 – 1878 verpflichtete sich das Osmanische Reich durch den Vorfrieden von San Stefano (3. 3. 1878), die Festung zu räumen und zu schleifen, was in Wien die Furcht erregte, die Serben könnten sich Ada-Kalehs bemächtigen. Infolge diplomatischer Verhandlungen zwischen der Donaumonarchie und dem Osmanischen Reich besetzten deshalb am 26. Mai 1878 österreichisch-ungarische Truppen Ada-Kaleh. Im Berliner Vertrag (13.07.1878), durch den Rumänien und Serbien – bedingt – die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit errangen, wurde der Status der Insel nicht geregelt und auch die Schleifung ihrer Festung wurde nicht mehr vorausgesetzt. Ada-Kaleh wurde so zu einer türkischen Exklave zwischen Ungarn, Rumänien und Serbien, an deren Spitze ein türkischer Müdür [Bezirksvorsteher] stand, während sie eine österreichisch-ungarische Garnison beherbergte und teils von Alt-Orschowa aus verwaltet wurde (Abb. 1).[13] Dieser Sonderstellung setzte der Erste Balkankrieg ein Ende: Als der Verlierer, das Osmanische Reich, alle balkanischen Gebiete westlich der Linie Enos – Midia an den Gewinner, den Balkanbund, abtreten sollte, wurde auf der Habsburger Seite wieder die Furcht wach, Ada-Kaleh mit seiner zerfallenen, doch nicht geschleiften Festung könnte in die Hände der Serben fallen. Diesen Vorwand benutzte das Königreich Ungarn, um Ada-Kaleh am 12. Mai 1913 seiner Verwaltung zu unterstellen, was einer formalen Annexion gleichkam.[14]

---

7 *Wiener Zeitung* 213 (16. 9. 1890), S. 9; *Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Zeitung* 223 (28.09.1896), S. 1 – 4.

8 Um Verwechslungen mit Neu-Orschowa, also Ada-Kaleh, zu vermeiden, wird in der Folge immer von Alt-Orschowa die Rede sein, auch wenn das Städtchen geläufig kurz Orschowa genannt wurde.

9 Frigyes Pesty: A szörényi bánság és szörény vármegye története. [Die Geschichte des Severiner Banats und des Komitats Severin]. Bd. 2. Budapest 1878, S. 421 u. 424; *Wiener Zeitung* 103 (0305.1879), S. 9.

10 *Le Gaulois* 425 (05.10.1883), S. 2.

11 Leopold Neumann: Recueil des traités et conventions conclus par l'Autriche avec les puissances étrangères, depuis 1763 jusqu'à nos jours. Bd. 1. Leipzig 1855, S. 464.

12 Pesty: A története (Anm. 9), S. 413.

13 »Magyar határ« = »Ungarische Grenze«; »Román határ« = »Rumänische Grenze«, »Szerb határ« = »Serbische Grenze«. Das Bild ist nach Südwesten, also flussabwärts geschossen.

14 *Journal militaire suisse* 21 (1913), S. 165 – 167; Tibor Balla: Ada-Kaleh szigete osztrák-magyar fennhatóság alatt 1878 – 1918 [Die Insel Ada-Kaleh unter österreichisch-ungarischer Herrschaft 1878 – 1918]. In: *A Hadtörténeti Intézet és Múzeum folyóirat*] 1 (1999), S. 1 – 32 = http://epa.oszk.hu/00000/00018/00008/pdf/balla.pdf (Aufruf: 18.11.2014).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 9 02.02.17 11:54

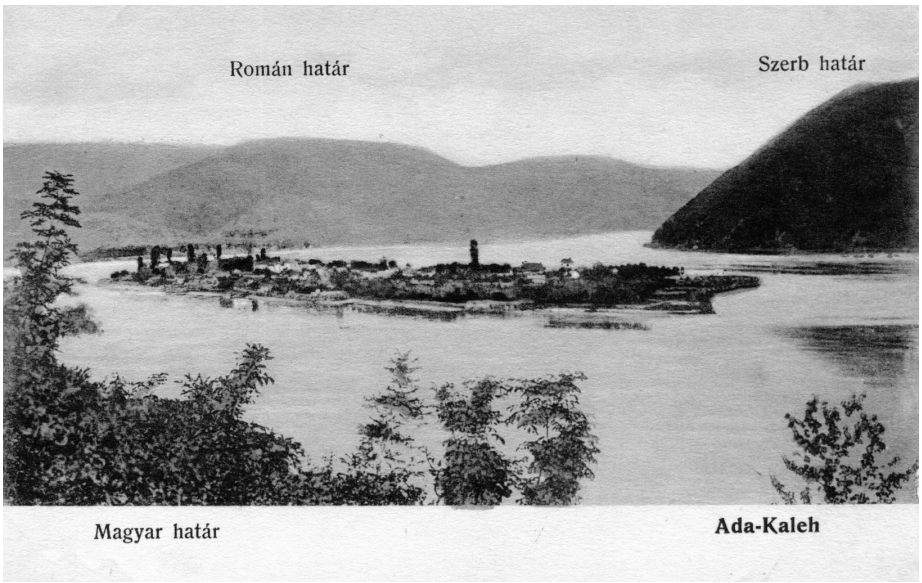

Abb. 1: Ada-Kaleh. Verlag unbekannt. Sammlung PHB.

Die Bevölkerung der Insel bestand aus muslimischen Türken, die vom Gemüse- und Obstbau, vom Fährdienst, vom kleinen Handwerk und vom Handel mit Gewürzen, Kaffee und Tabak lebten.[15] Infolge einer präferenziellen Exogamie existierten Verwandtschaftsbeziehungen zwischen den türkischen Einwohnern Ada-Kalehs und jenen der Hafenstädtchen Vidin und Russe, die flussabwärts am rechten, ab 1878 bulgarischen Donauufer lagen.[16]

In der Donau und später in Sichtweite der Zuglinie Budapest – Alt-Orschowa – Bukarest gelegen, war die Insel Ada-Kaleh auf einer Schiff- oder Bahnfahrt in den Orient unumgänglich, außer man wählte die alternative Route durch Siebenbürgen. Als türkische Insel an der Grenze des Habsburger und des Osmanischen Reiches war sie das »Tor des Orients« – so sollte 1878 ein Tunnel der Bahnstrecke Karansebesch – Alt-Orschowa getauft werden. Als Exklave des Osmanischen Reiches zwischen den Königreichen Ungarn, Rumänien und Serbien eingekeilt, von modernen Verkehrswegen und -mitteln umgeben, wurde Ada-Kaleh mit seiner verfallenen und überwucherten Festung, über die das Minarett hinausragte, zu einem romantischen orientalischen Relikt, umso mehr, als man die Insel oft nur im Vorbeifahren aus der Ferne sah und Klischees auf sie übertrug: Dies ist unter anderem aus 33 Reiseberichten in deutscher, französischer und englischer Sprache zu schließen, die für den Zeitraum 1849 und 1912 aufgefunden wurden und von denen nur vier eine Besichtigung der Insel schildern.[17]

15 Ignaz Kúnos: Materialien zur Kenntnis des rumelischen Türkisch. Teil 1: Türkische Volksmärchen aus Adakale. Leipzig, New York 1907, S. XIV – XVI.

16 Ebenda, S. XVIII.

17 Außer den im Folgenden zitierten Werken handelt es sich um: Victor Duruy: Voyage dans l'Europe des nationalités. Causeries géographiques de Paris à Bucarest 1860 – 1861. Teil 2: Vienne-Bucarest. Paris 1861; Walter Jerrold: The Danube. London 1911.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 10 02.02.17 11:54

Dass einige Erlebnisse auf Ada-Kaleh die bestehenden Klischees des »Orients« einerseits bekräftigen, andererseits aber auch zerstören konnten, zeigt der Reisebericht des königlich sächsischen Forstrats Edmund von Berg (1800–1874), der 1860 erschien. Berg beschrieb die verfallene Festung, die barfüßigen Türken und die komplett verschleierten Frauen – wie die Bildquellen der 1900er Jahre zeigen, war die Verschleierung vierzig Jahre später nicht mehr üblich. Laut Berg war »das Interessanteste […] der Besuch beim Pascha«, den er folgendermaßen schilderte:

> Seine Residenz, höchst einfach, verfallen wie alles in der Festung, liegt an der obersten Spitze der Insel, hat ein hohes Parterre für Stallungen und bildet ein einfaches Viereck. Um hinauf zu gelangen, war ein Weg, so wie man ihn in unsern Gebirgsdörfern wohl zu den Ställen findet, Holzlager mit Pflaster der schlechtesten Art voll Löcher und Schmutz dazwischen. Vor dem Hause waren mehrere Officiere in sehr abgetragenen Uniformstücken und auch sonst nicht ordonnanzmäßig costümirt, z. B. mit bloßen Füßen, und eine reichliche Zahl von Dienern versammelt. […] Der Pascha ging uns beim Eintreten einige Schritte entgegen, winkte uns Platz zu nehmen und setzte sich auf den Divan nieder. Er war eine hohe Gestalt von etwa 50 Jahren, proportionirt gebaut, mit einem ernsten, würdevollen Angesicht, welches ein starker Schnurrbart zierte. Bekleidet mit einem langen grünen Ueberrock mit stehendem Kragen und einer Reihe Knöpfen, einem rothen Feß auf dem ungeschorenen Haupte machte er den Eindruck eines Kriegers. Nachdem ich ihm eine längere, blumenreiche Anrede, welche erst in's Serbische und dann in's Türkische übersetzt wurde […], gehalten hatte, neigte er gnädig mit einer unbeschreiblichen Grandezza seinen Kopf gegen mich und es wurde dann Kaffee, auf orientalische Weise bereitet, in den bekannten kleine Schalen von verschiedenen braunen und schwarzen Dienern gereicht. […] Der ganze Auftritt hatte etwas sehr Eigenthümliches, in dem würdevollen Verhalten des Pascha's lag eine Einbildung seiner erhabenen Stellung, welche mit seiner Umgebung und besonders mit dem jammervollen Zustande der von ihm befehligten Truppen und der Festung selbst nicht in Einklang war. Ich dachte an die glorreiche Geschichte, welche die Osmanen in diesen Ländern gespielt haben, und indem ich so den letzten Rest aller dieser Herrlichkeiten in diesem elenden, verfallenen Neste, besetzt mit einem Haufen zerlumpten Gesindels, erblickte, mußte ich mich der Worte erinnern, welche der österreichische Major mir in Orsova sagte. Wahrlich, wenn das ein Abbild der türkischen Zustände wirklich sein sollte, dann kann man allerdings dem türkischen Reiche eine lange Dauer nicht mehr zutrauen.[18]

Nicht nur in den angeführten Reiseberichten, die von 1849 bis 1912 erschienen, sondern auch in ungarischen Reiseführern der gleichen Zeit, die sogar teilweise in der Gegend, in Alt-Orschowa oder in den Banater Orten Lugosch/Lugoj oder Pantschowa/Pančevo veröffentlicht wurden[19], fehlen Erwähnungen von Ada-Kaleh im Zusammenhang mit einer Episode der ungarischen Geschichte, die sich im August 1849 an dieser Grenze des Habsburgerreiches abgespielt hatte: die Überfahrt des geschlagenen ungarischen Revolutionärs und Ex-Reichverwesers Ludwig/Lajos Kossuth (1802–1894) ins Osmanische Reich – wobei jedoch ein damit verbundenes Ereignis,

18 Edmund von Berg: Aus dem Osten der österreichischen Monarchie. Ein Lebensbild von Land und Leuten. Dresden 1860, S. 220–223.

19 Antal Boleszny: Kézikönyv az Al-Dunán Szerb- Oláh- és Bolgárországban utazók számára [Handbuch für die Reisenden auf der unteren Donau, in Serbien, Rumänien und Bulgarien]. Ó-Orsova 1870; Sándor Nagy: Székelyföldön és az Al-Dunán [Im Szeklerland und an der unteren Donau]. Budapest 1883; Béla Gecser: A Dunán le Zimonytól Turn-Severinig és Orsovatól a Herkulesfürdőig [Die Donau von Zemun bis Turnu-Severin und von Orschowa bis Herkulesbad]. Pancsova 1893; Sándor Mihalik: Ada-Kaleh története [Geschichte Ada-Kalehs]. Lugos 1903; nicht konsultieren konnten wir: József Ródler: Orsova és vidéke [Orschowa und Umgebung]. Orsova 1896; Aladár Gáspárdy: A magyar Alduna [Die ungarische untere Donau]. Lugos 1904; und Anonymus: Ada Kaleh. Orsova 1912.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 11 02.02.17 11:54

das Vergraben der ungarischen Kronjuwelen am Ufer Alt-Orschowas, nach ihrer Wiederentdeckung 1853 öfters erwähnt wird.[20]

Der früheste auffindbare Hinweis auf einen Zusammenhang zwischen Ada-Kaleh und der Flucht Kossuths in einem Reisebericht oder Reiseführer erscheint im zweiten Band *Magyarland. Being the Narrative of Our Travels through the Highlands and Lowlands of Hungary*, der 1881 anonym in London erschienen ist. Nachdem der Erzähler die Insel Ada-Kaleh verlassen hat und vom linken Donauufer aus den Fluss beobachtet, kommt es zur folgenden Überlegung:

> It was near here that Kossuth, that ardent aspirant after political freedom, and the hero of the ›War of Independence‹, fleeing from his pursuers, crossed the Danube and sought protection in Turkish territory. Before crossing the frontier, he threw himself down for the last time on the soil of his beloved Fatherland for which he had risked so much and fought so hard, pressed on it a sobbing, passionate kiss, and planting his foot on Turkish territory, became, as he himself so touchingly described it in the memories of his exile, ›like a wrecked ship thrown up by the storm on a desert shore.‹ A Turkish officer greeted him courteously in the name of Allah, led him to a place which he had kindly caused to be prepared for him to rest in for the night, under God's free heaven, and asked for his sword with downcast eyes, as if ashamed that a Turk should disarm a Hungarian. ›I unbuckled it‹, [Kossuth] writes, ›and gave it to him without uttering a word; my eyes filled with tears, and he, wishing me sound rest, left me alone with my sorrow.
>
> ›There I stood in silent meditation on the bank – but no longer the *Hungarian* bank – of the Danube, the waves of which were mingled with the tears of the Hungarian nation – and which, not far from me, grumbled and roared through the rocky pass of the «Iron Gates».‹
>
> ›I listened,‹ he continues, ›to this roaring in rude harmony with the storm in my heart, and as I contemplated the annihilation of patriotic hopes so undeservedly extinguished, tears of indescribable grief unconsciously showered down my cheeks.‹
>
> This rhapsody from the once Supreme Dictator of Hungary may sound unmanly to the ears of the undemonstrative Briton; but these brave, lion-hearted Hungarians, whom few things daunt, love their country passionately and with a love as tender as that of woman.[21]

Es gibt wahrscheinlich zwei zentrale Gründe, weshalb die Überfahrt Kossuths ins Osmanische Reich im Rahmen der Beschreibungen Ada-Kalehs nicht weiter erwähnt wurde. Erstens war der genaue Verlauf der Flucht ins Exil vielleicht wenig bekannt. Kossuth selbst bietet nur die romantische Beschreibung, die im vorhergehenden Text zitiert wird.[22] In einem anonymen Werk von 1852 mit dem vielversprechenden Titel *Kossuth nach der Capitulation von Vilagos, seine Flucht nach der Türkei und sein Aufenthalt alldort. Verhandlungen über seine Freilassung, seine Reise von Kiutahia nach England und sein dortiger Aufenthalt bis zur Einschiffung nach Amerika*, ist die Überfahrt sehr knapp beschrieben und Ada-Kaleh nicht genannt:

> Inzwischen blieben Kossuth und die übrigen Flüchtlinge nur wenige Tage in Alt-Orsowa, von wo sie sich auf erhaltene Weisung nach Widdin begaben.[23]

20 Z. B. Berg, Aus dem Osten (Anm. 18), S. 223.

21 »A Fellow of the Carpathian Society«: Magyarland. Being the Narrative of Our Travels through the Highlands and Lowlands of Hungary. Bd. 2. London 1881, S. 18f.

22 Vgl.: Louis Kossuth: Memories of my Exile. New York 1880, S. Vf.

23 Kossuth nach der Capitulation von Vilagos, seine Flucht nach der Türkei und sein Aufenthalt alldort. Verhandlungen über seine Freilassung, seine Reise von Kiutahia nach England und seine dortiger Aufenthalt bis zur Einschiffung nach Amerika. Weimar 1852, S. 23.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 12 02.02.17 11:54

Aus dem Nachlass von Kossuths Sekretär Ferenc Szöllősy (1796–1854), der 1849 mit Kossuth geflüchtet war, erschienen im Jahr 1870 eine Reihe Briefe an den ehemaligen Regierungskommissar Gábor Egressy (1808–1866), in denen sich Szöllősy gegen Anschuldigungen in Egressys *Törökországi naplója* [Türkisches Tagebuch] (1851) wehrt. Zur Richtigstellung beschreibt Szöllősy unter anderem am 19. August 1853 mit großer Genauigkeit die Vorbereitungen zur Überfahrt ins Osmanische Reich, nach Vidin, und die damit verbundene Bestechung des Festungskommandanten von Ada-Kaleh, seines Sekretärs und dreier Bootsmänner:

> Mit [Mór] Perczel und andern weilten wir bei der Brücke von Vârciorova [dem damaligen osmanischen Grenzort zu Ungarn; das alte Vârciorova liegt heute unter dem Golf Bahna an der Donau, Anm. Ph. H. B.], wo wir am dritten Tag erfuhren, dass Kossuth in aller Heimlichkeit in Alt-Orschowa angelangt war. Ich nahm meinen Tornister, schulterte meine Doppelflinte und kam nach einer ¾ Stunde abends in Alt-Orschowa an. Dort führte mich der Garnisonskommandant Fokner zu Kossuths Unterkunft am Donauufer, die ich gegen 11 Uhr nachts erreichte, als Kossuth gerade Tee trank. Unter anderem teilte ich ihm mit, das Gerücht gehe um, [Cezar] Bolliac sei in der Gegend. Als er das hörte, ermächtigte mich Kossuth schriftlich, die sieben Diamanten und die goldenen Sporen entgegenzunehmen, die er Omar Pascha schenken wollte. Was unsere Flucht anbelangt, so entschieden wir, dass Kossuth am nächsten Morgen mit [Sándor] Asboth nach Mehadia zurückkehren und ich meine Mission ausführen würde. Am frühen Morgen suchte ich Bolliac, konnte ihn jedoch nirgendwo finden. Um 3 Uhr nachmittags fuhr ich mit Graf Zamoiski [Władysław Stanisław Zamoyski] (der mir ein Empfehlungsschreiben von Kázmer Batthány mitbrachte) und mit Oberst [József] Kohlmann das linke Donauufer entlang, nach Neu-Orschowa [Ada-Kaleh].
> Es war uns nicht erlaubt, die Festung zu betreten, doch nachdem wir mehrmals gerufen hatten, setzte der Sekretär des Festungskommandanten widerwillig im Boot zu uns über. Auf Kossuths Anordnung versprach ich dem Sekretär 100, dem Festungskommandanten 100 und den drei türkischen Bootsmännern, die mich und Kossuth flussabwärts zum Eisernen Tor fahren sollten, 200 Goldstücke. Mein Vorschlag schmeichelte dem Sekretär, der uns bat, einen Augenblick zu warten, und zur Festung zurückkehrte. Er kam nach einiger Zeit – etwa einer Stunde – mit der folgenden Antwort wieder: »Die beiden Ufer der Donau sind streng bewacht, das linke von den Türken, das rechte, wie Sie sehen können, von den Serben, die jedes Schiff oder Boot anhalten, das flussabwärts fährt, und bei Widerstand das Feuer eröffnen. Und wenn die Fahrt durch das Eiserne Tor bei Tag schon schwer ist, so ist sie nachts aus begreiflichen Gründen schier unmöglich.«
> Niedergeschlagen kehrten wir alle drei nach Alt-Orschowa zurück. Kossuth verstand die unvorhergesehenen Hindernisse und bat mich, mit 20 Goldstücken zum türkischen Kommandanten des Lagers von Vârciorova zu gehen – wenn ich mich richtig entsinne, hieß er Osman Bey. Der Oberstleutnant bedankte sich für das Geld und versicherte uns, wir ständen unter dem Schutze seines Herrschers. Infolge dieses Abkommens begaben wir uns am gleichen Abend nach Vârciorova. In den Pässen, die wir erhielten, stand Kossuth als Bloomfild, Fabrikant aus Manchester, und ich als Schuller, Philologe.[24]

24 Ferenc Szöllősy: Kossuth és a magyar emigratió török földön [Kossuth und die ungarische Emigration in die Türkei]. Lipcse [Leipzig] 1870, S. 51–53: »Perczelékkel s másokkal midőn az ocserovai hídnál tanyáznánk, ott létünk harmad napján estve meghallom, hogy Kossuth nagy titokban Ó-Orsovára érkezett. Vadásztarisznyámat, kétcsövű puskámmal vállamra vetem, s ¾ óra alatt sötétben Ó-Orsovára béballagok. Ottani térparancsnok Fokner, Kossuthnak a Duna partján levő szállására vezetett, kihez mintegy 11 órakor éjfél előtt, éppen midőn théáznék, bemegyek, s a többek közt értésére adom, hogy hallomás szerint Bolliák e tájon kóborol, melyre nekem Kossuth az Omer pasának szánt hét gyémántgomb s aranynak képzelt sarkantyu átvételére felhatalmazást ád irásban, s menekülésünket illetőleg megegyezünk, hogy más nap reggel Kossuth Asbóthtal együtt térne vissza Mehádiára, én pedig működnék. / Reggel jókor Bolliákot kerestem, de meg nem találván, – délutáni 3 órakor Gróf Zamoiskival (ki nekem Batthyány Kázmértól ajánló iratot hozott) s ezredes Kohlmannal a Duna balpartján – új Orsova irányába kocsiztunk. / A várba bemenni senkinek szabad nem lévén, huzamos kiabálás után, a várparancsnok titkára ladikon nagy nehezen hozzánk jött. A titkárnak 100, a várparancsnoknak 100, és az engemet Kossuthtal a vaskapun leviendő három török hajósnak a Kossuth meghagyásából 200 darab aranyat ígértem. / Ígértem a titkár füleit csiklándoztatotta, s kért, hogy keveset várnánk s azzal a várba visszafordult,

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 13 02.02.17 11:54

Wenn dieses Zeugnis auch im ungarischen Raum kaum Widerhall in der Reiseliteratur über Ada-Kaleh fand, so lag das gegebenenfalls an einem zweiten Grund: Noch nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 und bis zu seinem Tode am 20. März 1894 war Kossuths Persönlichkeit trotz verschiedener Ehrungen in Ungarn umstritten. Erst nach Kossuths Lebensende begann sich ein ungarischer Staatskult zu entwickeln: In Budapest wurde 1894 die Hatvani utca [Hatvaner Straße] in Kossuth Lajos utca [Lajos-Kossuth-Straße] umbenannt und eine Kossuth-Statue errichtet. Diesem Beispiel folgten die anderen großen und kleinen ungarischen Städte. Der Kossuth-Kult profitierte von der ungarischen Millenniumsfeier 1896[25] und kulminierte in der hundertsten Geburtstagsfeier des Staatsmannes, die am 19. September 1902 in Budapest und ganz Ungarn begangen wurde.[26]

Da die feierliche Einweihung des Kanals Eisernes Tor[27] unterhalb Ada-Kalehs, im gleichen Jahr 1896 wie die ungarische Millenniumsfeier stattfand, dokumentierte man diese Zeremonie ebenfalls im Erinnerungsalbum *Az ezeréves Magyarország és a milleniumi kiállítás* [Das tausendjährige Ungarn und die Milleniums-Ausstellung].[28] Einige Illustrationen bildeten auch Ada-Kaleh selbst ab. Achtzehn Jahre nach der österreichisch-ungarischen Besetzung der Insel und zwei Jahre nach dem Begräbnis von Lajos Kossuth in Budapest war nun auch die Zeit reif, den neuen Vater der Nation in einem offiziellen Text im Zusammenhang mit der Donauinsel zu erwähnen. So liest man in der viersprachigen Bildbeschreibung der Fotografie des Bazars von Ada-Kaleh:

> (ungarisch:) Eine besonders faszinierende Gestalt ist der alte Begó, der den flüchtenden Kossuth im Jahr 1849 auf die Insel führte und sich daran mit großer Ehrfurcht und mächtigem Stolz zurückerinnert.[29]
> (deutsch:) Eine interessante Gestalt ist der alte Bego, der im Jahre 1849 den sich flüchtenden Kossuth von Orsova an's türkische Ufer ruderte.
> (französisch:) Les habitants de l'île comptent encore parmi eux un intéressant personnage, le vieux Bego qui, en 1849, fut le batelier qui d'Orsova transporta Kossuth sur la rive turque.
> (englisch:) An especially charming figure is old Bego, who in 1849 served Kossuth in his flight as a guide, and always remembers this incident with piety.[30]

---

honnan kevés idő mulva – mintegy óra alatt – ily feleletet hozott: ›A Duna mindkét partját keményen őrzik; a baloldalon törökök, a jobbon pedig mint láthatjuk szerbek vagynak, kik minden lemenő hajót, avagy ladikot feltartóztatnak, s meg nem állás esetében rá tüzelnek. Egyébaránt a járás a vaskapun még nappal is bajos, éjjel pedig lehetetlen, s a veszedelem bizonyos.‹ / Nem boldogulhatván, mindhárman Ó Orsovára visszatértünk. Kossuth a nem is remélt akadályt tőlem megértvén, kért, hogy mennék az ocserovai török tábor parancsnokához, – ha jól emlékszem Ozmán béjnek hivták, – 20 arannyal. Az alezredes a pénzt megköszönte, s bennünket a nagyúr oltalma felől biztosított, s parlamentirozásom következtében még az nap estején Ocserovára mentünk. Útlevelünkben Kossuth Bloomfild manchesteri gyárnoknak, én pedig Schuller phylolognak neveztettünk. Így tehát a Schuller név nem a törököktőli szepegés szüleménye volt, mint azt utóbb a hivatalos iratokban előfordult Szöllősy név eléggé tanúsította.« (Alle Übersetzungen aus dem Ungarischen, falls nicht anders angegeben: Peter Moldovan / Ph. H. B.)

25 Bálint Varga: Árpád above the City. National Integration Processes and Symbolic Politics in Fin-de-Siècle Hungary. Unv. Diss. Johannes Gutenberg-Universität Mainz 2012, S. 87.

26 Ansätze zum Studium des Kossuth-Kults bieten: Katalin Gönczi: Lajos Kossuth oder die Personifikation der Freiheit. Eine Fallstudie zur Entstehung von nationalen Mythen in Ungarn. In: Holger Fischer (Hg.): Lajos Kossuth (1802–1894). Wirken – Rezeption – Kult. Hamburg 2007, S. 137–154; András Gerö: Der Kossuth-Kult. Ebenda, S. 67–194; Iván Zoltán Dénes: Reinterpreting a ›Founding Father‹. Kossuth Images and Their Contexts 1848–2009. In: *East Central Europe* 37 (2010), S. 90–117.

27 Das Toponym »Eisernes Tor« (ung. »Vaskapu«, rum. »Porțile de Fier«, serb. »Đerdap«, türk. »Demir Kapu«) bezeichnet entweder die gesamten Donauengen oder nur ihren untersten Ausgang.

28 Gyula Laurencic (Hg.): Az ezeréves Magyarország és a milleniumi kiállítás. Bd. 1–2. Budapest 1896, S. 79.

29 »Különösen megnyerő alak az öreg Begó, ki a menekülő Kossuth-ot kalauzolta 1849-ben a szigetre és erre nagy kegyelettel s büszkeséggel emlékezik vissza.«

30 Laurencic: Az ezeréves Magyarország (Anm. 28), S. 68.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 14 02.02.17 11:54

Die Bildbeschreibung trägt weniger dazu bei, eine offizielle Fassung von Kossuths Überfahrt zu verbreiten, da die Flucht je nach Sprache von Orschowa ausging und am türkischen Ufer oder auf Ada-Kaleh endete, als den Namen eines türkischen Inselbewohners mit jenem des ungarischen Revolutionärs zu verknüpfen: »der alte Bego«, der französischen Variante zufolge ein türkischer Bootsmann aus Ada-Kaleh.

Wie es zur Entdeckung von [Mustafa] Bego (بغو) kam, kann anhand der auffindbaren veröffentlichten Quellen nicht geklärt werden. Gegebenenfalls war man in Wien auf ihn aufmerksam geworden, nachdem er in den 1880er Jahren eine türkische Witwe, deren Mann von einem österreichisch-ungarischen Soldaten erschossen worden war, zu einer k. u. k. Audienz begleitet hatte und nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, seine Geschichte dem Kaiser zu erzählen.[31] Eventuell wurde Bego auch durch ein Lichtbild des Alt-Orschowaer Fotografen Géza Hutterer (1864–1917) bekannt. Hutterer hatte die Regulierungs- und Kanalisierungsarbeiten und ihre Einweihungsfeier eifrig dokumentiert, wie es die Géza-Hutterer-Sammlung des Architekturmuseums in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin zeigt. Unter den Fotografien der Sammlung befindet sich auch ein Bild von »Mustafa Bega aus Adakaleh«.[32] Obwohl dasselbe nicht in *Az ezeréves Magyarország és a milleniumi kiállítás* publiziert wurde, zeigen die zahlreichen »H. G.« gezeichneten Fotografien des gleichen Albums, dass Hutterers Arbeiten im Königreich Ungarn bekannt und anerkannt waren.

Weltweite Bekanntheit erlangte Bego in der Folge weniger durch die Schriftmedien als durch ein jüngst eingeführtes Kommunikationsmittel, das ab den 1890er Jahren äußerst populär wurde: die Ansichtskarte. Diese Kleingrafik verdankte ihre Beliebtheit der Tatsache, dass sie vielerorts gekauft werden konnte, für kurze Botschaften bestens geeignet war[33] und mit den neuen Verkehrswegen in kürzester Zeit per Post an den Empfänger gelangen konnte. Ihre Verbreitung wurde durch das Aufleben des Tourismus begünstigt, denn schon bei einem kurzen Aufenthalt, zum Beispiel beim Zugstopp am Bahnhof, konnte eine datierte, unterzeichnete und versandte Ansichtskarte des Aufenthaltsorts als Beweis dienen, dass man »da gewesen« war. Breiten Bevölkerungsschichten ermöglichte dieses Medium nicht nur, sich ans Schreiben kurzer Postbotschaften zu wagen, sondern ebenfalls, sich anhand der erhaltenen Ansichten ein Bild von der Welt zu machen.[34] In diesem Kontext wurde die Ansichtskarte auch zum Sammelobjekt, wobei der Exotismus eine wichtige Rolle spielte: Handschriftliche Botschaften auf Karten, in denen man sich beim Brieffreund erkundigt, welche Motive er haben möchte, und seine eigenen Vorlieben mitteilt, zeigen, dass man versuchte, Ansichten aus möglichst vielen, aber auch möglichst fremden Ländern zu erhalten.

Die ersten Ansichtskarten, die die Donauengen darstellen, wurden wahrscheinlich im Jahre 1897 vom bereits erwähnten Géza Hutterer geschaffen, der infolge seiner fotografischen Reportagen von 1890 bis 1896 genügend Bildmotive für ein solches Vorhaben besaß. Jedenfalls tragen die ältesten auffindbaren Ansichtskarten dieser Gegend die handschriftlich eingefügte Jahreszahl '97 und die gedruckte Aufschrift

31 *Zala* 73 (11.09.1902), S. 4.

32 Architekturmuseum in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin, Inv. Nr. F 7306 = http://architekturmuseum.ub.tu-berlin.de/index.php?set=1&p=79&Daten=147177 (Aufruf: 30.11.2014).

33 Sowieso war nur wenig Platz für eine Nachricht auf der Bildseite vorhanden, ehe es zwischen 1904 und 1906 in Österreich-Ungarn erlaubt wurde, auf die geteilte Adressseite zu schreiben.

34 Rudolf Jaworski: Alte Postkarten als kulturhistorische Quellen. In: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 2 (2000), S. 90–92.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 15 02.02.17 11:54

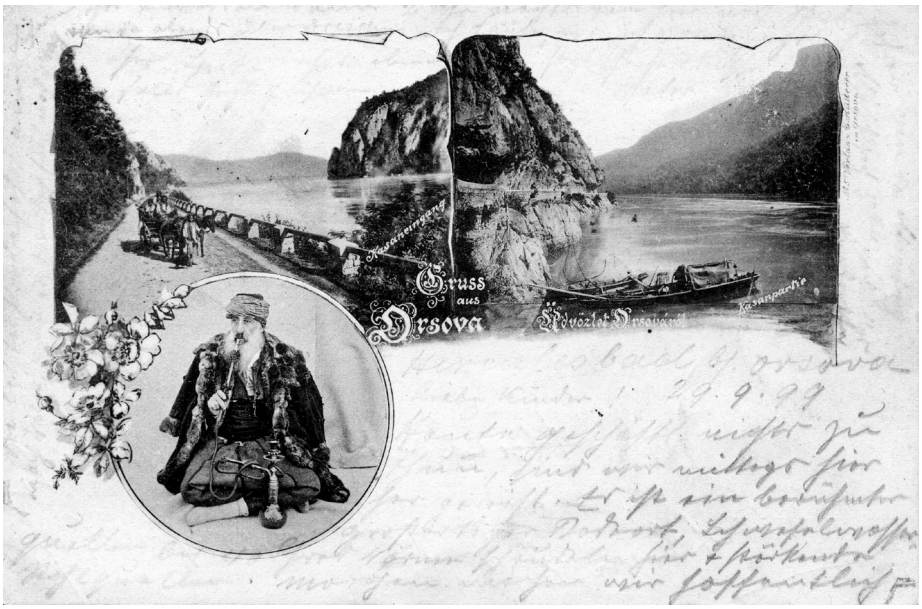

Abb. 2: Orschova: Kasaneingang / Kasanpartie. Verlag: Géza Hutterer (Orschowa). Versand: 29.09.1899 nach Mülheim (Köln). Sammlung PHB.

»Verlag: G. Hutterer, Orsova« und »Kretzschmar & Schatz, Meissen«, wobei es sich bei letzterem wohl um den Verlag handelt, der die Karten druckte.[35] Dass der Markt für Ansichtskarten mit den Donauengen lukrativ war und eine starke Nachfrage nach derartigen Produkten bestand, beweist sowohl die Vielfalt der Motive als auch die Zahl der Produzenten, deren über zwanzig ausfindig gemacht werden konnten, hauptsächlich aus Ungarn, aber auch aus Rumänien, Serbien und Ada-Kaleh, sowie internationale Verleger wie Stengel & Co (Dresden, Berlin) oder »D.T.C., L.«, worunter wahrscheinlich der Deutsche Touring Club zu verstehen ist. Die internationalen Herausgeber, aber auch einige lokale Produzenten aus Ungarn und Ada-Kaleh benutzten weniger eigene Bildmotive, als dass sie bestehende Ansichtskarten nachdruckten, nachmalten oder ihre Motive neu arrangierten.

Schon sehr früh benutzte Hutterer Begos Konterfei als Bildmotiv. Die älteste aufgefundene Ansichtskarte mit Bego ist vom 29. September 1899 datiert (Abb. 2).[36] In einem Medaillon ist Bego im Türkensitz zu sehen, eine Nargileh rauchend. Er trägt einen Turban, ein weißes Unterhemd, eine Weste, eine breite Stoffschärpe über dem Bauch, lange Pumphosen, weiße Strümpfe und einen Pelzmantel. Das Lichtbild, sichtlich ein Studiofoto, prägt die gesamte Ansichtskarte, inklusive die beiden Naturlandschaften im Hintergrund und die zweisprachige, deutsch-ungarische Aufschrift »Gruss aus Orsova« / »Üdvözlet Orsováról«: Der »Kasaneingang«[37] mit der Zigeunerkutsche, die »Kasanpartie« mit den Kähnen und der Ortsname Alt-Orschowas erhalten durch

35 Kretzschmar & Schatz hat zahlreiche Ansichtskarten jedmöglicher Gegenden produziert.
36 Alle abgebildeten Ansichtskarten entstammen der Sammlung des Autors.
37 Das türkische Wort »kazan« (»Kessel«) wurde als Bezeichnung für die Donaueengen ins Deutsche (»Kasan«), Ungarische (»Kazán«), Rumänische (»Cazan«) und Serbische (»Kazan«) übernommen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 16 02.02.17 11:54

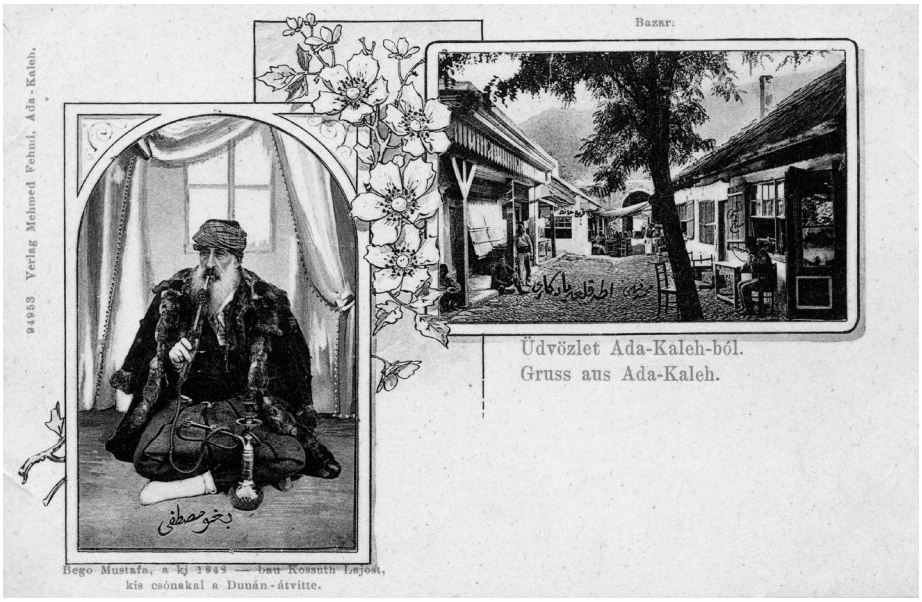

Abb. 3: Ada-Kaleh: Basar. Verlag: Mehmed Fehmi (Ada-Kaleh). Sammlung PHB.

Begos Bildnis eine exotische, orientalische Färbung. Dieser Effekt scheint gewollt: Bego wird durch keine Bildbeschreibung identifiziert und nicht mit Kossuth in Verbindung gebracht. Er steht somit allgemein als typischer Bewohner der Donauengen und Alt-Orschowas. Diese Ansichtskarte war wahrscheinlich gefragt, jedenfalls wurde sie von einem Verleger im landeinwärts gelegenen Kurort Herkulesbad, Alfred Jäger, nachgedruckt.

Mit retuschiertem Hintergrund wurde die gleiche Fotografie von Bego auf einer Ansichtskarte des Verlags Mehmed Fehmi, Ada-Kaleh, verwendet, diesmal mit ausdrücklichem und ausschließlichem Bezug auf Ada-Kaleh, sowohl durch ein zweites Bildmotiv, den »Bazar« von Ada-Kaleh, als auch durch die zweisprachige Aufschrift »Üdvözlet Ada-Kaleh-ból« / »Gruss aus Ada-Kaleh« (Abb. 3). Zudem ist Bego hier mehr als ein Typus: Unter seinem Bildnis steht sein Name auf Osmanisch und die folgende Bildbeschreibung in ungarischer Sprache: »Mustafa Bego, der 1848 Lajos Kossuth mit einem kleinen Boot über die Donau brachte«.[38] Die Sprachwahl deutet eventuell darauf hin, dass sich diese Ansichtskarte an ein ungarisches Publikum richtete.[39]

Fotografien von Bego erschienen mit seinem Namen, jedoch ohne zusätzliche Erklärung sowohl als Einzelmotiv als auch als Einblendung auf weiteren Ansichtskarten aus Ada-Kaleh. Hier erfüllte seine Person wieder die Typus-Funktion, wenn auch im beschränkten Bezug auf das türkische Eiland. So sieht man ihn zum Beispiel im Kaftan, Nargileh rauchend, am rechten, unteren Bildrand einer Ansichtskarte, auf der die

38 »Bego Mustafa, a ki 1848-bau [sic] Kossuth Lajost, kis csónakal [sic] a Dunán átvitte.«

39 Die Ansichtskarte existiert in mehreren Varianten. Ein ähnliches Modell, mit der Moschee Ada-Kalehs, einer Gesamtansicht der Insel und der erwähnten Fotografie Begos, die im Architekturmuseum in der Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin konserviert wird, ist bei Hutterer erschienen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 17 02.02.17 11:54

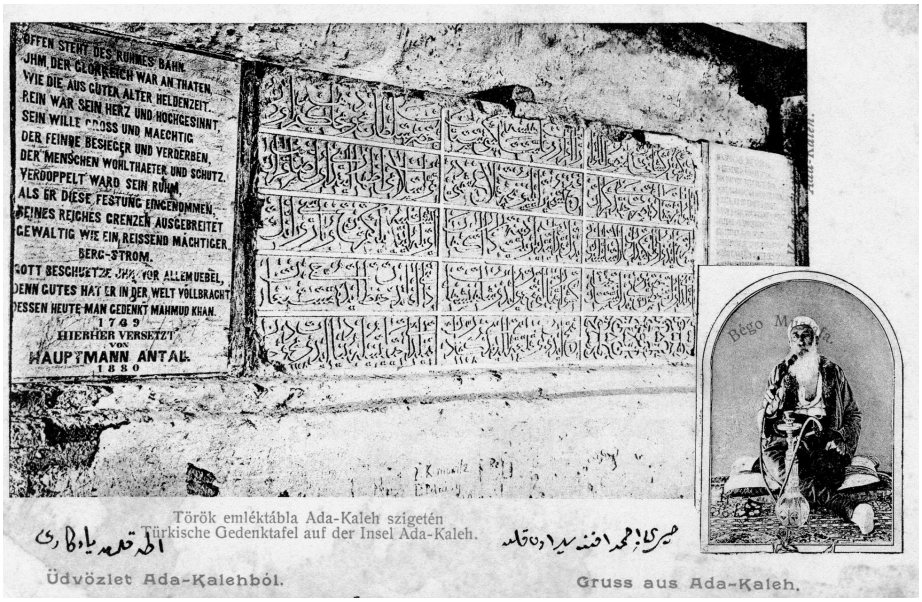

Abb. 4: Ada-Kaleh: Türkische Gedenktafel. Verlag unbekannt. Sammlung PHB.

»Türkische Gedenktafel auf der Insel Ada-Kaleh« abgebildet ist, welche die Wiedereroberung der Festung durch die Türken im Jahre 1739 kommemoriert (Abb. 4).

Durch die Ansichtskarten wurde nicht nur Begos Gestalt, sondern auch sein Name Teil des türkischen Typus Ada-Kalehs beziehungsweise Alt-Orschowas. Auf einer kolorierten Ansichtskarte des »D.T.C., L.« sitzt Bego auf einer Bank, diesmal nicht Nargileh, sondern Zigarette rauchend (Abb. 5). Die Bildlegende lautet »Orsova« / »Begó-Türke«. Begos Beiname wird so zum Ethnikon einer türkischen Volksgruppe, die in Alt-Orschowa zu wohnen scheint. Eine Ansichtskarte von »G.M.O.«, Grieser Mátyás, Orschowa, verbreitet mit der gleichen Fotografie dieselbe Idee, doch die Gesamtansicht Ada-Kalehs im Secessionsstilrahmen und die Aufschrift »Adah-Kaleh« neben dem Ortsnamen »Orsova« verweisen wenigstens auf die Insel, auf der Bego wohnt (Abb. 6).

Auf mehreren Ansichtskarten aus Ada-Kaleh oder Alt-Orschowa taucht Bego anonym auf. So sieht man ihn zum Beispiel neben drei anderen Männern auf einem Stuhl an einem Tisch sitzen (Abb. 7). Vor Bego steht ein Tablett mit einem Wasserglas und einer Kaffee- oder Teetasse sowie ein Nargileh, aus dem sein Tischnachbar raucht. Bego ist, bis auf sein Schuhwerk, traditionell gekleidet, während seine Gefährten, mit Ausnahme des Fes, westliche Kleidung respektive eine Uniform tragen. Aus dem Bild wird deutlich, dass ein Generationswechsel stattgefunden hat, der mit einem Kulturwechsel einhergeht. Die Fotografie, die hier durch die Bildlegende auf Ada-Kaleh bezogen wird, wird in einer Ansichtskarte von Simon Kugler, Orschowa – Herkulesbad[40], mit Alt-Orschowa in Zusammenhang gebracht (Abb. 8): Um die Aufschrift

40 Laut Constantin Juan-Petroi war Kugler ein Informant des Osmanischen Reiches, vgl. Juan-Petroi Constantin: Ada-Kaleh. Monografia unei insule scufundate și a comunității care a locuit-o [AdaKaleh. Monografie einer überschwemmten Insel und der Gemeinschaft, die sie bewohnt hat]. Galați 2005.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 18 02.02.17 11:54

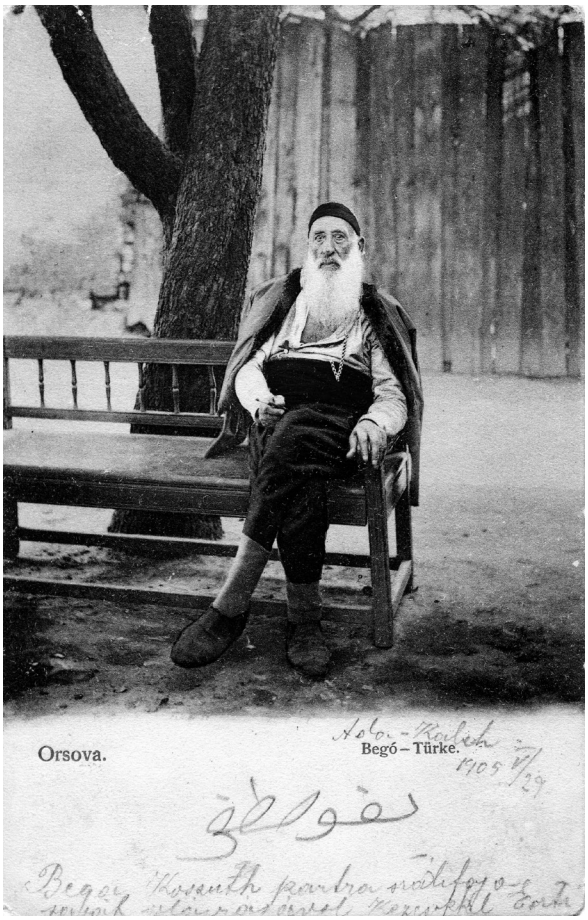

Abb. 5: Orsova: Begó-Türke.
Verlag: D.T.C., L. Versand: 29.05.1905 nach Neusatz/Novi Sad. Sammlung PHB.

»Üdvözlet Orsováról« im Rokokorahmen sind acht Ansichten dergestalt angeordnet, dass das Lichtbild mit Bego in der Mitte prangt und so die türkischen Persönlichkeiten den Gesamteindruck prägen. Die Orientalisierung Alt-Orschowas erfolgt zusätzlich durch die Überzahl der Ansichten Ada-Kalehs (4) im Vergleich zu denen Alt-Orschowas (2). Schließlich steht der Moschee der Insel – wenngleich ein ehemaliges Franziskanerkloster – kein Gebäude im klassizistischen österreichisch-ungarischen Stil gegenüber, das den Eindruck wettmachen könnte, man befinde sich hier außerhalb der westlichen Welt.

Einige Einblendungen Begos erweisen sich auch als amateurhaft: So schwebt der ausgeschnittene Bego übergroß auf einer retuschierten Bank durch die »Katakomben« – eigentlich Kasematten – Ada-Kalehs (Abb. 9). Die schlechte Collage zeigt wiederum, dass seine Person auf den Ansichtskarten aus Ada-Kaleh und Alt-Orschowa hauptsächlich die Typus-Funktion innehatte respektive sein Bildnis benutzt wurde, um die Karten exotischer, orientalischer zu gestalten: Statt des ungarischen Nationalhelden, der Kossuth rettete, erschien Bego vorwiegend als beliebiger türkischer Nargileh-Raucher.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 19 02.02.17 11:54

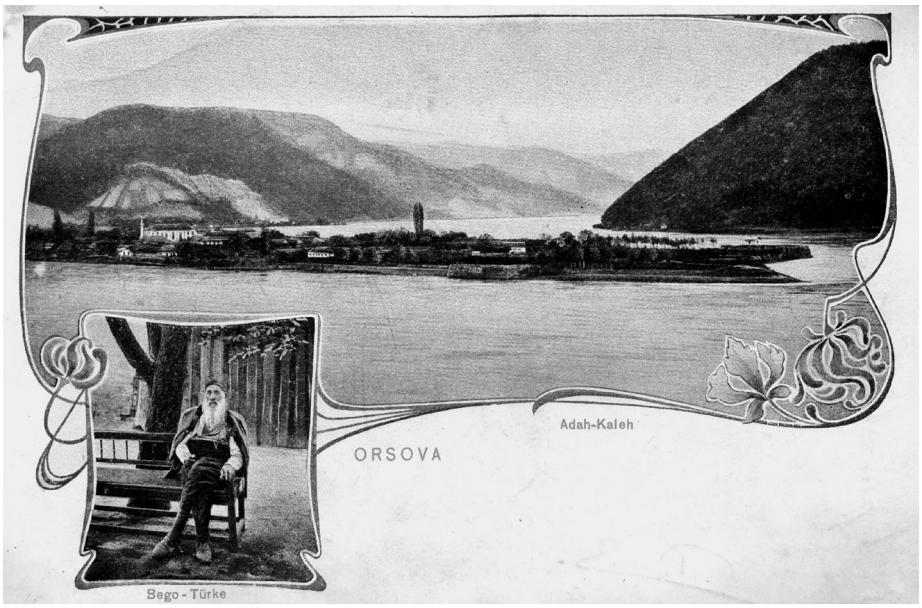

Abb. 6: Orsova: Ada-Kaleh. Verlag: Grieser Mátyás (Orschowa). Versand: 25.05.1911. Sammlung PHB.

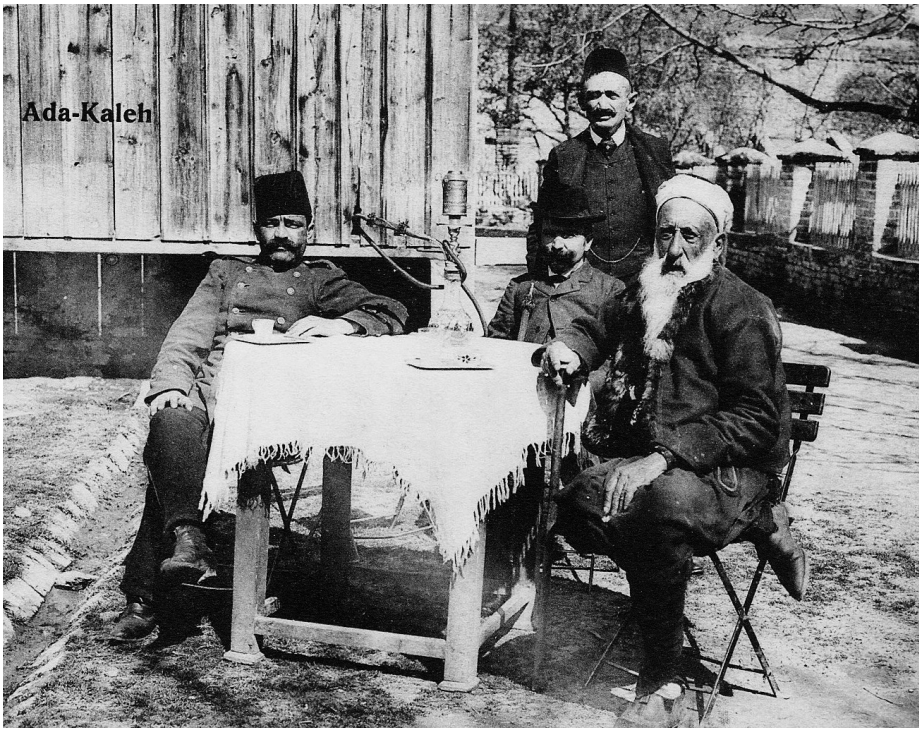

Abb. 7: Ada-Kaleh. Verlag unbekannt. Sammlung PHB.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 20 02.02.17 11:54

Abb. 8: Orsova. Verlag: Simon Kugler (Orschowa–**Herkulesbad).** Sammlung PHB.

Ein einziges Ansichtskartenmodell ist Bego als »Kossuth Lajos megmentője« [Lajos Kossuths Retter] gewidmet (Abb. 10). Da es sich grafisch von allen anderen bekannten Ansichtskarten aus Ada-Kaleh oder Alt-Orschowa unterscheidet, ist anzunehmen, dass es sich nicht um ein lokales Produkt oder einen Nachdruck eines solchen handelt. Der Text des Modells lautet in allen Varianten gleich: »Bego Mustafa / Ada Kaleh / Lajos Kossuths Retter / [Er] brachte [ihn] 1849 im Boot nach Vidin«[41]. Begos Bild gleicht jenem, das in Budapest geschossen wurde, als sich Bego zur Feier des hundertsten Geburtstags von Kossuth am 19. September 1902 zum Grab des revolutionären Anführers begab.[42] Auf der vorliegenden Postkartenvariante ist zusätzlich das Porträt des betagten Kossuth zu erkennen. Möglicherweise handelt es sich um die 1902 in Budapest gedruckte Ansichtskarte mit Bego und Kossuth, die in einem Bericht des Müdürs von Ada-Kaleh an den osmanischen Botschafter in Wien erwähnt wird.[43]

Doch auch die Typus-Ansichtskarten, die als einfache touristische Souvenirs aus Ada-Kaleh oder Alt-Orschowa gedacht waren, konnten durch handschriftliche Anmerkungen im nationalen Geist interpretiert werden. Abbildung 5 trägt so Begos Unterschrift und den Zusatz: »Bega, der Kossuth ans Ufer gebracht hat, mit seiner Unterschrift. Küsse die Hand, Eszti.«[44]

Begos Autogramm ist öfters auf Ansichtskarten zu finden. Die Signaturen zeigen, dass Reisende Bego begegneten, wobei nicht immer feststeht, inwiefern sie wahrnah-

41 »Bego Mustafa / Ada Kaleh / Kossuth Lajos megmentője / 1849-ben átvitte csónakon Viddinbe.«
42 *L'Illustration* 3109 (27.09.1902), S. 245.
43 Juan-Petroi: Ada-Kaleh (Anm. 40), S. 63 = Mihail Guboglu: Arhiva insulei Ada Kale și importanța ei [Das Archiv der Insel Ada Kaleh und seine Bedeutung]. In: *Revista arhivelor* 5 (1962), S. 134.
44 »Bega, Kossuth, partra szállitoja, nevek aláirásával. Kéz csokokkal, Eszti.«

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 21 02.02.17 11:54

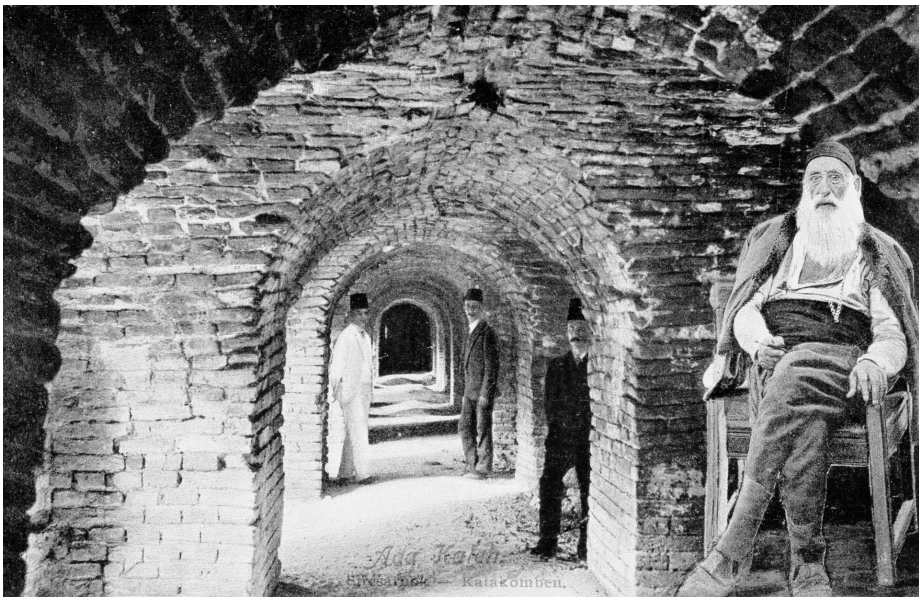

Abb. 9: Ada-Kaleh: Katakomben. Verlag: Grieser Mátyás (Orschowa). Sammlung PHB.

men, wer Bego war: Die nötigen handschriftlichen Erklärungen fehlen oder die Kommentare sind unklar, ohne Bezug auf Kossuth oder das Jahr 1849.[45]

Es ist möglich, dass Bego nicht nur Ansichtskarten mit seinem Bildnis unterschrieb, sondern auch an seiner Vermarktung lokal beteiligt war: Die Pariser Zeitung *Le XIXe siècle* berichtete von der hundertsten Geburtstagsfeier Kossuths, dass der in Budapest anwesende Bego die Absicht erklärt habe, illustrierte Postkarten mit seinem Porträt zu verkaufen, um dem Elend zu entkommen.[46] Das Zitat zeigt jedenfalls, dass der Ansichtskartenverkauf für Ada-Kaleh ein wichtiges Geschäft war.

Schon im Vorfeld von Kossuths hundertster Geburtstagsfeier begann die Presse, sich für Bego zu interessieren. Bereits 1901 gab er ein Interview für die *Budapesti Hírlap* [Budapester Zeitung], in dem er seine Fassung von Kossuths Überfahrt ins Osmanische Reich erzählte:

> Damals flüchteten sehr viele aus Orschowa auf türkisches Gebiet: Mit mehreren Kameraden wartete ich am Orschowaer Ufer gegenüber von Ada-Kaleh mit meinem Boot auf die armen Flüchtlinge. Die Landwehr-Offiziere [Offiziere der revolutionären ungarischen Streitkräfte, Anm. Ph. H. B.] haben uns für die Mühe reichlich entschädigt, was uns auch zustand, denn die österreichischen Grenzposten hielten nach uns Ausschau, sie haben mehrere Kameraden totgeschossen. Eines Tages erreichte eine dreiköpfige ungarische Truppe das Ufer bei Orschowa. Einer von ihnen hatte eine Truhe unter dem Arm. Sie sprangen in den Kahn und sagten zu mir, ich solle sie zum Befehlshaber von Ada-Kaleh, zum türkischen Oberst Osman Beg fahren. Sie unterhielten sich lange [mit ihm] und wollten ihm die Truhe übergeben,

45 Auch andere Artefakte zeugen von Begegnungen mit Bego, so ein Porträt gemalt von Max Kurth (1869–1962), das im Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg aufbewahrt wird: https://www.spk-burgenlandkreis.de/module/ihre_sparkasse/stiftungen/kunst-im-blk/kuenstler/max-kurth/pixel/Mustafa2.jpg (Aufruf: 07.12.2014).

46 *Le XIXe siècle* 11882 (22.09.1902), S. 1.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 22 02.02.17 11:54

Abb. 10: Bego Mustafa. Verlag unbekannt. Sammlung PHB.

> weigerten sich jedoch zu verraten, was der Inhalt war. Der Beg wollte aber die geheimnisvolle Truhe nicht verwahren. Ich erfuhr erst später, dass sich darin die heilige ungarische Krone befand. Die drei Herrschaften ruderten nach Orschowa zurück, wo sie die Truhe vergruben. Dann stiegen sie erneut in mein Boot, und ich brachte sie nach Vidin. Derjenige der Herren, der den vornehmsten Eindruck erweckte, gab mir einige Goldstücke und Kossuth-Banknoten im Wert von tausend Forint. Als ich nach Orschowa zurückkehrte, wollten Amtsträger und Offiziere von mir wissen, ob ich den Reichsverweser Lajos Kossuth befördert hätte. Erst dann erfuhr ich, welche große Persönlichkeit ich in die Türkei gefahren hatte. Ich habe natürlich alles bestritten, sonst hätten sie mich erhängt.[47]

Zwischen Szöllősys und Begos Bericht gibt es mehrere Unstimmigkeiten: Erstens sollten Szöllősy zufolge nur er und Kossuth ins Osmanische Reich übergesetzt werden. Zu diesem Zweck hatte Szöllősy nur für sie beide falsche Pässe besorgt. Bego behauptet aber, er habe drei Personen über die Donau gefahren. Zweitens spricht Szöllősy von langen Vorbereitungen, einschließlich der Anheuerung von drei Schleusern aus Ada-Kaleh. Bego berichtet jedoch von einer spontanen Aktion, an der er

47 Zitiert nach: *Zala* 73 (11.09.1902), S. 4: »Akkoriban nagyon sokan menekültek Orsováról török területre. Én és több társaim folyton az Ada-Kalehval szemben levö orsovai parton vártunk csónakkal a szegény menekülökre. A honvédtisztek rendesen jól meg is fizettek faradtságunkat, amit különben meg is érdemeltünk, mert az osztrák határőrök nagyon vigyáztak ránk s nem egy társamat agyonlötték. Egyszer egy háromtagu magyar társaság érkezett az orsovai partra; egyikök egy ladát szorongatott a hóna alatt. Beugrottak ladikomba s azt mondták, vigyem őket a szigetre Ozmán bég török ezredeshez, Ada-Kaleh parancsnokához. Sokáig beszélgettek vele s at akartak neki adni a ládát, de vonakodtak megmondani, mi van benne. A bég nem fogadta el megőrzésre a titkos ládát. Kesöbb tudtam csak meg, hogy a magyar szent korona volt benne. A három úr visszaevezett Orsovára, ahol elásta a ládát. Azután ujra beleültek ladikomba s Vidding vittem öket. Az egyik ur, aki legelőkelőbbnek látszott köztük, néhany aranyat és ezer forintnyi Kossuth-bankót adott nekem. Amikor visszatértem Orsovára, kérdezösködtek tölem a hivatalos urak és katonák, hogy nem én vittem-e Kossuth Lajos kormányzót, csak akkor tudtam meg, hogy milyen nagy urat szállitottam Törökországba. Persze tagadtam, mert különben fölakasztottak volna.« (Übersetzung: Alois Kommer)

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 23 02.02.17 11:54

allein beteiligt gewesen sei. Gegebenenfalls stimmen auch die versprochenen und die ausgezahlten Bestechungsgelder nicht überein. Drittens kommandiert Osman Bey bei Szöllősy Vârciorova und bei Bego Ada-Kaleh, wobei Szöllősy zugesteht, dass er sich im Namen irren könne.[48] Dass die Stephanskrone in Szöllősys Brief vom 19. August 1853 nicht erwähnt wird, liegt wohl daran, dass Szöllősy am Vergraben der Krone nicht teilgenommen hatte und dass die Insignien erst am 8. September 1853 geborgen wurden.[49] Bego hingegen unterstreicht, dass er erst später erfahren habe, dass in »der geheimnisvollen Truhe« »sich die heilige ungarische Krone befand«. Ebenso schlussfolgert er einzig aus der nachträglichen Frage der »Amtsträger und Offiziere«, dass er Kossuth nach Vidin gefahren habe. Zudem erwähnt Bego nicht, ob er seinen Fahrgast im Nachhinein auf einem Porträt wiedererkannt habe – was schwierig gewesen sein dürfte, da Kossuth sich den charakteristischen Bart und Schnurrbart vor der Überfahrt anscheinend abrasiert hatte.[50] Letztlich besitzt Bego keinen Beweis, dass er Kossuth nach Vidin gebracht hat. Die Widersprüche zwischen Szöllősys und Begos Bericht könnten somit bedeuten, dass Bego sich die Dinge zusammengereimt und vielleicht eine andere Person über die Donau gesetzt hat. Begos Erzählung erklärt jedenfalls, weswegen er in den frühen Reiseberichten nicht erwähnt wird: Aus Furcht vor der Todesstrafe schwieg er lieber.

Trotz der Fragen, die dieses Interview aufwirft, scheint sich bis heute niemand mit Begos Aussagen kritisch auseinandergesetzt zu haben. Als sich Bego zu Kossuths hundertstem Geburtstag am 19. September 1902 als einer unter Tausenden an das Grab des Vaters der Nation begab, war er für die ungarische Zeitung, die über seinen Besuch berichtete, und den französischen Korrespondenten, der ihn interviewte, der Bootsmann, der Kossuth über die Donau gesetzt hatte.[51]

Nach der ephemeren Mediatisierung Begos im Rahmen der Kossuth-Feierlichkeiten wurde es in der ungarischen Presse wieder still um ihn. Der Alt-Orschowaer Schriftsteller und Freund Géza Hutterers, Otto Alscher (1880–1944), schilderte ihn noch in einer poetischen Beschreibung Ada-Kalehs, die am 8. September 1905 in der *Temesvarer Zeitung* erschien:

> Aber der alte Bego, der einst Kossuth bei seiner Flucht auf die Insel gebracht, kommt nun die Strasse herab. Stolz trägt er seinen neuen, breit um den Leib gebundenen Kusak [Stoffschärpe, Anm. Ph. H. B.] und unter den Achmedia, den Turban, gesteckt eine Blume; er tritt in ein Kaffeehaus.[52]

---

48 In diesem Kontext erwähnt Ignaz Kúnos noch den Müdür, der weder bei Szöllősy noch bei Bego vorkommt: »derselbe Müdir, der gute Fazli Sadik Aga, der die ungarischen Emigranten im Jahre 1849 zufolge eines Auftrages seiner Regierung an der Grenze erwartete und sie unter militärischem Geleite nach Widdin brachte«, vgl. Kúnos: Materialien (Anm. 15), S. XI.

49 Vgl. Hanns Schlitter: Aus der Regierungszeit Kaiser Franz Joseph I. Wien 1919, S. 33–91.

50 Jules-Conrad Burchard-Bélaváry: A törökökné l. Magyar és lengyel emigránsok az 1848–49-es szabadságharc után [Bei den Türken. Ungarische und polnische Auswanderer nach dem Freiheitskrieg von 1848–1849]. S. 3 = http://mek.oszk.hu/02200/02212/02212.pdf (Aufruf: 07.12.2014).

51 *Le XIXe siècle* 11882 (22.09.1902), S. 1: »Le canotier de Kossuth (De notre correspondant particulier). Budapest, 20 septembre. Un hôte intéressant est venu assister au centenaire de Louis Kossuth. C'est Bego Mustapha, ancien passeur turc, qui, en 1849, a conduit dans sa barque Louis Kossuth, d'Orsova à Widdin pour le mettre sur territoire ottoman à l'abri de la réaction triomphante […]«; *L'Illustration* 3109 (27. 9. 1902), S. 245: (Bildbeschreibung, ohne Erwähnung von Begos Namen): »Le batelier musulman qui fit passer le Danube à Kossuth, en 1849.« Die gleiche Fotografie, die in *L'Illustration* publiziert wurde, war auch in einer ungarischen Zeitung als Begleitbild eines Artikels mit dem Titel »Bega Mustafa« erschienen, der ohne Referenz auf folgender Internet-Seite wiedergegeben ist: http://www.huszadikszazad.hu/1903-februar/bulvar/bega-mustafa (Aufruf: 07.12.2014).

52 Zitiert nach: *Neue Banater Zeitung* Nr. 5446 (1980).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 24 02.02.17 11:54

Der kurze Ausschnitt zeigt, dass es noch eine weitere Fassung von Kossuths Überfahrt gab, nämlich mit einem Halt auf Ada-Kaleh.[53]

Schließlich wurde 1910 im *Huszadik Század* [*Zwanzigstes Jahrhundert*] berichtet:

> Der gute Mustafa Bego ist nicht mehr unter den Lebenden: Er war der einzige, der sah, wie der flüchtende Kossuth den Boden küsste.[54]

Mit Begos Tod war seine wirkliche Person der Presse entzogen, jedoch nicht der ungarische Nationalheld und noch weniger der türkische Nargileh-Raucher. Im Londoner *The Wide World Magazine* erschien 1911 ein Artikel über Ada-Kaleh, der auch in der Zeitschrift *La Lettura* des Mailänder *Corriere della Sera* übernommen wurde. *The Island That Was Forgotten*, auf Italienisch *L'isola dimenticata*, vermischte im Stil vieler Feuilleton-Reiseberichte der Belle-Époque einige wenige reelle Informationen mit oberflächlichen, kitschigen Ausmalungen. Bego wurde nicht genannt, war dafür aber gleich dreimal abgebildet, einmal als »Ibrim Selim, mit 104 Jahren der älteste Bewohner der Insel«[55] mit der Fotografie von Abbildung 5, einmal als einer der »Vorsteher von Ada-Kaleh«[56], mit der Fotografie von Abbildung 7, und einmal als »Der Küster der Moschee«[57], mit einem Lichtbild, auf dem Bego das Nargileh raucht, ein Motiv, dem ebenfalls eine Postkarte zugrunde liegt (Abb. 11).[58]

In der Beilage *Pictorial Magazine* des New Yorker *The Sun* erschien am 1. Dezember 1912 ein ähnlich absonderlicher Artikel *Turkey's Island is Forgotten* über Ada-Kaleh. Von Bego wurde berichtet:

> Bego Mustaphah, ex-corporal in the army of his Majesty the Sultan of Turkey, is [Ada-Kaleh's] executive and judiciary rolled into one fat figure, and while in Ada Kaleh it is as well not to criticise the local government. For Bego can arrest, try and find one – and in general make things very unpleasant. Bego is decidedly the boss of the island, but withal he is a very decent boss. Once get on his right side, and it isn't very hard to do, and he will stuff your pipe full of delicious Turkish tobacco, crack a joke, and – it is whispered – even share a bottle.[59]

Obschon dieser Artikel ohne Illustration auskam, ist anzunehmen, dass die Idee, Bego sei der Vorstand der Insel, dadurch entstand, dass er auf etlichen Ansichtskarten aus Ada-Kaleh abgebildet war.[60]

Der Beitrag in *The Wide World Magazine*, seine italienische Übersetzung und der Artikel in *The Sun* zeigen, dass die raren Informationen, die in der ungarischen und der französischen Presse erschienen, kaum rezipiert wurden, wenngleich wenigstens die französischen Texte keine sprachlichen Probleme darstellen durften. Andererseits wird

---

53 Zu Ada-Kaleh in der *Temesvarer Zeitung*, siehe auch: Alexander Krischan: Die *Temesvarer Zeitung* als Banater Geschichtsquelle. 1852–1949. München 1969.

54 *Huszadik Század* 8 (1910), S. 136f. = http://mtdaportal.extra.hu/huszadik_szazad/text/1910/1910%2008.pdf (Aufruf: 07.12.2014): »a kitűnő Mustafa Bego már nincs az élők között: ő volt ugyanis az egyetlen ember ki látta amikor a menekülő Kossuth megcsókolta a földet.«

55 »Ibrim Selim, di 104 anni, il più vecchio abitante dell'isola.«

56 »Autorità di Ada-Kaleh.«

57 »Il sagrestano della Moschea.«

58 *The Wide World Magazine* 26 (1911), S. 193–198; *La Lettura. Rivista mensile del Corriere della Sera* 11 (1911), S. 93–96.

59 *The Sun. Pictorial Magazine* (01.12.1911), S. 2.

60 Auch auf der Internetseite http://alexisphoenix.org/adakaleh.php (Aufruf: 07.12.2014) erscheint das Studiofoto von Hutterer mit der Bildbeschreibung: »Bego Mustafa. This is almost certainly the ruler of Ada Kaleh, around 1895– 1900.« Dass Bego eine solche Stelle definitiv nicht innehatte, geht aus den Artikeln von Ignaz Kúnos und Mihail Guboglu hervor. Vgl. Kúnos: Materialien (Anm. 15), S. XI; Guboglu: Arhiva insulei (Anm. 43), S. 134.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 25 02.02.17 11:54

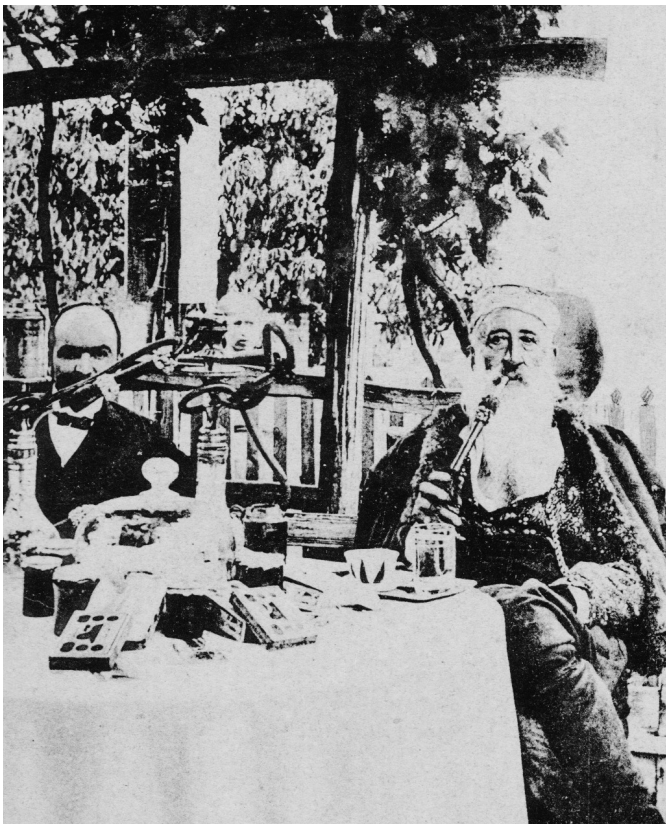

Abb. 11: Ada-Kaleh: Kaffeehaus. Verlag: Ali Mehmed (Ada-Kaleh). Sammlung PHB.

klar, dass die Artikel auf den Typus-Ansichtskarten respektive deren fotografischen Vorlagen fußten, die frei interpretiert wurden.

Nachdem Ada-Kaleh 1919 vom Obersten Rat der Pariser Friedenskonferenz Rumänien zugesprochen wurde[61], war ihre Zeit als orientalisches Reiseziel zwar noch nicht vorüber, aber ihre Rolle in der ungarischen Geschichte dürfte die neuen Herrscher, die Ungarn besiegt und seine östlichen Territorien erhalten hatten, wenig interessiert haben. Die Zwischenkriegszeit war zudem landesweit von einer Rumänisierungspolitik geprägt, die sich sogar auf den Ansichtskarten bemerkbar machte: Neue, rumänische Texte wurden auf die Karten aufgedruckt und die ungarischen Bild-

61 Im Rahmen der Pariser Friedenskonferenz riet die Kommission für rumänische und jugoslawische Angelegenheiten am 28. Juli 1919, Ada-Kaleh als von Österreich-Ungarn besetztes Gebiet dem Königreich Rumänien zuzuteilen. Der Oberste Rat stimmte der Kommission am gleichen Tag zu. Im August 1919 beschlossen die Inselbewohner selbst, Rumänien beizutreten. Ada-Kaleh wurde jedoch weder im Vertrag von Sèvres (10.08.1920) noch im Vertrag von Lausanne (24.07.1923) namentlich aufgeführt. Der Verzicht des Osmanischen Reiches respektive seines Nachfolgerstaates, der Republik Türkei, auf die Donauinsel war also nur implizit. (Papers Relating to the Foreign Relations of the United States. The Paris Peace Conference. Bd. 7: The Council of Heads of Delegations. Minutes of Meetings July 1 to August 28 1919. Washington 1946 S. 361; *Le XIXe siècle* Nr. 17.800 (14.08.1919), S. 2; Lawrence Martin: The Treaties of Peace 1919–1923. New York 1924, S. XXXVII.).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 26 02.02.17 11:54

beschreibungen gegebenenfalls durchgestrichen.[62] Ansichtskarten mit Mustafa Bego nach 1919 sind nicht aufzufinden.

Im Jahr 1934 erschien ein Monografie der Insel Ada-Kaleh von Imam Ahmet Ali, die mit mehreren Neuauflagen und einer Übersetzung ins Deutsche einen großen Erfolg verzeichnete. Während sich Ali lange mit dem Besuch von König Carol II. im Jahr 1931 beschäftigte, war Bego, der früheren Symbolfigur der Insel, nur ein Nebensatz gewidmet:

> [Kossuth] hat sich den Türken auf Ada-Kaleh ergeben und wurde über die Donau nach Vidin und von dort ins Innere der Türkei geschickt, unter der Führung von Mustafa Bego.[63]

Er war jedoch zweimal im Buch abgebildet: Neben dem erwähnten Satz erschien das Studiofoto von Hutterer, seitenverkehrt und mit der Bildlegende: »Mustafa Bego. Foto: Omer Feyzi«, und auf Seite 31 sah man den Nargileh rauchenden Bego von Abbildung 11, mit der Erklärung: »Mustafa Bego raucht das Nargileh.«[64]

Allem Anschein nach wurde das Interesse für Bego erst in den 2000er Jahren wieder wach, als sich der sehr produktive Alt-Orschowaer Historiker Constantin Juan-Petroi (1939–2011) auch mit Ada-Kaleh beschäftigte. In seiner Monografie übernimmt Juan-Petroi Alis Version, dass sich Kossuth zunächst den osmanischen Behörden Ada-Kalehs ergeben und dann von der Donauinsel nach Vidin übergesetzt habe. Begos Beteiligung an der Überfahrt und Alis Behauptung, Kossuth habe in einem Haus auf Ada-Kaleh Unterkunft gefunden, stellt Juan-Petroi jedoch mit der Formel »se zice« [man sagt] in Frage. Ohne Referenzen anzugeben, schreibt Juan-Petroi, Bego sei 1902 mit zwei weiteren Bewohnern Ada-Kalehs nach Budapest eingeladen worden und habe später eine Rente vom ungarischen Staat erhalten.[65] In einem Interview behauptet Juan-Petroi zudem, Bego sei bereits 1898 nach Budapest gebeten worden.[66] Es ist möglich, dass sich Juan-Petroi auf unveröffentlichtes Archivmaterial aus den Nationalarchiven Rumäniens beruft. Dieses müsste jedoch weiter erforscht werden, um einige Unklarheiten zu lösen: Bego erwähnt in seinem Interview für die *Budapesti Hírlap* weder eine Einladung zur Kossuthfeier von 1902 noch eine Reise nach Budapest im Jahr 1898. Zudem wurde Begos Besuch an Kossuths Grab in der Presse als private Teilnahme geschildert.[67]

Zur literarischen Figur schafft es Bego schließlich in der Erzählung *Gelin*, *Mireasa din Ada Kaleh* [Gelin, die Braut von Ada-Kaleh] (2010) des Orschowaer Schriftstellers Ilie Sălceanu (1946–2014). Im zweiten Teil seiner geplanten Trilogie schöpft Sălceanu die erotische Seite des Orientalismus aus und nimmt scheinbar Anleihen beim berühmten Roman *Az arany ember* [Der goldene Mensch] (1872) des ungarischen Schriftstellers Mór Jókai (1825–1904). Doch der Faden der Erzählung wird von einer langen Passage unterbrochen, in der Bego in der Ich-Form die Ereignisse von 1849 schildert.[68]

---

62 Nicht alle Produzenten scheinen dieser Sprache mächtig gewesen zu sein: So wurde »Moschee« auf einer Karte mit »Moșia« (»Grundbesitz«) übersetzt.

63 Ahmet Ali: Monografia Insulei Ada-Kaleh [Die Monografie der Insel Ada-Kaleh]. Craiova 1934, S. 22: »[Kossuth] s'a predat Turcilor din Ada-Kaleh și a fost trimis prin Dunăre la Vidin și de acolo în interiorul Turciei condus de Mustafa Bego.«

64 »Mustafa Bego fumând cu narghileaua.«

65 Juan-Petroi: Ada-Kaleh (Anm. 40), S. 63; In Juan-Petrois Quelle, Guboglu, ist von einer Einladung von Begos Sohn Ali die Rede (Guboglu: Arhiva insulei, Anm. 43, S. 134).

66 Velican Venuela: Orșova altfel [Orschowa anders]. Unv. Dossier. Universitatea »Lucian Blaga« Sibiu, S. 22.

67 Siehe: http://www.huszadikszazad.hu/1903-februar/bulvar/bega-mustafa Aufruf: 07.12.2014)

68 Ilie Sălceanu: Gelin. Mireasa din Ada Kaleh [Gelin, die Braut aus Ada Kaleh]. Cluj-Napoca 2010, S. 99–112.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 27 02.02.17 11:54

Den historischen Hintergrund hat Sălceanu wohl Juan-Petrois Monografie entnommen: Die Flüchtlinge machen Halt auf Ada-Kaleh, ehe sie nach Vidin weiterfahren. Sie wohnen in Begos Haus, welches das gleiche ist, das Ali im Text beschreibt, den Juan-Petroi zitiert.

Während Sălceanu einen greifbaren, lebendig wirkenden Bego schafft, sind viele Elemente vom historischen Standpunkt aus falsch oder nicht plausibel: Die Handlung trägt sich in der Zwischenkriegszeit zu, als Bego bereits tot ist. Im Jahr 1849 liegt Ada-Kaleh zwischen Ungarn, Rumänien und Serbien. Der Kommandant von Ada-Kaleh kennt die rumänische Sprache. Bego fischt ruhig abends, während sich Ada-Kaleh in Kriegsbereitschaft befindet. Bego ist nicht darauf gefasst, dass flüchtende Ungarn nach einem Schleuser suchen. Er fordert von seinen Passagieren kein Geld für die Überfahrt. Bego setzt vier Personen über die Donau. Kossuth hat sich den Bart nicht abrasiert. Bego erinnert sich nicht an den genauen Namen Kossuths und hat sich 1902 auch nicht zu Kossuths Grab in Budapest begeben.

Dank seiner Hilfsbereitschaft und Gastfreundlichkeit wird Bego zudem bei Sălceanu idealisiert, weitab vom historischen Bego, der begründete, er habe das Bestechungsgeld für die Überfahrt verdient, weil er für seine Passagiere sein Leben riskiert habe. Das einzige Laster des literarischen Bego ist seine Völlerei:

> Nachdem er das Stück Sterlet [kleine Störart, Anm. Ph. H. B.] ungekaut geschluckt hatte, rührte Mustafa Bego das Essen, das vor ihm stand, nicht mehr an, was verwunderte, da die ganze Insel wusste, dass er keine Gelegenheit entgehen ließ, alles, was man vor ihn stellte, in sich hinein zu stopfen. Er zog am Çubuk [lange türkische Pfeife, Anm. Ph. H. B.], und man sah die Spuren seiner Zähne auf dem langen Mundstück der Pfeife.[69]

Dass sich Sălceanu teilweise von alten Ansichtskarten inspiriert, gesteht er durch den Ich-Erzähler: »Das erste, was ich von Mustafa Bego sah, waren die illustrierten [Postkarten].«[70] Den Ansichtskarten der späten 1890er Jahre entnimmt Sălceanu das physische Detail, dass Begos Bart bereits weiß ist, sein Schnurrbart jedoch noch seine ursprüngliche schwarze Farbe besitzt.[71]

Wer also war Mustafa Bego, der Mann der Fotografien und Ansichtskarten, der Interviews und Presseartikel, aber auch der Feuilleton-Reiseberichte und der Erzählung Sălceanus? Weitere Informationen können vielleicht noch den Nationalarchiven Rumäniens, Filialen Bukarest und Turnu-Severin, sowie dem Ungarischen Landesarchiv entnommen werden, so die genauen Lebensdaten Begos[72], das offizielle Interesse des ungarischen Staates am Bewohner Ada-Kalehs und die eventuellen Anträge Begos auf eine staatliche Rente. Aus den hier präsentierten Materialien geht jedoch klar hervor, dass Begos Leben von dem Moment bestimmt war, als er 1849 drei Passagiere über die Donau setzte, von denen er einen, zu Recht oder zu Unrecht, als Lajos Kossuth identifizierte. Zuerst schwieg Bego, aus Furcht vor der Todesstrafe, in den 1880er Jahren aber wollte er seine Geschichte dem Kaiser erzählen. Im Jahr 1896 war er bereits bei

69 Ebenda, S. 110: »Mustafa Bego, după ce a înghițit bucata de cegă pe nemestecate, nu s-a mai atins de mâncarea din fața lui, era de mirare, se știa în insulă că nu scapă nicio ocazie să înfulece tot ce i se pune în față. Trăgea din ciubuc, se vedeau urmele dinților săi pe coada lungă a pipei.«

70 »Primul lucru văzut de Mustafa Bego au fost ilustratele.« (Ebenda, S. 89.)

71 Ebenda, S. 95.

72 Gemäß einer Botschaft auf einer Postkarte wurde Bego 1817 geboren. Sollten die Lebensdaten 1817–1910 stimmen, erreichte er somit ein Alter von 92 oder 93 Jahren, was seine Vermarktung als ältester Einwohner Ada-Kalehs erklären würde.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 28 02.02.17 11:54

den ungarischen Behörden als Kossuth-Retter bekannt, wobei er vom Beginn des staatlichen Kossuth-Kults 1894, der Tausendjahrfeier Ungarns und der Einweihung des Kanals Eisernes Tor 1896 profitierte. Ausschlaggebend war vielleicht das Lichtbild des Alt-Orschowaer Fotografen Géza Hutterer. Dessen Ansichtskarten respektive die Karten, die sich an den seinigen inspirierten, verbreiteten jedenfalls ab den späten 1890er Jahren weltweit Begos Bildnis, entweder unter der Form des ungarischen Nationalhelden oder eines beliebigen türkischen Nargileh-Rauchers, der Ada-Kaleh, Alt-Orschowa und den Donauengen eine orientalische Farbe verlieh. In der Folge war Bego entweder der eine oder der andere: Auf Ada-Kaleh, wo er Autogramme gab, und für die ungarische und die französische Presse, die ihn im Rahmen der hundertsten Geburtstagsfeier Kossuths 1902 interviewte, war er der ungarische Nationalheld. Für den britischen und den amerikanischen Feuilleton-Reisebericht war er der türkische Nargileh-Raucher der Ansichtskarten, der frei als Ibrim Selim, Vorsteher Ada-Kalehs, Küster der Moschee oder »executive and judiciary rolled into one fat figure« interpretiert werden konnte.

PHILIPPE HENRI BLASEN wurde am 19. September 1987 in Luxemburg geboren. Heute ist er in mehreren europäischen Ländern zuhause, unter anderem in Rumänien. An der Babeș-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca promoviert er seit 2013 unter der Leitung von Prof. Sorin Mitu im Fach Geschichte. Blasen studiert die nationalen Identitäten und Mythen des 19. und 20. Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens sowie siebenbürgische Religionsgeschichte. Zur Zeit arbeitet Blasen an seiner Dissertation über das Ukrainerbild im Rahmen der rumänischen Ansprüche auf die Maramuresch, die Bukowina und Bessarabien (1859–1919). Zudem forscht er über die Grenzgegend Orschowa (19. und 20. Jahrhundert) und über die Mission der Jesuiten in Estland (Zwischenkriegszeit). Blasen hat in deutscher Sprache unter anderem über die Darstellung der Deutschen und der deutschen Minderheiten in den Schulbüchern des kommunistischen Rumäniens und über die Siebenbürger Sachsen im Blick der Luxemburger publiziert.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 29 02.02.17 11:54

HEFT
2.14
9 (63)
MÜNCHEN

Spiegelungen

ZEITSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE
SÜDOSTEUROPAS

Multikulturelles Banat (I)

MIT LITERARISCHEN BEITRÄGEN VON
ELISABETH AXMANN, HANS DAMA, MONIKA KAFKA,
ANTON STERBLING, WERNER SÖLLNER

IKGS

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 30 02.02.17 11:55

Siebenbürgen und das Banat aus der Sicht westeuropäischer Reisender

Eindrücke, Urteile und Alltagserfahrungen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Von Anne Friederike Delouis

Der westliche Blick auf den Rest der Welt ist in den letzten Jahren zu einem etablierten Gegenstand der Geschichtsforschung geworden. Larry Wolff und Maria Todorova übertrugen 1994 und 1997 – wenn auch mit gewissen Vorbehalten – den Ansatz der Orientalismuskritik auf das östliche Europa. Dabei konzentriert sich einerseits die Beschreibung des »Balkanismus« auf Bulgarien und seine unmittelbaren Nachbarländer, die byzantinischen und osmanischen Einflüssen ausgesetzt waren, während andererseits das laut Wolff ab dem 18. Jahrhundert entwickelte Konstrukt »Osteuropa« mit seinen Beiklängen von Despotismus, Feudalismus und slawischsprachiger Bevölkerung auf das damalige Polen und das westliche Russland besser zutrifft als auf den gesamten südöstlichen Teil des Kontinents. Siebenbürgen und das Banat bleiben gewissermaßen weiße Flecken auf den so neu entworfenen historiografischen Karten: Weder charakteristische Balkanregionen noch idealtypische osteuropäische Länder im Wolffschen Sinne, fügen sie sich *a priori* in kein vorgefertigtes Schema westeuropäischer Reiseerwartungen und -erfahrungen ein.[1]

Im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden das Banat und Siebenbürgen allmählich an österreichisch-ungarische, später rumänische Verkehrsnetze angeschlossen: Die Donaudampfschifffahrt entwickelte sich ab 1829, zunächst allerdings nur bis Pest. Temeswar/Timişoara erhielt 1857 Anschluss an das ungarische Streckennetz, Klausenburg/Cluj-Napoca im Jahre 1870; Hermannstadt/Sibiu und Kronstadt/Braşov wurden 1872/73 angebunden.[2] Zur gleichen Zeit erschienen erste Reiseführer, die allen Reisewilligen

1 Die Autorin dankt herzlich Professor Rudolf Gräf für die freundliche Aufnahme am IDLF in Klausenburg, wo eine erste Version dieser Arbeit am 16. April 2013 vorgetragen werden konnte. Prof. Gräf, Dr. Rudolf Poledna, Prof. Wilfried Schreiber und Dr. Edit Szegedi sei für ihre hilfreichen Kommentare gedankt, ebenso Philippe Blasen (alle von der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg) und Dr. Juliane Brandt vom IKGS.

2 Béla Köpeczi u. a.: Kurze Geschichte Siebenbürgens. Dt. Bearbeitung von Gerhard Seewann. Budapest 1990, S. 564; Harald Roth: Hermannstadt. Kleine Geschichte einer Stadt in Siebenbürgen. Köln, Wien 2007, S. 175.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 31 02.02.17 11:55

zumindest rudimentäre Angaben über Gasthäuser, Postkutschen und andere Beförderungsmittel zugänglich machten.[3]

Die Jahrzehnte, in welchen das Reisen im Banat und in Siebenbürgen einfacher, aber noch nicht banal wurde, brachten eine besonders ergiebige Literatur an Reisebeschreibungen hervor. Naturgemäß wurden viele Reisende zudem Zeugen historischer Umbrüche im Karpatenbogen. Erstarkende Nationalismen, die ungarische Revolution von 1848/49, in der sich die siebenbürgischen und banater Bevölkerungsgruppen auf unterschiedlichen Seiten wiederfanden, die anschließende Abspaltung des Banats als österreichisches Kronland bis 1860, der Ausgleich und die darauffolgende Magyarisierungspolitik hinterließen Eindrücke, die sich in unterschiedlichem Umfang in den Reiseberichten niederschlugen. Welches Bild der Karpatenregion in diesen teils unruhigen Zeiten vermitteln die Schreibenden? Auf welche Art wurde die lokale Bevölkerung wahrgenommen, und wie gestaltete sich der Alltag des Reisens im Banat und in Siebenbürgen vor der Zäsur von 1914?

Die vorliegende Abhandlung stützt sich auf 37 zwischen 1803 und 1919 erschienene Reiseberichte. Sechs wurden auf Französisch verfasst, zwölf in deutscher und neunzehn in englischer Sprache. Dieses leichte sprachliche Ungleichgewicht ergibt sich aus der Tatsache, dass die britische Reiseliteratur seit dem 19. Jahrhundert quantitativ führend war.[4] Von ortskundigen Einheimischen wie zum Beispiel Johann Michael Salzer (1823–1901), Lehrer am Mediascher Gymnasium und Mitglied des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, angefertigte Reiseberichte wurden hier ebenso wenig beachtet wie allzu stark literarische Überhöhungen der Reiseerfahrung[5], da der Blick von außen, insbesondere vom westlichen Europa, auf siebenbürgische und banater Lebenswirklichkeiten im Mittelpunkt der Untersuchung steht.

Etwas weniger als die Hälfte der Berichte stammt aus der Zeit vor 1848, entgegen der Annahme, dass sich zumindest das deutsche Publikum erst 1866 für Südosteuropa zu interessieren begann.[6] Nach 1870 bildet sich ein Kanon der regional relevanten Reiseliteratur heraus; Auguste de Gérando (1819–1849), John Paget (1808–1892) und Charles Boner (1815–1870) werden – meist lobend, bisweilen kritisch – immer wieder zitiert und finden auch in der heutigen Geschichtsschreibung noch die meiste Beachtung.

Siebenbürgen und das seltener beschriebene Banat[7] lagen abseits der großen transkontinentalen Reiserouten, was sich auch darin äußert, dass Murray, der Herausgeber der bekanntesten englischen Reiseführer, diese Gegenden in zwei verschiedenen

3 So wird zum Beispiel Siebenbürgen 1873 erstmals in einem Baedeker erwähnt (vgl. Frank Bauer: Die Wahrnehmung deutscher Minderheiten im Königreich Ungarn zwischen 1848 und 1914, Vortrag während der 27. Internationalen Akademiewoche von Studium Transylvanicum in Kallesdorf/Arcalia/Árokalja, August 2012), vierzig Jahre nach der Gründung der bekannten Reiseführerreihe.

4 Maria Todorova: Imagining the Balkans. Updated Edition. New York 2009, S. 89.

5 Zum Beispiel Friedrich Uhl: An der Theiss (1851). Ein großer Teil der hier ausgewählten Reiseberichte sind in rumänischer Übersetzung zugänglich: Paul Cernovodeanu und Daniela Buşă (Hgg.): Călători străini despre ţările române în secolul al XIX-lea. Serie nouă [Ausländische Reisende in rumänischen Landen im 19. Jahrhundert. Neue Serie]. Bd. 1–6. Bucureşti 2004–2010.

6 Manfred Steinkühler: La Roumanie vue par les voyageurs allemands (1800–1940). In: Irénée Cluzel und Françoise Pirot (Hgg.): Mélanges de philologie romane à la mémoire de Jean Boutière (1899–1967). Bd. 2. Liège 1971, S. 911–931, hier S. 929.

7 Stéphanie Danneberg analysiert die politischen Hintergründe des Desinteresses französischer Publizisten am Banat (Stéphanie Danneberg: Das Bild des Banats und Siebenbürgens in den französischen Schriften des späten 18. und 19. Jahrhunderts. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 35 (2012), S. 183–194, hier S. 187–189).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 32 02.02.17 11:55

Handbüchern am Rande behandelte: einesteils in dem Band zu Süddeutschland, der Österreich-Ungarn abdeckte, und anderenteils im Führer zur Türkei.[8]

Entsprechend kamen die Reisenden mit wenigen Ausnahmen entweder von Wien oder Budapest die Donau herab und reisten auf dem Landweg weiter (von Donauhäfen wie Orschowa/Orşova oder, vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auf der Poststraße von Buda über Szeged, Arad, Deva oder – alternativ – Temeswar und Lugosch/Lugoj nach Hermannstadt[9] oder fuhren vom Schwarzen Meer oder Bukarest nach Norden und Westen weiter.

Unterschiedliche Gründe brachten diese Reisenden nach Siebenbürgen und ins Banat. Einige kamen aus geschäftlichem Anlass, beispielsweise britische und französische Händler und Botschaftsangestellte auf dem Weg nach oder von Konstantinopel. Ebenfalls aus beruflichen Gründen reiste Anton Rochel (1770–1847), botanischer Gartenmeister an der königlichen Universität zu Pest, im Jahre 1835 ins Banat; er war damit beauftragt, Pflanzen und Samen für den botanischen Garten und das Herbarium zurückzubringen. Der thüringische Wagnergeselle Ernst Döbel unternahm auf Arbeitssuche von 1830 bis 1836 eine Reise über Wien, Kronstadt, Konstantinopel nach Alexandria. Etwa 50 Jahre später zog es den »wandernden Linguisten« William James Tucker, einen Briten, nach Siebenbürgen auf der Suche nach Schülern und einem bescheidenen Einkommen.

Andere verließen ihre Heimat aus politischen Gründen, so die nach der französischen Julirevolution exilierten Adeligen Charles Lemercier de Longpré, Baron d'Haussez (1778–1854), ein ehemaliger Minister, und der General Auguste-Frédéric-Louis Viesse de Marmont, Herzog von Ragusa (1774–1852). Zu dieser Kategorie gehört auch der bayrische Militärarzt und Privatdozent Ernst Anton Quitzmann (1809–1879), der, in der Heimat kurze Zeit wegen seiner nationalen Ansichten politisch verfolgt, nach 1848 die Donau hinab und weiter nach Siebenbürgen, Konstantinopel und Athen reiste, um staatswissenschaftliche Beobachtungen anzustellen.

Wiederum andere lockten Familienbeziehungen in die Gegend, z. B. den französischen Historiker Auguste de Gérando, Autor der Abhandlung *La Transylvanie et ses habitants* (1845), eines Buches, das er seinem Schwiegervater, einem ungarischen Adligen, widmete. Gérandos Sicht war sehr ungarnfreundlich; dass aber familiäre Bande eine unparteiliche Einstellung nicht ausschließen müssen, bewies der britische Landökonom John Paget, ebenfalls mit einer ungarischen Adligen verheiratet und Autor des viel zitierten Werks *Ungarn und Siebenbürgen, mit Bemerkungen über ihre gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Lage*. In den 1880er Jahren zog Emily Gerard (1849–1905), eine Engländerin, nach Siebenbürgen, weil ihr Mann, ein österreichischer Offizier, zur Kavalleriebrigade nach Hermannstadt versetzt wurde. Sie blieb zwei Jahre und schrieb nach viel Lektüre, Erlebnissen und Beobachtungen *The Land Beyond the Forest: Facts, Figures, and Fancies from Transylvania* – ein Bericht, der später als Informationsquelle Bram Stokers Bekanntheit erlangte.

8 Für andere Reiseführer stellte sich das Problem ähnlich dar: Der Baedeker-Verlag behandelt im letzten Jahrhundertdrittel Siebenbürgen im Band zu Österreich; Moritz Busch schließt einen Ausflug von Bukarest nach Hermannstadt in seinen Reiseführer zur Türkei ein, beschreibt ihn aber nur bis zum Kontumazhaus, vgl. Moritz Busch: Die Türkei. Reisehandbuch für Rumelien, die untere Donau, Anatolien, Syrien, Palästina, Rhodos und Cypern. 2. Aufl. Triest 1870 (Lloyd's Illustrirte Reisebibliothek. Der Orient, 2), S. 297–298.

9 Zum Ausbau der Poststraßen seit Mitte des 18. Jahrhunderts vgl. George F. Cushing: Travel in 18th-Century Hungary. In: *Angol Filológiai Tanulmányok / Hungarian Studies in English* 6 (1972), S. 47–64, hier S. 48.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 33 02.02.17 11:55

Neben beruflichen, politischen und familiären Gründen trieb manche die rein wissenschaftliche Neugier nach Siebenbürgen und ins Banat, so zum Beispiel den britischen Geologen David Thomas Ansted (1814–1880) oder den Bonner Gerhard vom Rath (1830–1888), die in die lange Reihe der an Siebenbürgen und dem Banat interessierten Mineralogen einzuordnen sind.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nahmen die touristischen Reisen zu, wie zum Beispiel jene der damals 68jährigen Britin Mary Adelaide Walker (1820–1905), Autorin der *Untrodden Paths in Romania* (1888).

Die beiden Frauen in dieser Liste stehen übrigens in einem interessanten Kontrast zueinander. Mary Walker nahm aus dem kurz besuchten Landstrich nur flüchtige Eindrücke mit, so dass sie noch nicht einmal in der Lage war, seinen Namen im Gedächtnis zu behalten, und ihn »Seibenburgen« nannte.[10] Zu ihr passt recht gut die Beschreibung Emily Gerards, die sanft über jene »eiligen Reisenden« spottete, »die auf dem Weg zum Schwarzen Meer manchmal das Land in hitzköpfiger Überstürzung durchqueren«: »sie ähneln meistens der flüchtigen Schwalbe, die die Oberfläche eines ruhigen Sees berührt, ohne zu erraten, welche Geheimnisse in dessen blauen Tiefen liegen.«[11]

Emily Gerard selbst blieb lange genug in Hermannstadt, um sich mit Emil Sigerus anzufreunden, der ihr einige Illustrationen für ihr Buch lieferte. Jedoch ist zu beachten, dass auch ein oberflächlicher Reisebericht unter Umständen eine beachtliche Wirkung entfalten konnte.[12]

Im Folgenden werden generelle Muster der Wahrnehmung von banater und siebenbürgischen Landschaften, konkrete Reiseerfahrungen und die sich wandelnde Auseinandersetzung mit den vor Ort angetroffenen gesellschaftlichen Verhältnissen genauer betrachtet.

TERRA INCOGNITA UND WUNDERLAND

Wenn auch manchen Autoren ihre Reisebeschreibungen als Vorwand für politische Betrachtungen dienten[13], so ging es überwiegend darum, die Leserschaft zu informieren und eventuell zu unterhalten. Angesichts der Kargheit der Angaben in den ersten Reiseführern erteilten Autoren wie Carl Wutzer (1789–1863) zu Beginn der Periode wertvolle praktische Ratschläge, die von Empfehlungen für das Reisegepäck (getrockneter Bouillon, Tee, Zucker, Tafelbesteck) bis zu medizinischen Hinweisen reichten.[14]

Für die meisten Autoren lag die Rechtfertigung ihrer Berichte im Unwissen der Leser bzw. der Unbekanntheit der bereisten Region begründet. »Ein seltsames kleines Land ist dieses Siebenbürgen!«, schrieb John Paget, »höchstwahrscheinlich hat der Leser noch nie dessen Namen vernommen«.[15] »Ungarn ist ein neues Land für den

10 Mary Adelaide Walker: Untrodden Paths in Roumania, with Seventy-Seven Illustrations by the Author. London 1888, S. 211, 215.

11 Emily Gerard: The Land beyond the Forest. Facts, Figures and Fancies from Transylvania. With map and illustrations. New York 1888, S. 2 (alle Übersetzungen durch die Autorin, mit Ausnahme des schon 1803 auf Deutsch erschienenen Tagebuchs Jack Jacksons und des 1828 übersetzten Reiseberichts Robert Walshs).

12 Klaus Heitmann: Das Rumänienbild im deutschen Sprachraum 1775–1918. Eine imagologische Studie. Köln und Wien 1985 (Studia Transylvanica 12), S. 63.

13 Beispielsweise sind die politischen Absichten in Quitzmanns »Briefen aus dem Orient« unübersehbar, Ernst Anton Quitzmann: Reisebriefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen, den Donaufürstenthümern, der Europäischen Türkei und Griechenland. Stuttgart 1850; s. a. Danneberg (Anm. 7).

14 Carl W. Wutzer: Reise in den Orient Europa's und einen Theil Westasien's, zur Untersuchung des Bodens und seiner Producte, des Klima's, der Salubritäts-Verhältnisse und vorherrschenden Krankheiten. Mit Beiträgen zur Geschichte, Charakteristik und Politik der Bewohner. Bd. 1. Elberfeld 1860, S. 312.

15 John Paget: Hungary and Transylvania; with remarks on their condition, social, political and economical [1839], Bd. 2. London 1855, S. 181.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 34 02.02.17 11:55

europäischen Touristen«, hielt David Ansted 1862 fest;[16] Rumänien war ein »fast unbekanntes Fürstentum« und Siebenbürgen eine »terra incognita« für James Ozanne im Jahre 1878.[17] Noch 1888 nannte Mary Walker Siebenbürgen »eines der interessantesten, aber am wenigsten bekannten Länder in Europa«.[18] Als im selben Jahr Emily Gerards Buch in der amerikanischen Zeitschrift *Science* rezensiert wurde, merkte der Verfasser der Buchbesprechung an, dass die vielen Illustrationen sehr gelegen kämen, da die Leser mit den Landschaften wenig vertraut seien.[19] Nach 1900 berufen sich die Autoren immer seltener auf die Fremdheit der Region; im Gegenteil konnte Francis Palmer (1845–1917) 1903 schnell über Kronstadt, Hermannstadt und Klausenburg hinweggehen, weil diese »hinreichend bekannt« seien.[20]

Ausführungen zu der »Neuheit« und Unbekanntheit Siebenbürgens und des Banats waren stets gepaart mit Lob und Bewunderung für diese Gegenden. Bei den Schnellreisenden, die nur einen flüchtigen Eindruck erhaschten, mochte dieses Lob manchmal im Konjunktiv stehen, so zum Beispiel bei John Jackson (1763–1820): »Siebenbürgen ist, überhaupt zu reden, ein schönes Land, aber vieler Verbesserungen fähig«; an dieses Gesamturteil schließt der Händler der Ostindien-Kompanie und spätere Londoner Parlamentsabgeordnete einige Beobachtungen über die gesellschaftlichen Verhältnisse an, verurteilt den Hochmut des Adels und die Unterdrückung der Bauern in Siebenbürgen (vermutlich auf dem Komitatsboden, wo es bis 1848 Leibeigene gab).[21] Noch kategorischer urteilte dreißig Jahre später der Baron d'Haussez: »Siebenbürgen, das eines der schönsten, der reichsten und der glücklichsten Länder der Erde sein könnte, ist nichts von dem allen.« Schuld daran sei die wirtschaftliche Lage: es gebe keinen Absatzmarkt für die Erzeugnisse der Landwirtschaft, die Anwesen seien zu groß, die Industrie zu klein, die Zollvereinbarungen ungünstig, wozu noch die geografische Randlage komme; »vielleicht«, urteilt der Baron pessimistisch, sei Siebenbürgen daher »zu ewigem Elend verdammt«.[22] Nicht zufällig wurde der Rückstand und Entwicklungsbedarf des Landes hauptsächlich von Bürgern der damals führenden Industrienationen angeprangert.[23] Aber bei den länger im Land Verweilenden wurde aus dem Konjunktiv ein Indikativ, aus der belehrenden Haltung eine bewundernde. Emily Gerard schilderte Siebenbürgen als ein »wunderliches«, »malerisches«, »außergewöhnliches« Land mit einem »trägen Charme« und »schläfriger Poesie«.[24]

Das Lob galt in erster Linie der Natur. John Paget schrieb am 22. August 1835 in Karlsburg:

16 David Thomas Ansted: A short trip in Hungary and Transylvania in the spring of 1862. London 1862, S. 1.
17 James William Ozanne: Three Years in Roumania. London 1878, S. 1.
18 Walker: Paths (Anm. 10), S. vii.
19 Anon.: The Land Beyond the Forest. By E. Gerard. In: *Science* 12 (1888), H. 299, S. 201f. Die Unwissenheit über Südosteuropa war mehr als ein literarischer Topos: So beklagte sich 1873 der britische Konsul in Bukarest darüber, dass an ihn adressierte Briefe nach Indien weitergeleitet wurden, und zwar auf der Suche nach Bokhara (Buchara/Buxoro, im heutigen Usbekistan); ein anderes Schreiben aus London trug die Aufschrift »Bucharest, im Königreich Ägypten«. Marcu Beza: English Travellers in Rumania, In: *The English Historical Review* (1917), H. 126, S. 277–285, hier S. 277.
20 Francis H. E. Palmer: Austro-Hungarian Life in Town and Country. London 1903, S. 136.
21 John Jackson: Tagebuch einer im Jahre 1797 unternommenen Landreise aus Ostindien nach Europa, auf einem wenig besuchten und wenig bekannten Wege, durch die asiatische und europäische Türkey, Siebenbürgen, Ungarn und Teutschland. Mit einer Reise-Charte. Aus dem Englischen auszugsweise übersetzt. Weimar 1803, S. 185.
22 Charles Lemercier de Longpré [Baron d'Haussez]: Alpes et Danube, ou voyage en Suisse, Styrie, Hongrie et Transylvanie. Paris 1837, S. 304f.
23 Wolff behandelt dieses Thema in Hinblick auf Osteuropa, insbesondere Polen, dessen »Entwicklungsbedarf« von französischen Physiokraten diagnostiziert wurde, vgl. Larry Wolff: Inventing Eastern Europe: The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford 1994, S. 266–283.
24 Gerard: Land (Anm. 11), S. 1.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 35 02.02.17 11:55

> Wir kamen hier gestern Abend an, nach einer angenehmen Fahrt durch das reiche und schöne Mieresch-Tal. Jeden Tag steigen diese Täler in Siebenbürgen höher in meiner Achtung. Sie sind so grün, so freundlich, so vielfältig in ihrer Schönheit, dass es unmöglich ist, sie nicht zu lieben.

Später fügte er hinzu,

> ich glaube, wir haben nun den größten Teil Siebenbürgens besichtigt, sehr bruchstückhaft natürlich, und ich kann es unbefangen mit den Worten eines deutschen Schriftstellers sagen, »es mag wohl kein Land geben, welches nicht einzelne Schönheiten aufzuweisen hätte, aber ich sah keines, welches so wie Siebenbürgen ganz Schönheit wäre«.[25]

Die Reisenden, die von Westen kamen, fanden anerkennende Worte für die Anmut der Landschaften im Vergleich zu den angrenzenden Staaten. Der Hallenser Oberlehrer Friedrich Körner (1815–1888) beteuerte, »zu den gesegneten Ländern Europa's [sic!] gehört das Banat. Hier ist üppige Fruchtbarkeit gepaart mit überraschender Schönheit.«[26] Auch bei den Reisenden, die sich von Südosten den Karpaten näherten, fällt der Vergleich vorteilhaft aus. James Ozanne reiste Anfang der 1870er Jahre aus Bukarest an, um sich von einer Krankheit auszukurieren:

> Ich fand, dass Siebenbürgen nach der Hitze der Walachei eine sehr angenehme Gegend war. Es war so frisch, so rein, mit seinen wallenden Bergen, freundlichen Feldern und rauschenden Bächen, dass es mich mit Freude erfüllte. Das Fieber verschwand wie von Zauberhand, und ich sah es lange nicht wieder.[27]

Zum Banat finden sich vereinzelte Stimmen, die eine gewisse Eintönigkeit der Landschaft bemängeln[28], jedoch wurde immer wieder die Fruchtbarkeit des Bodens, die Üppigkeit der Fauna, Flora und Mineralienvorkommen gepriesen. Aus David Ansteds Sicht war das damalige östliche Ungarn ein regelrechtes Wunderland voller Reichtümer; jeder Forscher würde dort fündig: der Geologe entdeckte seltene und wertvolle Mineralien, der Paläontologe unzählige Fossilien, der Archäologe römische Goldmünzen und Haushaltsgegenstände.[29] Auch der Botaniker Anton Rochel hielt das Banat für das »Aldorado [sic!] der österreichischen Monarchie«.[30] Während Siebenbürgen durch seine Landschaften beeindruckte, faszinierte das Banat aufgrund seiner reichhaltigen Ressourcen.

---

25 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 473; das Zitat stammt aus Dominik Athanas Guilleaume: Fragmentarische Beschreibung des Großfürstenthums Siebenbürgen. In: *Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser* (1814), H. 4, S. 25–30, hier S. 26.

26 Friedrich Körner: Vaterländische Bilder aus Siebenbürgen, der serbischen Woiwodina, dem Temeser Banat, von der Militärgrenze, Slavonien und Dalmatien. Leipzig 1858, S. 1, 42. Fast wortgleich Leonhard Böhm: Geschichte des Temeser Banats. Zweiter Theil. Mit dreizehn lithographierten Tafeln. Leipzig 1861, S. 3: »Zu den gesegnetsten Ländern Europas gehört das Banat. […] Ueppige Fruchtbarkeit findet man da gepaart mit überraschender Schönheit.«

27 Ozanne: Years (Anm. 17), S. 178.

28 Der schottische Maler und Reiseschriftsteller James Baillie Fraser (1783–1856) hoffte nach seiner Durchquerung des Banats, die »langweiligen Ebenen« nie wieder zu sehen; die Landschaft sei gekennzeichnet von »Hässlichkeit, Dürre oder Schlamm«; Elsner bemängelte eine »unerträgliche Einförmigkeit«. Meylan berichtete über »Ebenen, die durch ihre monotone Weite betrüblich sind«; vgl. James Baillie Fraser: Narrative of the residence of the Persian princes in London in 1835 and 1836. With an account of their journey from Persia, and subsequent adventures. 2. Aufl. Bd. 2. London 1838, S. 121; Johann Gottfried Elsner: Ungarn durchreiset, beurtheilet und beschrieben. Bd. 1. Leipzig 1840, S. 193; Auguste Meylan: À travers l'Albanie. Paris 1885, S. 2.

29 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 5.

30 Anton Rochel: Botanische Reise in das Banat im Jahre 1835, nebst Gelegenheits-Bemerkungen und einem Verzeichniß aller bis zur Stunde daselbst vorgefundenen wildwachsenden phanerogenen Pflanzen, sammt

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 36 02.02.17 11:55

VOM FREMDEN ZUM BEKANNTEN

Um das Interesse der Leserschaft für die relativ unbekannten Gegenden zu erwecken, boten sich Superlative als stilistisches Mittel an. David Ansted erklärte zum Beispiel: »Von allen Flüssen in Europa ist die Donau der bemerkenswerteste, der wichtigste, der interessanteste und der malerischste.«[31]

Eine andere, verbreitete Vorgehensweise bestand darin, siebenbürgische und banater Naturerscheinungen durch Vergleiche mit bekannten Landschaften zu beschreiben. Am häufigsten musste der touristisch damals schon stark erschlossene Rhein zum Vergleich mit der Donau herhalten, oft zum Nachteil des Ersteren.[32] Besonders zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren Reisende wie Anton Rochel von der schieren Naturgewalt der noch nicht regulierten Donau in den südwestlichen Ausläufern der Karpaten ergriffen:

> mein Herz schaudert, wenn ich an diese Fahrten, an das Heer der Klippen, die oft kaum eine Schiffsbreite frei lassen, an die darauf haftenden Reste von zertrümmerten Fahrzeugen, womit zum Theil die erzürnten Wellen schaukeln, denke! […] das Eiserne-Thor kann wohl Niemand, selbst vom Ufer aus, ohne Grauen beschauen, desto weniger befahren.[33]

Kurz vor 1900 wurde das Tor »geöffnet«, im 20. Jahrhundert wichen die Schrecken der früheren Reisenden einer allgemeinen »Gleichgültigkeit«.[34]

Kleinere Flüsse wurden ebenfalls zu Vergleichen herangezogen; so ähnelte der Mieresch laut Viesse de Marmont bei seiner Mündung der Marne bei Paris, flussaufwärts bei Karlsburg eher der burgundischen Saône.[35] Die Karpaten und ihre Ausläufer erinnerten den einen an deutsche Mittelgebirge (das Siebengebirge, den Odenwald bei Heidelberg[36]), andere an das hügelige Devon in Südwestengland[37]; am zahlreichsten waren aber die Vergleiche mit den Alpen.[38]

---

topographischen Beiträgen über den südöstlichsten Theil des Donau-Stromes im österreichischen Kaiserthum, von Anton Rochel, botanischen Gartenmeister an der königl. Universität zu Pesth, der königl. Botanischen Gesellschaft zu Regensburg und der kaiserl. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher Mitgliede. Mit einer lithographischen Ansicht. Pesth, Leipzig 1838, S. 3. Ähnliche Auflistungen lassen sich auch zu Siebenbürgen finden, mit einem leicht ironischen Unterton zum Beispiel bei Karl Theodor von Hallberg-Broich: »überhaupt hat Siebenbürgen viele merkwürdige Naturschönheiten, auch Gold, Silber, Kupfer, Blei, Zinn, Eisen, Salz, guten Wein, schöne Pferde und himmlische Mädchen«, vgl. Karl Theodor von Hallberg-Broich: Reise nach dem Orient vom Eremiten von Gauting. Zum Besten der Kolonie Hallberg im Freisinger Moos; 1836, 1837, 1838. Bd. 1. Stuttgart 1839, S. 52.

31 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 160.

32 Charles Boner gab folgendermaßen seine Eindrücke wieder: »Die Donau ist etwas Großartiges. Sie bringt ein seltsames melancholisches Gefühl hervor, und ein Ehrfurcht einflößendes durch ihre Kraft. Sie ist hier die Gebieterin. Sie fließt durch diese weiten Ebenen, überschwemmt sie beizeiten und reißt ganze Abschnitte mit ihren Wellen mit. Die amerikanischen Flüsse müssen ähnlicher Art sein. Der Rhein und die Themse sind Mühlenbächlein im Vergleich zu ihr.« Charles Boner: Transylvania: its products and its people. London 1865, S. 4.

33 Rochel: Reise (Anm. 30), S. 9.

34 Paul Labbé: Souvenirs de Roumanie. De Belgrade à Bucarest. In: *Le Tour du Monde* XIX (1913), S. 145–156, hier S. 132.

35 Auguste-Frédéric-Louis Viesse de Marmont: Reise des Marschalls Herzogs von Ragusa durch Ungarn, Siebenbürgen, Südrußland, der Krimm, an die Küsten des Asow'schen Meeres, nach Constantinopel, Kleinasien, Syrien, Palästina und Egypten in den Jahren 1834 und 1835. Stuttgart 1837, S. 79, 152.

36 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 25; Andrew F. Crosse: Round about the Carpathians. London und Edinburgh 1878, S. 212.

37 Walker: Paths (Anm. 10), S. 231.

38 Friedrich Körner beteuerte zum Beispiel: »Siebenbürgen wetteifert mit den Alpen in Betreff seiner malerischen Landschaften, übertrifft sie aber in Rücksicht auf den Reichthum an Landesteilen.« Körner: Bilder (Anm. 26), S. 18.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 37 02.02.17 11:55

Die Ebenen des Banats riefen David Ansted die Campagna bei Rom ins Gedächtnis, während sie aus der Sicht des englischen Naturforschers Edward Clarke (1769–1822) so flach und baumlos wie Flandern wirkten; die gut bestellten Felder im Burzenland erinnerten John Paget an »eine Szene im besten Teil von Belgien, viel eher als an das, was man an der Grenze zur Türkei erwarten würde«.[39] Solche Vergleiche wurden durch frühere Reiseerfahrungen bedingt; so fühlte sich der Kapitän der britischen Marine Colville Frankland (1797–1876) beim Durchreisen der ungarischen Ebenen in die argentinische Pampa versetzt; für Elsner glichen sie in der Dürrezeit einer afrikanischen Wüste, einschließlich häufiger Luftspiegelungen und Staubwirbel.[40]

Kronstadt und vor allem Hermannstadt wurden dagegen immer wieder mit deutschen Städten verglichen, allen voran mit Nürnberg, aber auch Augsburg und Ulm, und mit Bregenz in Österreich.[41]

Die vielfältigen geografischen Ähnlichkeiten ließen die Karpatenregion wie ein Europa im Kleinen erscheinen. Auguste de Gérando veranschaulichte das Thema wortgewandt:

> Siebenbürgen unterscheidet sich von den anderen Ländern Europas in dem Sinne, dass es von jedem von ihnen etwas übernimmt und an sie alle erinnert. Sie finden eine nördliche Landschaft in den Bergen der Szekler wieder, die von dichten Wäldern beschattet werden, wo der Bär als Herrscher umherschweift, während sie nur zwei Tagesreisen weiter kalkhaltige Felder antreffen, wo der Büffel träge schlummert, so wie vor den Toren Roms. Hier Eichen und Fichten; dort Mais, der so hoch steht, dass Pferd und Reiter darin verschwinden; andernorts grüne Landstriche, erfrischende Täler, wohlriechende Wiesen; überall Flüsse, die Gold mit sich tragen.[42]

Auch das Banat wurde in geografischen Abhandlungen auf ähnliche Art beschrieben, zum Beispiel von Leonhard Böhm (1833–1924):

> In einem so begränzten Raume zeigt sich die Natur wohl schwerlich irgendwo so verschiedenartig als in dieser Provinz. Hier freundlich wie in Attika, dort rauh und düster beinahe wie um Tobolsk […], hier geizig wie um Lüneburg, verschwenderisch dort wie in Campanien. […] Unabsehbare Haiden wechseln mit üppigen Getreidefeldern, schilfige Moräste mit prachtvollen Laubwäldern, romantische Gebirgsthäler mit weiten Ebenen, und zu dieser Mannigfaltigkeit der Landschaften gesellen sich der bunte Schmuck der verschiedenen Trachten und die abweichenden Physiognomien der Landesbewohner. Hier hausen gelbhaarige, blauäugige Deutsche in stattlichen Dörfern, im nächsten Ort liegen Walachen in langen Hemden und weiten Beinkleidern müssig vor den Thüren der Holzhäuser, wogegen draussen vor den weissen Wohnungen des nächsten Dorfes stämmige Raizen arbeiten, Bulgaren auf den Aeckern pflügen, oder schlanke Magyaren in sausendem Galopp auf klappernden Wagen hinaus nach der Pussta jagen.[43]

---

39 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 157; Edward Daniel Clarke: Travels in various countries of Europe, Asia and Africa. Part the second: Greece, Egypt and the Holy Land. Section the third, to which is added a supplement respecting the author's journey from Constantinople to Vienna, containing his account of the gold mines of Transylvania and Hungary. 4. Aufl. Bd. 8. London 1818, S. 318; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 428.

40 Charles Colville Frankland: Travels to and from Constantinople in the years 1827 and 1828: or personal narrative of a journey from Vienna, through Hungary, Transylvania, Wallachia, Bulgaria, and Roumelia, to Constantinople; and from that city, to the capital of Austria, by the Dardanelles, Tenedos, the plains of Troy, Smyrna, Napoli de Romania, Athens, Egina, Poros, Cyprus, Syria, Alexandria, Malta, Sicily, Italy, Istria, Carniolia, and Styria. Bd. 1. London 1829, S. 8; Elsner: Ungarn (Anm. 28), S. 147, 200.

41 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 48; Gerard: Land (Anm. 11), S. 22 und 28; Körner: Bilder (Anm. 26), S. 23, Palmer: Life (Anm. 20), S. 136 zum Beispiel.

42 Auguste de Gérando: La Transylvanie et ses habitants. Paris 1845, S. 34f.

43 Böhm: Geschichte (Anm. 26), S. 3.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 38 02.02.17 11:55

Die Faszination eines »Europas in Miniatur« blieb auch nach 1900 bestehen, wenn z. B. Palmer den Karpatenraum als »Schweiz Osteuropas« bezeichnete.[44] Zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeichnete sich jedoch ein immer stärkeres Interesse am »Malerischen« ab; »walachische Dörfer«, Burgruinen und mittelalterlich anmutende Innenstädte bilden einen Kanon der spätromantischen Begeisterung für den modernen Touristen.[45]

MÜHSELIGE WEGE

Dass die so bemerkenswerten Landschaften nur wenig Vergnügungs- oder Geschäftsreisende anzogen, lag auch an den zahlreichen Beschwerlichkeiten, mit denen jene zu rechnen hatten. Die gesundheitlichen Herausforderungen einer Reise im Banat und in Siebenbürgen konnten durchaus eine abschreckende Wirkung entfalten. Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts wurde das Land von Choleraepidemien heimgesucht.[46] Der Anblick von zahlreichen Leichenzügen erregte oft die Besorgnis der Reisenden, im Fall des Baron d'Haussez in Lugosch ebenso wie bei John Paget, der in Klausenburg in der Nähe des Friedhofs wohnte und während einer Epidemie täglich 20 bis 30 Bestattungen beobachtete.[47] Vor Fiebererkrankungen im Banat wurde im vorherigen Jahrhundert regelmäßig gewarnt, so auch in einem Dokument, das Kaiser Joseph II. vor seiner Reise im Jahr 1773 unterbreitet wurde[48]; 1803 äußerten sich durchreisende französische Händler noch besorgt über die hygienischen Zustände in Temeswar: »[Die Hauptstadt des Banats] ist sehr ungesund, im Sommer bekommen alle Leute dort Fieber, und nur zwei Brunnen versorgen die ganze Stadt mit Wasser.«[49] Zur gleichen Zeit meldete Clarke, dass kaum ein Bewohner des Banats gesund aussehe, die schlechte Luft Temeswars verbreite eine »morbide Atmosphäre«, in der sich seine Bediensteten unwohl fühlten.[50] Im Sommer 1830 brach bei Ernst Döbel im Donauhafen Semlin/Zemun ein Fieber aus, unter dem er noch zwei Wochen auf seiner Wanderung nach Hermannstadt und Kronstadt litt.[51] Aber schon 1835 berichtete Anton Rochel aus Temeswar, »das bösartige banatische Wechselfieber kennt man nur mehr vom Hörensagen, ja der Gesundheitszustand der Bewohner hat sich im Allgemeinen nicht nur gebessert, sondern ist so gesteigert, daß ich bei meinem jetztigen Hierseyn, fast mehr Ärzte wie Patienten traf.«[52]

Nicht nur Krankheiten, sondern auch Verbrechen sorgten die Reisenden. In Wien wurden viele mehr oder weniger zutreffende Nachrichten über die Unwegsamkeit des ungarischen Teils der Monarchie und darüber hinaus verbreitet. Ernst Quitzmann sagten Wiener Bekannte, er müsse mit beutelustigem Gesindel in Serbien und an der türkischen Grenze rechnen.[53] John Paget wurde 1835 ebenfalls gewarnt:

44 Palmer: Life (Anm. 20), S. 81.
45 Palmer: Life (Anm. 20), S. 90; Adrian Stokes: Hungary. London 1909, S. 297; Ernst von Hesse-Wartegg: Die Balkanstaaten und ihre Völker: Reisen, Beobachtungen und Erlebnisse. Regensburg 1917, S. 58.
46 Sorina Paula Bolovan, Ioan Bolovan: Transylvania in the Modern Era. Demographic Aspects. Übers. Cristina Caroline Paul. Cluj-Napoca 2003, S. 107.
47 Lemercier: Alpes (Anm. 22), S. 270; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 336.
48 Ileana Bozac und Teodor Pavel (Hgg.): Călătoria împăratului Iosif al II-lea în Transilvania la 1773. Die Reise Kaiser Josephs II. durch Siebenbürgen im Jahre 1773. Bd. 1. Cluj-Napoca 2006, S. 421.
49 Matei Cazacu: Un voyage de Vienne à Constantinople en 1803. In: Faruk Bilici, Ionel Cândea und Anca Popescu (Hgg.): Enjeux politiques, économiques et militaires en mer Noire (XIVe–XXIe siècles). Études à la mémoire de Mihail Guboglu. Brăila 2007, S. 445–462, hier S. 448–449.
50 Clarke: Travels (Anm. 39), S. 318 und 322.
51 Ludwig Storch (Hg.): Des Wagnergesellen E. Ch. Döbels Wanderungen im Morgenlande. 3. Aufl., Bd. 1. Gotha 1843, S. 23 und 28.
52 Rochel: Reise (Anm. 30), S. 30.
53 Quitzmann: Reisebriefe (Anm. 13), S. 47.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 39 02.02.17 11:55

> Der Leser würde sicher lachen, wie ich es seither auch oft getan habe, wenn ich ihm nur die Hälfte der törichten Märchen berichten würde, die die guten Wiener uns über das Land erzählt haben, das wir uns zu besichtigen anschickten. Keine Straßen! Keine Gasthäuser! Keine Polizei! Wir müssen auf dem Boden schlafen, essen, was wir auftreiben können, und zu jedem Augenblick bereit sein, unseren Geldbeutel und unser Leben zu verteidigen! Diesen Berichten vollen Glauben schenkend, rüsteten wir uns vollständig mit Waffen aus, achteten darauf, dass sie geladen und ständig zur Hand waren […]. Es mag allerdings den Leser erleichtern zu erfahren, dass sich nie die Gelegenheit einstellte, etwas Furchterregenderes als ein Rebhuhn oder einen Hasen zu schießen, und dass wir unsere Reise mit der vollen Überzeugung beendeten, dass es genauso sicher sei, in Ungarn wie in England zu reisen.[54]

An der Qualität der Landstraßen wurde jedoch einiges bemängelt. Sie waren mancherorts gefährlich, unbequem, unbefestigt oder noch gar nicht angelegt. Der Aufstieg der Karpaten war immer eindrucksvoll und beschwerlich.[55] Auch der Weg auf dem flachen Land von Budapest aus gestaltete sich mühselig, wie der Landwirt Gottfried Elsner (1784–1869) in den 1830er Jahren bemerkte:

> Zwischen Pilis und Alberti [Albertirsa] fing ich an zu begreifen, was meine Pesther Freunde hatten sagen wollen, als sie mir wegen meiner Reise ihre Besorgnisse aussprachen. Diese entsetzlichen Wege sind es, weßhalb man eine Reise nach Siebenbürgen so bedenklich findet, und selbst von Pesth aus als etwas Großes betrachtet, obgleich die Entfernung bis an die Grenze nicht viel über vierzig Meilen beträgt. Wer im Frühjahr und Herbste, wo die Wege durchnäßt sind, hier nicht reisen muß, bleibt gewiß zu Hause.[56]

Zumindest zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Klagen gerechtfertigt[57]; die Wahrnehmung des Straßenzustands blieb jedoch notgedrungen subjektiv.[58]

Auch die innerstädtischen Straßen wurden beanstandet, vor allem in Hermannstadt vom Beginn bis zum Ende des Jahrhunderts. Französische Handelsreisende urteilten 1803, »Hermannstadt ist eine sehr alte und sehr traurige Stadt, deren an- und absteigende Straßen schlecht in Stand gehalten werden.«[59] Der Baron d'Haussez fand die Straßen schlecht gepflastert und zu ungerade.[60] Colville Frankland urteilte kategorisch:

---

54 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 2. Auch David Ansted bestätigt, dass Schusswaffen nicht notwendigerweise zur Ausstattung des Siebenbürgenreisenden gehören, jedenfalls nicht mehr als in Deutschland oder Frankreich; Ansted: Trip (Anm. 16), S. 3; derselbe Vergleich bei Elsner: Ungarn (Anm. 28), S. 186. In der europäischen Türkei führte Robert Walsh die überraschende Sicherheit darauf zurück, dass Verbrechen auf abschreckende Weise bestraft wurden, Robert Walsh: Reise von Konstantinopel durch Rumelien, das Balkangebirge, Bulgarien, die Walachei, Siebenbürgen und Ungarn. Ein Beitrag zur neuesten Kunde des türkischen Reiches. Übers. Wilhelm Adolf Lindau. Bd. 1. Dresden, Leipzig 1828, S. 139. Von exemplarischen Strafen im Banat berichtete Clarke, der 1803 in Lugosch 150 gefangene Wegelagerer antraf; 1770 hatte von Born erfahren, dass in Deva drei Räuber brutal hingerichtet wurden; vgl. Clarke: Travels (Anm. 39), S. 317; Ignatz von Born: Briefe über mineralogische Gegenstände, auf seiner Reise durch das Temeswarer Bannat, Siebenbürgen, Ober- und Niederhungarn an den Herausgeber derselben, Johann Jacob Ferber […], geschrieben. Frankfurt, Leipzig 1774, S. 94.

55 Quitzmann: Reisebriefe (Anm. 13), S. 167; Clarke: Travels (Anm. 39), S. 315; von Born: Briefe (Anm. 54), S. 94; Walker: Paths (Anm. 10), S. 219 und 267; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 290.

56 Elsner: Ungarn (Anm. 28), S. 141.

57 Vgl. Cushing zum Zustand der ungarischen Straßen im 18. Jahrhundert (Anm. 9); über Siebenbürgen im Besonderen merkt Dominik A. Guilleaume 1814 an: »Die Straßen Siebenbürgens sind die immer währende und bittere Rüge aller fremden und einheimischen Reisenden. Die Klagen dawider sind gegründet, in soweit die Straßen wirklich schlecht sind.« Der Autor führt verschiedene Gründe für den unbefriedigenden Zustand an: die frühere Bedürfnislosigkeit und Autarkie der Bevölkerung, Mangel an Baumaterial und Arbeitskräften (Guilleaume: Beschreibung [Anm. 25], S. 28).

58 Robert Walsh hielt zum Beispiel die Straße zwischen Großendorf/Sălişte und Reußmarkt/Miercurea Sibiului für »die beßte, die wir auf dem ganzen Wege von Konstantinopel gesehen hatten«; sie wurde von ortsansässigen Bauern gebaut und regelmäßig ausgebessert. Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 138.

59 Cazacu: Voyage (Anm. 49), S. 450.

60 Lemercier: Alpes (Anm. 22), S. 303.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 40 02.02.17 11:55

»Hermannstadt ist eine große, schmutzige, ausgespreizte Stadt mit Straßen, in denen der Schlamm halb bis zur Wagenachse reicht.«[61] Emily Gerard erinnerte das Hermannstädter Pflaster an ein »mittelalterliches Folterwerkzeug«; sie wunderte sich über die Wasserströme, die in der Mitte der Gassen herunterflossen und die sie bei jedem Einkauf springend überqueren musste.[62] Auch Kronstadt wurde vergleichbar kritisiert: »die Stadt hat kein ordentliches Straßenpflaster, keine Nachtbeleuchtung; in den Straßen fließt das Wasser umher, so daß man kaum mit trockenem Fuß gehen kann.«[63]

Die Erwartungen des Betrachters beeinflussten auch hier sein Urteil; eine Ausnahme im Chor der Tadler bildet der in dieser Beziehung anscheinend weniger anspruchsvolle Charles Boner, der Hermannstadt 1865 »sauber«, »ruhig«, »gemütlich und ordentlich« fand, die Bürgersteige und die Blumen auf den Fensterbänken lobte. Der von Osten anreisende irische Kleriker und Historiker Robert Walsh (1772–1852) hielt die Straßen schon in den 1820er Jahren für »breit und bequem«, so wie Clarke einige Jahre vor ihm (»breit und prächtig«)[64]; beide verglichen die siebenbürgischen Städte mit denen der europäischen Türkei. Der Ausbau der Straßen schritt ab der Jahrhundertmitte fort und wurde gegen 1890 noch einmal intensiviert.[65] 1909 bemerkte Adrian Stokes, Kronstadt habe ein modernes Stadtbild.[66]

SCHWIERIGE NÄCHTE

Noch häufiger als die Straßen wurden die Unterkünfte verurteilt. Wirtshäuser waren entgegen den Wiener Warnungen an allen Orten vorhanden, entsprachen aber meistens nicht den Gewohnheiten der westeuropäischen Reisenden. Der Baron d'Haussez fand alle Gasthöfe am Donauufer »karg und schmutzig«. John Paget nahm seine eigene Bettwäsche mit. Colville zog es manchmal vor, in der Kutsche statt in der Poststation zu schlafen.[67] Vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts ließ der Empfang in siebenbürgischen Wirtshäusern anscheinend viel zu wünschen übrig. 1814 schilderte dies Dominik A. Guilleaume besonders anschaulich:

> Man fährt in den Hof hinein, und steigt aus. Vergebens erwartet man, daß Jemand aus dem Hause erscheine, um zu fragen, was man wolle. Man geht also ins Haus, findet endlich den Wirth oder die Wirthinn oder beide zugleich. Man wird keines Blickes gewürdigt. Man bringt nun seine Frage vor: ob man hier einlogieren, und ein besonderes Zimmer haben könne? Eine Frage, die man gewöhnlich mehrmals wiederhohlen muß, bis man ein trotziges Ja oder Nein zur Antwort erhält. Ist es glücklicher Weise ein Ja, so vergeht noch eine gute

61 Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 15; seine Beschreibung Bukarests liest sich sehr ähnlich: »eine schmutzige, verstreut besiedelte Stadt, die eine seltsame Mischung von europäischem Luxus und orientalischem Schmutz und Verkommenheit zur Schau trug« (S. 32).

62 Allerdings verrieten ihr dieselben Ströme auch einiges von den Gewohnheiten ihrer Nachbarn: an Waschtagen verfärbten sie sich blau oder violett, wenn der Kamin gefegt wurde, wurden sie schwarz, und an Schlachttagen – aber sich diesen Anblick vorzustellen überließ sie lieber der Fantasie der Leser. Gerard: Land (Anm. 11), S. 22–23. 1850 machte Andrew Paton ganz ähnliche Beobachtungen; Andrew Archibald Paton: Travels in Hungary; or, sketches of the Goth and the Hun; Transylvania, Debreczin, Pesth, and Vienna, in 1850. London 1851, S. 108f.

63 Von Hallberg-Broich: Reise (Anm. 30), S. 50.

64 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 48; Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 124; Clarke: Travels (Anm. 39), S. 287.

65 Köpeczi: Geschichte (Anm. 2), S. 564.

66 Stokes: Hungary (Anm. 45), S. 296.

67 Lemercier: Alpes (Anm. 22), S. 294; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 473; Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 25. Vgl. auch Guilleaume: »Betten muß man überall mitbringen, denn diese zu erhalten ist etwas Seltenes und nur Gefälligkeit, eine Blume, die in den hiesigen Wirthshäusern noch nicht recht gedeihen will.« (Guilleaume: Beschreibung [Anm. 25], S. 29).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 41 02.02.17 11:55

> Weile, bevor man das versprochene Zimmer angewiesen erhält, und dieses gewöhnlich nur, nachdem man noch einigemale darum gebeten hat, oder noch gröber geworden ist, als der Wirth selbst. Kann man etwas zum Speisen haben? Antwort: Ich weiß nicht, ich will sehen. Wer nun das Essen erwartet, ohne seine Frage zu wiederholen, und die Sache ordentlich zu verhandeln, erhält sicher nichts. Es ist nicht anders, als wenn diese Leutchen dem Reisenden eine ordentliche Gnade erzeigten, wenn sie ihm erlauben, sein gutes Geld bei ihnen für ihre schlechte Kost und oft noch schlechtern Zimmer zu verzehren. […] In den Wirthshäusern auf den Dörfern finden dergleichen Fragen gar nicht Statt, weil man im voraus weiß, daß nichts zu haben ist.[68]

In Hermannstadt war die Enttäuschung wieder besonders groß. Das berühmte Gasthaus »Der Römische Kaiser« ähnelte in den 1830er Jahren einer »schmutzigen, düsteren Karawanserei«.[69] Drei Jahrzehnte später äußerte sich Charles Boner kritisch über die allgemeine »Schlampigkeit und Unordnung« in siebenbürgischen Gasthöfen:[70]

> In einer Stadt, die so ein wohlhabendes Aussehen wie Hermannstadt hat, erwartet man, ein gutes und bequemes Gasthaus zu finden; aber ich wurde schwer enttäuscht. Mein Zimmer war schmutzig und unordentlich, der Ofen zerfiel in Stücke, das Schloss an der Zimmertür war fast abgefallen. In welcher Unordnung war auch der Hof! Und die Treppe, und die Korridore, und die Räume, zu denen sie führten! Und dennoch war dies der erste Gasthof der Stadt, Mitglieder des siebenbürgischen Landtags waren dort, und ihre Sitzungen wurden in einem großen Saal des Gebäudes abgehalten. So ärgerlich und angewidert ich auch von dem Zustand meines Zimmers war, ich konnte nicht anders, als über die Einfalt des Zimmermädchens zu lachen. Als ich in schlechter Laune Bemerkungen über den allgegenwärtigen Unrat machte, antwortete sie; »Oh, Sie sollten den Mediascher Hof (ein anderes Gasthaus) sehen, der ist viel schmutziger.« Sie und auch die Kellner wunderten sich sehr über meine Unzufriedenheit. Der Boden im Speisesaal stand dem Hof nicht nach – die Tischdecken fleckig, die Servietten unbenutzbar. All dies scheint wahrlich erstaunlich in einer sächsischen Stadt, wo wir Sauberkeit und Ordnung erwarten, und wo die Häuser wirklich gut gepflegt werden.

Das Essen und die Bedienung entsprachen nicht den Erwartungen, weder in Hermannstadt noch in Kronstadt, wo Boner eine halbe Stunde auf warmes Wasser zum Waschen warten musste und es ihm schließlich mit der Anweisung gebracht wurde, er möge sich beeilen, weil ein anderer Gast es auch noch benutzen wolle. »All dies wäre nicht überraschend in einem Land, das gerade erst aus dem Zustand der Barbarei herauskommt, aber in einer florierenden und gut bevölkerten Stadt scheint es unannehmbar«, urteilte er.[71]

Vermutlich lag es an den ungünstigen Bestimmungen der Pachtverträge, dass die Hausverwalter sich nicht weiter um die Gäste bemühten.[72] Im Laufe der Zeit besserten sich die Zustände. 1896 meldete der Baedeker, die Gasthäuser in Siebenbürgen seien »recht gut und nicht teuer«. In den größeren Städten des Banats finde man »gute Hotels, modernen Bedürfnissen angepasst; und sogar auf dem Land sind die ungarischen Gasthäuser besser als die in den meisten deutschen Gebieten Österreichs«.[73]

---

68 Guilleaume: Beschreibung (Anm. 25), S. 29.

69 Baillie Fraser: Narrative (Anm. 28), S. 124.

70 Auch er stieg vermutlich im *Römischen Kaiser* ab, wo 1863/4 der siebenbürgische Landtag zusammenkam (Roth: Hermannstadt [Anm. 2], S. 169); Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 74–75. Bei den Beschreibungen ist zu bedenken, dass es sich oft um Momentaufnahmen handelt. Boner fand dasselbe Gasthaus acht Monate später bei einem zweiten Aufenthalt annehmbarer. In den 1870er Jahren beschrieb Andrew Crosse das Hotel Neurihrer in der Heltauer Gasse (ehemals *Römischer Kaiser*) als »sehr komfortabel« (Crosse: Carpathians [Anm. 36], S. 173).

71 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 77.

72 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 76; Guilleaume: Beschreibung (Anm. 25), S. 29.

73 Karl Baedeker: Austria, including Hungary, Transylvania, Dalmatia and Bosnia. Handbook for Travellers. With 25 maps and 25 plans. 8. Aufl. Leipzig 1896, S. 393, 314, 315.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 42 02.02.17 11:55

Sich über unzureichende Dienstleistungen in Gasthäusern zu beklagen war ein Luxus, der Reisenden auf manchen Wegstrecken verwehrt blieb. Einige nächtigten notgedrungen unter freiem Himmel, zum Beispiel Andrew Crosse (1852–1925) auf dem Weg von Petroşani nach Hermannstadt, vom Baedeker als »interessante dreitägige Bergtour« mit Unterkunftsmöglichkeiten in Försterhütten beschrieben.[74] Der Wagnergeselle Ernst Döbel, dessen Reisekasse dürftig gefüllt war, übernachtete des Öfteren im Wald, so auch vor Hermannstadt und am Rotenturmpass/Pasul Turnu Roşu, wo die Angst vor Wölfen, Bären und Räubern ihn um den Schlaf brachten.[75] Manchmal kam er in den Genuss einer Pritsche in einer Schäferhütte, auf der ihn wenigstens »keine Feder gestochen hatte«.[76] Am entgegengesetzten Ende der sozialen Skala nächtigten Reisende in Pfarrhäusern oder Adelsschlössern, über die sie lobend berichteten.[77]

SPRACHWIRRWARR

Zu den Schwierigkeiten in den Reiseländern Siebenbürgen und Banat hätte für die Westeuropäer die Sprache zählen können. Jedoch berichten berichteten nur zwei der hier näher betrachteten Reisenden von der Unmöglichkeit, sich mit den Einheimischen zu verständigen. Ernst Döbel reiste mit bescheidenen Mitteln und war oft auf die Hilfe von Hirten, Fuhrleuten und Mönchen angewiesen, deren Sprache er nicht mächtig war, so dass er manchmal nicht verstand, ob ihm Essen angeboten oder ein Plan, ihn zu berauben, ausgeheckt wurde.

Vermutlich ist es kein Zufall, dass ausgerechnet Döbel und die ebenfalls keiner Fremdsprache mächtige Mary Walker die einzigen Reisenden waren, die sich von Einwohnern bedroht oder misshandelt fühlten. Döbel zog manchmal zur Abschreckung seine Pistolen, zum Beispiel als er verstand, dass einige Hirten, »rüstige, wilde Gestalten«, es auf seine metallenen Westenknöpfe abgesehen hatten; Walker wurde in Kronstadt von Jugendlichen mit Steinen und Erdbrocken beworfen, als sie den Schlossberg zeichnete.[78] Einsprachigkeit in einer wenig relevanten Sprache wurde nur zum Problem, wenn sie nicht finanziell ausgeglichen wurde. So war es dem Baron d'Haussez möglich, sich ausschließlich auf Französisch zu verständigen, weil er nur mit Angehörigen der gehobenen Schichten verkehrte. Praktische Angelegenheiten regelte sein Kammerdiener.[79]

Die britischen Reisenden behalfen sich mit anderen Sprachen im Alltag. Der Reiseführer *Murray's* informierte die Leser um die Jahrhundertmitte: »Ein Reisender, der Deutsch spricht, wird keine große Schwierigkeit haben, sich in Ungarn durchzuschlagen. […] Lateinisch wird heute nicht mehr so oft gesprochen, wie es früher üblich war, obwohl Fremde oft in dieser Sprache angeredet werden, besonders von Priestern.«[80] Lateinisch wurde tatsächlich zunächst als Hilfsmittel zur Kommunikation gebraucht, zum Beispiel von Jackson im Jahr 1797:

74 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 168; Baedeker, Austria (Anm. 73), S. 407.
75 Storch: Wanderungen (Anm. 51), S. 26f.
76 Storch: Wanderungen (Anm. 51), S. 32.
77 Zum Beispiel Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 173, 186.
78 Storch: Wanderungen (Anm. 51), S. 34; Walker: Paths (Anm. 10), S. 232. Döbel hatte sich kurz vorher von einem anderen Hirten die rumänischen Übersetzungen für »essen«, »trinken« »schlafen« und die Zahlen bis hundert aufschreiben lassen (S. 32), was ihm jedoch in dieser Situation nicht weiterhalf.
79 Lemercier: Alpes (Anm. 22), S. 284.
80 John Murray: A Handbook for Travellers in Southern Germany. Being a Guide to Würtemberg, Bavaria, Austria, Tyrol, Salzburg, Styria, &c., the Austrian and Bavarian Alps, and the Danube from Ulm to the Black Sea. With map and plans. Eighth edition, corrected and enlarged. London 1858, S. 490.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 43 02.02.17 11:55

> Wir reisten mit Postpferden, ohne uns irgendwo aufzuhalten, Tag und Nacht fort, bis wir nach Temeswar, der Hauptstadt des Bannats, kamen, wo wir einige Stunden mit der Untersuchung unserer Pässe aufgehalten wurden. Da dies eine wichtige Festung ist, so examinirten die Officiere jeden Passagier auf das schärfste; und ich mußte mich sogar vor den commandirenden General stellen, mit dem ich, weil er kein Englisch, und ich seine Sprache nicht verstand, lateinisch reden mußte, und der mir, so bald er hörte, daß ich ein Engländer wäre, viel Achtung bezeigte.[81]

Noch dreißig Jahre später verständigte sich Colville Frankland auf Lateinisch mit ungarischen Großbauern, Bürgern und Adligen, Walsh mit einem Posthalter am Rotenturmpass, einem Hausknecht in einem ungarisch geführten Gasthaus in Hermannstadt sowie einem Wirt in Deva.[82]

Allerdings ist manchmal nicht deutlich, ob die vermeintlich »lateinische Sprache« nicht doch eher dem Rumänischen entsprach. So erkannte Colville Frankland bei den Postkutschern im Banat einen »lateinischen Dialekt, mit dem Slawischen vermischt«. Walsh unterhielt sich in einem »barbarischen Latein« mit einer Frau, die er auf seinem Wagen zwischen dem Rotenturmpass und Hermannstadt mitnahm. Dem Schriftsteller und Forschungsreisenden Theodor von Hallberg-Broich (1768–1862) zufolge sprachen die »Wallachen« eine mit »verdorbenem Latein gemischte Sprache«. Ansted entdeckte im Süden Ungarns zunächst einen »romäischen Dialekt«, der eine Mischung aus Italienisch und Türkisch mit einem vorherrschenden lateinischem Element sei und den man glücklicherweise nur benötige, um mit den Bauern zu sprechen. Später verfeinerte er seine Analyse und vermutete, »Wallachisch« sei »abgeleitet von Griechisch, Lateinisch, Türkisch und Barbarisch«.[83] Die Entdeckung der ungarischen Sprache stiftete ähnlich viel Verwirrung zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Ansted bemerkte, ungarische Bauern sprächen »keine andere Sprache außer ihrem eigenen seltsamen orientalischen Dialekt, der wenig, wenn überhaupt etwas, mit irgendeinem anderen in Europa gemein hat«. Ganz im Gegensatz dazu behauptete der Schweizer Journalist Auguste Meylan (1841–1897), das ungarische Vokabular sei aus Elementen zusammengesetzt, »die sich größtenteils im Slawischen, Griechischen, Lateinischen, Deutschen und sogar im Türkischen wiederfinden«.[84] Colville Frankland lieferte eine historische Theorie für die Besonderheiten der von Ungarn benutzten Sprache: »Sie sprechen eine Art Sprachwirrwarr, da Ungarn ein ungeheures Auffangbecken von unterschiedlichen Nomadenvölkern ist, Slawen, Deutsche, Zigeuner, Griechen und tutti quanti.«[85] Auch das Sächsische fand Beachtung; Emily Gerard fühlte sich durch den Tonfall sächsischer Passanten oft an das Englische erinnert. Allerdings beschränkt sich die Ähnlichkeit auf den Bereich der Phonetik: John Paget verstand in Hermannstadt genau so wenig »als wenn es Hebräisch wäre«.[86]

Die englischen Reisenden griffen zur Verständigung meistens auf das Deutsche zurück, jedoch stieß es als *lingua franca* im damaligen östlichen Ungarn und in Siebenbürgen durch die politischen Umbrüche nach 1848 immer öfter an seine Grenze. Schon in den späten 1830ern schrieb Paget über Klausenburg:

---

81 Jackson: Tagebuch (Anm. 21), S. 186.
82 Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 5, 11–12; Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 40, 121, 142.
83 Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 14, 11–12; Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 210; von Hallberg-Broich: Reise (Anm. 30), S. 33; Ansted: Trip (Anm. 16), S. 11, 74.
84 Meylan: Albanie (Anm. 28), S. 5.
85 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 3; Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 5.
86 Gerard: Land (Anm. 11), S. 34; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 471.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 44 02.02.17 11:55

> Dies war das erste Mal im Lauf unserer ungarischen Reisen, dass wir einen richtigen Nachteil in der Gesellschaft davon hatten, dass wir nicht Ungarisch verstanden. In anderen Orten ist Deutsch die allgemein gesprochene Sprache, aber die Siebenbürger sind dafür zu standfeste Magyaren, und ich kenne sogar einige von ihnen, die fast ihr Deutsch aus reinem Patriotismus vergessen haben. Vor zwanzig Jahren traf man in jedem Haushalt, der auf sich hielt, deutsche Kindermädchen und Erzieherinnen; jetzt sind französische oder sogar englische genauso häufig.[87]

Andrew Crosse berichtete 1878 von einem vergleichbaren Erlebnis in einem Gasthaus, in dem er dem Kellner auf Deutsch Anweisungen gab. Ein älterer Herr antwortete ihm verärgert (ebenfalls auf Deutsch): »Hier ist es üblich, Ungarisch zu sprechen.« – »Ich bin dieser Sprache nicht geläufig, mein Herr«, antwortete Crosse. »Hier spricht man kein Deutsch – Ungarisch oder gar nichts«, erwiderte der andere. Verdrossen fluchte Crosse auf Englisch, was unerwarteterweise die Lage entspannte: »Entschuldigen Sie tausendmal, ich dachte, Sie wären ein Deutscher, weil Sie so fließend sprechen; ich hatte keine Ahnung, dass Sie Engländer sind. Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt? Welche Anweisungen soll ich für Sie geben? Wie kann ich Ihnen helfen?« Am Ende lud der Ungar Crosse auf sein Schloss ein, wo der Brite eine Woche blieb.[88] Die Autorin Geraldine Mitton (1868–1955) beobachtete noch 1914, dass Ungarn lieber mangelhaftes Englisch oder Französisch sprächen, um zu verdeutlichen, dass sie keine österreichischen Untertanen seien.[89]

Die zunehmende Politisierung der Sprachfrage entging wenigen Reisenden nach 1848. William Tucker traf zum Beispiel auch auf Rumänen, die eher schlechtes, in der Armee gelerntes Deutsch als Ungarisch sprachen, obwohl sie Letzteres besser beherrschten.[90] Auf der Suche nach einem Gasthof benutzte der Geograf James Berry 1919 im südöstlichen Banat innerhalb von zwanzig Minuten vier verschiedene Sprachen; er beendete seinen Reisebericht mit der Hoffnung, die Friedenskonferenz möchte eine annehmbare politische Lösung für die Vielvölkerregion finden.[91]

Die Vielsprachigkeit und der zunehmende Rückzug auf die Nationalsprachen verursachten nicht nur praktische Probleme[92], sondern stießen vor allem sämtliche Reisende auf die Komplexität der ethnischen Vielfalt Siebenbürgens und des Banats.

VÖLKERGEMISCH

> Bisher haben wir immer gelernt, dass Deutschland von Deutschen bewohnt wird, Frankreich von Franzosen, und England von Engländern; aber hier haben wir so ein kompliziertes Gemisch von Nationalitäten, dass es unser ganzes Schulwissen durcheinander bringt,

schrieb Emily Gerard.[93] Das Mosaik der auch sichtlich heterogenen Bevölkerung Südosteuropas erweckte das Interesse der Reisenden oft schon auf dem Dampfschiff, das sie die Donau hinabbrachte.

---

87 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 484.

88 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 185f.; vgl. Boners Beschreibung der Reaktion eines plötzlich viel weniger mürrischen Ungarn, der ihn zunächst für einen Österreicher gehalten hatte, Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 11f.

89 Geraldine E. Mitton: Austria-Hungary. London 1914, S. 73.

90 William James Tucker: Life and Society in Eastern Europe. London 1886, S. 303.

91 James Berry: Transylvania and its Relation to Ancient Dacia and Modern Rumania. In: *The Geographical Journal* 53 (1919), Nr. 3, S. 192–146, hier S. 145f.

92 Andrew Crosse beschwerte sich zum Beispiel auf der Bahnreise von Kronstadt nach Hermannstadt über die Benennung des Umsteigebahnhofs Klein-Kopisch/Copşa Mică: »Diese Namensverwirrung macht es für den Reisenden sehr schwierig, sich in den Zugfahrplänen zurechtzufinden.« Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 184.

93 Gerard: Land (Anm. 11), S. 28.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 45 02.02.17 11:55

> Unser Boot war voll mit den malerischsten Gruppen – Serben, Dalmatier, Zigeunersoldaten und walachische Frauen in ihren prachtvollen und abwechslungsreichen Trachten[94],

berichtete Charles Boner, der methodisch zu jedem Thema Mitglieder unterschiedlicher Volksgruppen befragte, um parteiische Meinungen miteinander vergleichen zu können.[95]

Neben der Donaufahrt boten einerseits die banater Dörfer[96] und andererseits Kronstadt einen bemerkenswerten Einblick in die Multiethnizität der Region, z. B. bei Friedrich Körner:

> Dort gehen Griechen in bunter Tracht, Armenier im Pelzmantel, Juden im Kaftan, prunkhaft aufgeputzte Bojaren aus der Moldau, Szekler Husaren, bärtige Magyaren, walachische Schafhirten, schmutzige Zigeuner, und in dieses bunte Leben schauen ernst die gotischen Spitzdächer und hohen Giebel hernieder.[97]

Während sich Körner hauptsächlich um einen Verfremdungseffekt bemühte, der durch den Gegensatz zwischen vertrautem Stadtbild und exotischer Bevölkerung die Entfernung zum Heimatland des Autors und der Leser unterstrich, strebte John Paget zusätzlich eine idealtypische Charakterisierung der ethnischen Gruppen an:

> Die Bevölkerung von Kronstadt beläuft sich auf 36.000, und besteht aus einer so zusammengewürfelten Truppe, wie man sie sich nur vorstellen kann. Der nüchterne, schaffende Sachse wird von dem leichtfüßigen und gerissenen Griechen angerempelt, der Armenier mit seinen glatten Gesichtszügen, Quäker des Ostens, in seinem Pelzmantel und hohem Kalpak, findet seinesgleichen mit einem Abschlag in dem bescheiden aussehenden Juden; und der schmutzige Boyar aus Jassy, stolz auf seinen Reichtum und seinen Adel, trifft mit dem ebenso stolzen Adligen aus dem Szeklerland zusammen. Ungarische Magnaten und türkische Händler, walachische Schafhirten und vagabundierende Zigeuner machen zusammen die bunt gemischten Gruppen aus, die die Straßen Kronstadts beleben.[98]

---

94 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 5. Das Dampfschiff als vielsprachiges »Babel« bei Mitton, Austria-Hungary (Anm. 89), S. 84. Vergleichbar berichtet Todorova von einem schwedischen Reisenden in den 1920er Jahren, dem der »Orient« schon am Bahnhof in Prag entgegenschlug (Imagining [Anm. 4], S. 125). Die Donaufahrt konnte auch die Gelegenheit bieten, Beziehungen zu knüpfen und politische Neuigkeiten aus erster Hand zu erfahren. Quitzmann lernte so z. B. auf dem Schiff einen Postmeister aus Hermannstadt, den »Oberlandcommissär« (Carl) von Brukenthal mit seinem Sohn, einem österreichischen Offizier, und einen ungarischen Grafen und Bergbaufachmann kennen, mit denen er lange Gespräche führte (Reisebriefe [Anm. 13], S. 78f.).

95 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 589. Er kam zu dem Schluss, dass die österreichischen Minister, die diese »babylonische Verwirrung« zu verwalten haben, vermutlich ihr Leben in einer Nervenheilanstalt beenden müssten. »Nirgendwo in der Welt gibt es so viele widersprüchliche Interessen wie hier […]. Es ist eine absolute Unmöglichkeit für den Minister, eine Maßnahme zu ergreifen, so aufgeklärt oder abgebrüht er auch sein mag, ohne dass sich zwei der drei Parteien darüber beschweren. Und es kann auch gar nicht anders sein; das ist das große Unglück: es muss so sein, von der Natur der Dinge her; und was alles noch schwieriger macht, die Beschwerdeführer haben von ihrem egoistischen Standpunkt aus alle ein wenig Recht; denn ich fordere jeden heraus, sich in eine Richtung zu bewegen, ohne die Vorrechte von jemand anderem zu beeinträchtigen.« Eine solch politische Lesart der ethnischen Heterogenität ist im frühen 19. Jahrhundert eher selten anzutreffen; oft dient das Völkergemisch als malerische Kulisse der Reiseerzählung oder bestenfalls als »reiche[r] Stoff zur ethnographischen Belehrung« (Wutzer: Reise [Anm. 14], S. 29).

96 Meylan: Albanie (Anm. 28), S. 2: »Man müsste polyglott sein, um diese Gegenden zu durchqueren, denn man stößt hier auf ein ungarisches Dorf, dort auf ein deutsches, weiter entfernt auf einen rumänischen Ort oder einen slawischen Weiler.« Körner beschreibt »blauäugige, gelbhaarige Deutsche in stattlichen Dörfern, […] Walachen in langen Hemden und weiten Beinkleidern, […] stämmige Serben […], Bulgaren […], Magyaren« (Bilder [Anm. 26], S. 42).

97 Körner: Bilder (Anm. 26), S. 23. Dass seine Aufzählung dieselbe Reihenfolge beachtet wie die von Paget, mag wieder auf den Referenzcharakter des Letzteren hinweisen.

98 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 436.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 46 02.02.17 11:55

Aus dieser Passage wird das Anliegen ersichtlich, den Personifizierungen der Bevölkerungsteile nicht nur ein typisches Aussehen, sondern auch ein charakteristisches Verhalten zuzuschreiben. Fünf Gruppen fanden besondere Beachtung: Ungarn, Sachsen, »Walachen« und, wenn auch in geringerem Maße, Szekler und »Zigeuner«. Die Wahrnehmung der ersten drei soll hier näher betrachtet werden.

ZEITSPRÜNGE

Um das Verhältnis der Ethnien untereinander zu verstehen, bedienten sich viele Autoren einer chronologischen Einordnung als heuristisches Mittel.

Für mehrere Reisende erweckten vor allem die sächsisch geprägten Städte den Eindruck einer Reise in ein anderes Zeitalter. Emily Gerard fühlte sich in die Vergangenheit versetzt wie auf eine einsame Insel:

> Noch ein paar Jahre Aufenthalt dort würden zweifellos genügen, um alle Erinnerung auszulöschen an die Welt, die wir hinter uns gelassen haben, und an das Jahrhundert, in dem wir leben.

Hermannstadt hätte die vergangenen hundert Jahre lang in einem Dornröschenschlaf gelegen, würde bei seinem Aufwachen vermutlich gleich vom Zeitalter der Petroleumlampe zur elektrischen Beleuchtung der Straßen fortschreiten und die Phase der damals anderswo üblichen Gaslampen ganz überspringen, sagte sie zutreffend voraus.[99] Das Motiv der verschlafenen Modernität taucht auch in anderen Berichten auf, mit der literarischen Figur Rip van Winkle als Bezugspunkt; wie der mythische niederländisch-amerikanische Siedler, nur »andersherum«, wacht der Reisende nach einem langen Schlaf auf und wandert den Berg hinunter »in eine mittelalterliche Stadt, wo man die Sprache und Sitten eines früheren Deutschland findet – Luthers Deutschland!«[100]

Das vorindustrielle Zeitalter wurde verbreitet als Interpretationsschema auf die sächsische Bevölkerung angewandt. Vereinzelte Stimmen nahmen auf das Mittelalter Bezug, so wie Körner in seiner Beschreibung des sächsischen Korporationswesens[101]; die meisten jedoch auf die frühe Neuzeit. Schon Ende des 18. Jahrhunderts fand John Jackson, dass die Hermannstädter eine Kleidung trugen »wie sie bey uns [in England] vor mehr als hundert Jahren getragen worden« war.[102] Crosse bemerkte bei einem Kirchenbesuch in Zeiden, die Gemeinde sähe aus, als ob sie einem frühneuzeitlichen Gemälde entstiegen wäre; auch der britische Diplomat Andrew Paton (1811–1874) fühlte sich durch den Anblick der Heltauer an Bilder von Van Dyck und Jan Steen erinnert.[103] Dementsprechend schienen einigen Besuchern die Sachsen endgültig der Vergangenheit anzugehören; das *finis Saxoniae* dräute am Horizont. Ein rumänischer Gastgeber behauptete William Tucker gegenüber: »der Tag ihres Ruhms ist nun fast vergangen, während unserer jetzt erst heraufdämmert.«[104] Etwa gleichzeitig gab

99 Gerard: Land (Anm. 11), S. 1, 21–22. Ein Elektrizitätswerk wurde 1896 gebaut, und elektrische Straßenlaternen lösten daraufhin tatsächlich die Petroleumbeleuchtung ab, vgl. Roth: Hermannstadt (Anm. 2), S. 175.

100 Paton: Travels (Anm. 62), S. 133; Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 173. Andrew Paton verglich dagegen die Heltauer Sachsen im Jahre 1848 mit Rip van Winkle: Sie wachten in der Mitte von politischen Unruhen auf, die sie nicht verstehen konnten; Travels (Anm. 62), S. 133.

101 Körner: Bilder (Anm. 26), S. 12.

102 »[…] als einen Oberrock, der fast bist an die Erde reicht, und rings herum mit Pelzwerk ausgeschlagen ist; ein Paar Stiefln, wie sie unsre schwere Reiterey trägt, und einen schief aufgesetzten Hut, ungefähr wie ihn die holländischen Schiffs-Kapitäne tragen«, Jackson: Tagebuch (Anm. 21), S. 184.

103 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 189f.; Paton: Travels (Anm. 62), S. 129.

104 Tucker: Life (Anm. 90), S. 300.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 47 02.02.17 11:55

Andrew Crosse die Worte eines ungarischen Freunds folgendermaßen wieder: »wir sind nicht, aber wir werden sein«.[105] Emily Gerard entwarf eine regelrechte ethnische Grammatik Siebenbürgens:

> man kann sie [die Volksgruppen] so definieren, dass sie die Menschheit in der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft darstellen. Die Sachsen sind Männer gewesen, und richtig gute Männer noch dazu, in ihrer Zeit; aber jetzt ist ihr Tag vergangen, und sie werden schnell zu fossilisierten Antiquitäten […]. Die Ungarn sind Männer im vollen Sinn des Wortes, und vielleicht umso mehr, als sie eine Nation von Soldaten eher als von Wissenschaftlern und Dichtern sind. Die Rumänen werden in ein paar Generationen Männer sein, wenn sie die Gewohnheiten ihres Sklavendaseins abgeschüttelt und ihren eigenen Wert erkannt haben.

Die Rumänen, sagte sie voraus, voller Talent und Wissensdurst, würden bald wie der Phönix aus der Asche steigen und dort herrschen, wo sie vorher Sklaven gewesen wären.[106] Nach der Jahrhundertwende wurden gehäuft gesellschaftliche Spannungen bemerkt, wie zum Beispiel von Palmer, der zu erkennen glaubte, sowohl Sachsen als auch Ungarn sähen auf die Rumänen herab, Letztere mit »amüsierter Verachtung«, aber wohlwollend, während Erstere ihre rumänischen Nachbarn »im gleichen Licht wie die südafrikanischen Buren die Kaffern [betrachteten], und, wenn sie noch an der Macht wären, sie wahrscheinlich auch ähnlich behandeln« würden.[107]

Die aufmerksamsten Beobachter erfassten also durchaus die politische Dynamik in der Region. Ein Machtzuwachs und vielleicht in letzter Konsequenz die Unabhängigkeit der Mehrheitsbevölkerung schien zum Beispiel für Gerard vorstellbar, entgegen orientalisierender Interpretationen, die den angeblich kolonialen Blick britischer Reisender auf Südosteuropa anprangern;[108] vermutlich greift das Argument des »orientalisierenden Blicks« auch deswegen nicht, weil Siebenbürgen und das Banat außerhalb des Kerngebiets des »Balkans«, d. h. außerhalb der Einflusssphäre des (von Großbritannien unterstützten) Osmanischen Reichs lagen.[109]

Die um 1900 maßgebende Evolutionstheorie hinterlässt dagegen erkennbare Spuren in den Reiseberichten, wenn versucht wird, die ethnischen Gruppen auf unterschiedlichen Zivilisationsstufen einzuordnen. Während die »Zigeuner« durchgehend als regelrechte »Wilde« beschrieben wurden – dem ständigen Müßiggang hingegeben, kaum oder gar nicht bekleidet, mit wenigen Ausnahmen[110] unfähig, wetterfeste Behausungen zu bauen –, wurden die »Walachen« nicht nur durch das Sprachrohr ungarischer Gastgeber als »wild«, »unzivilisiert«, »barbarisch« eingestuft, sondern auch von einigen Autoren selbst (»Der Walache ist ein Urmensch, der sich von der Civilisation […] möglichst wenig assimiliert hat«; die »Rumänen […] stehen […] auf einer niedrigen Stufe der Gesittung«[111]) – allerdings nicht ohne ihre geringe Entwicklung als

105 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 196.
106 Gerard: Land (Anm. 11), S. 122f.
107 Palmer: Life (Anm. 20), S. 83f.
108 Z. B. Andrew Hammond: The Uses of Balkanism: Representation and Power in British Travel Writing, 1850–1914. In: *Slavonic & East European Review* 82 (2004), H. 3, S. 601–624.
109 Vgl. Horst Fassels Bemerkungen, der 1979 im damaligen Jargon feststellte, dass nach den »österreichischen Annexionen« in der deutschsprachigen Literatur eine »Okzidentalisierung« oder »Kapitalisierung […] rumänischer Gebiete« erfolgt sei; Horst Fassel: Südosteuropa und der Orient-Topos der deutschen Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Revue des études sud-est européennes* 17 (1979), H. 2, S. 345–358, S. 349.
110 Gérando und Quitzmann zeigten sich von dem Besuch des stattlichen und gepflegten Hauses einer Rom-Familie in Klausenburg beeindruckt (Gérando: Transylvanie [Anm. 42], S. 87; Quitzmann: Reisebriefe [Anm. 13], S. 222–225).
111 Quitzmann: Reisebriefe (Anm. 13), S. 165; Wutzer: Reise (Anm. 14), S. 83.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 48 02.02.17 11:55

historisch bedingt (Quitzmann) anzusehen und ihnen ein Fortschrittspotenzial einzuräumen. Gerard bekräftigte, dass die Rumänen sich »langsam von der Barbarei zur Zivilisation« erhoben, und sagte ihnen eine »glorreiche Zukunft« voraus.[112] Im frühen 20. Jahrhundert prägt die damals immer einflussreichere Rassentheorie einige Berichte, wie zum Beispiel den des Reiseschriftstellers Ernst von Hesse-Wartegg (1854–1918), der 1917 Betrachtungen über die Physiognomien ländlicher und städtischer Rumänen anstellte.[113]

Paradoxerweise sahen andere Besucher aber gerade in manchen alten Brauchtümern der Sachsen etwas Zukunftweisendes. Crosse bemerkte,

> die demokratische Ausrichtung der Gesetze und Bräuche der Deutschen aus Siebenbürgen ist ein sehr merkwürdiger und interessanter Studiengegenstand; in nicht wenigen Einrichtungen haben diese Leute um mehrere Jahrhunderte die liberalen Ideen des heutigen Westeuropas vorweggenommen.[114]

Für Ernst Anton Quitzmann war die Reise die Donau hinab geradezu eine Reise in die Zukunft. Seine *Deutschen Briefe aus dem Orient*, eine spiegelverkehrte deutschsprachige Variante der persischen Briefe von Montesquieu, enthalten viele staatsphilosophische Erwägungen. Quitzmann wollte »die Zukunft des deutschen Michels im Orient« finden, und wenn es ihm dabei hauptsächlich darum ging, dass ein vereinigtes Deutschland das Erbe des Osmanischen Reiches antreten sollte[115], so begeisterte er sich auch sehr für die politische und gesellschaftliche Organisation der Siebenbürger Sachsen, die sich aus seiner Sicht stark von der der damals unfreien deutschen Länder unterschied.

> [Nach] dem Geständnisse aller, welche dieses Land bereist haben, [sind es] das demokratische Element und eine gewisse republikanische Freiheit und Gleichheit, welche trotz der monarchischen Regierungsform dem Beobachter zumeist auffallen und als das Eigenthümlichste erscheinen, was er so nahe am absolutistischen Osten treffen kann. Während das Magyarendorf auch in Siebenbürgen nur aus dem Herrenhaus und einer Anzahl strohgedeckter Hütten besteht, sieht man dagegen in einem sächsischen Dorfe lauter steingebaute Häuser […]. Hier fordert kein Edelmann Robotleistung oder bläht sich mit seiner Grundherrlichkeit und seinem Steuerprivilegium. Der Bauer ist der Besitzer, und auf dem ganzen Sachsenboden gibt es keinen Adel. […] Hierin liegt der Grund der demokratischen Gleichheit. Keiner steht über dem Anderen in rechtlicher Beziehung und nur in socialer geben Reichthum und Bildung einen Vorzug.[116]

Nicht nur deutschsprachige und daher möglicherweise voreingenommene Reisende bewunderten die relative Freiheit auf dem Sachsenboden, sondern ebenfalls der Ire Walsh, der an den Sachsen beobachtete, dass »schon ihr Gang […] einen gewissen störrischen Freiheitssinn« erkennen ließe. Auch er bemerkte die Gleichrangigkeit in sächsischen Siedlungen:

---

112 Gerard: Land (Anm. 11), S. 299. Auch die Sachsen hält der Baron d'Haussez für »wenig zivilisiert«, vermutlich im Sinne einer fehlenden wirtschaftlichen Modernität im Vergleich zum Frankreich der 1830er Jahre; Lemercier: Alpes (Anm. 22), S. 313. Clarke hielt es für »barbarisch«, wie die Damen der besten Hermannstädter Gesellschaft während eines Empfangs bei Samuel von Brukenthal sich ihrer Gabeln bedienten, wusste aber um die kulturelle Relativität der Tischsitten (Travels [Anm. 39], S. 290).

113 von Hesse-Wartegg: Balkanstaaten (Anm. 45), S. 52.

114 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 213.

115 Quitzmann: Reisebriefe (Anm. 13), S. 4–5; vgl. auch Wutzers Ansicht, es sei eine »Mission Deutschlands«, die Donau und das Schwarze Meer zu beherrschen (Reise [Anm. 14], S. 5).

116 Quitzmann: Reisebriefe (Anm. 13), S. 4–5.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 49 02.02.17 11:55

> Alle Häuser verriethen jenen Grad von Wohlhabenheit, der eine glückliche Gleichheit der Umstände bezeichnete; alle waren geräumig, keines armselig, keines prächtig, und wir sahen weder eine Hütte noch einen Palast im Lande.[117]

Wie viel Raum lässt dieses zeitliche Interpretationsmuster, das die sächsische Bevölkerung im guten wie im schlechten Sinne in der Vergangenheit verortet, für historische Entwicklungen? Wurde die Historizität der siebenbürgischen und banater Gesellschaft – über die bereits erwähnten nationalen Aspirationen der Rumänen hinaus – von den westeuropäischen Reisenden wahrgenommen? Besucher sahen durchaus wirtschaftlichen, technologischen und industriellen Fortschritt, nicht nur in Kronstadt,[118] sondern auch zum Beispiel in der Gegend von Orawitza/Oravița und Reschitz/Reșița, die gerade wegen ihrer Bedeutung für den Bergbau und die metallverarbeitende Industrie besichtigt wurden.[119] Aber gleichzeitig beklagten dieselben Autoren die Bedrohung altmodischerer Lebensformen durch die kulturelle und wirtschaftliche Modernisierung. John Paget ließ sich in einer ungarischen Familie die Sonntagskleider und Aussteuer der Tochter zeigen und bedauerte das unvermeidliche Verschwinden dieser Handarbeit, wenn massengefertigte Baumwolltücher aus Manchester importiert werden würden.[120] William Tucker beobachtete in einem 30 Meilen von Klausenburg entfernten Dorf, dass Sachsen ihr traditionelles Mobiliar und Geschirr an Rumänen verscherbelt und in ihrem neuen Haus durch modernere Einrichtungsgestände ersetzt hatten; aber wenigstens hielten die neuen rumänischen Besitzer diese Antiquitäten besser in Ehren.[121]

Lässt sich Maria Todorovas Schlussfolgerung aufrechterhalten, dass Reisende in Südosteuropa von der ländlichen Bevölkerung lediglich erwarteten, dass sie eine Art »Freilichtmuseum« bevölkerten, und gleichzeitig aus aristokratischer Warte ihre egalitären Organisationsformen belächelten oder geringschätzten?[122] Vor 1900 blieb der Ruf nach landestypischen Trachten zur visuellen Ergötzung der Touristen eine Ausnahme. Bei Autoren wie Emily Gerard, die befürchtete, durch die Bahnverbindung würde Siebenbürgen »zivilisiert und gesittet, und so klischeehaft und konventionell wie die bekanntesten Gegenden unserer besten europäischen Staaten« werden[123], scheint ein Maß Zivilisationskritik sowie eine aufrichtige Wertschätzung der siebenbürgischen Besonderheiten mitzuschwingen. Kurz vor der Jahrhundertwende nahm die Kritik zu: Die Künstlerin Mary Walker beklagte auf der Suche nach Motiven die zu wenig »charmante« und »malerische« Kleidung der Menschen in Kronstadt. Geraldine Mitton beobachtete 1914 mit Bedauern, dass die ländliche Bevölkerung die Kleidung der städtischen imitierte und jene die Moden westeuropäischer Länder. Der Anblick landestypischer Trachten gehörte zwar noch nicht im 19., wohl aber im 20. Jahrhundert zu den üblichen touristischen Erwartungen.[124]

---

117 Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 134.

118 Edit Szegedi: Between Necessity and Utopia: The Central Cemetery in Braşov. In: Mihaela Grancea (Hg.): Death and Society: Transdisciplinary Studies. Klausenburg 2009, S. 157–202, hier S. 166.

119 Marius Crişa: »I left my paradise alone«: British Notes on Oravița and its Neighbourhood. In: *Anuarul Institutului de Cercetări Socio-Umane »Gheorghe Șincai«, Târgu-Mureş* 14 (2011), S. 137–149, hier S. 139f. Nagyág/Săcărâmb, Teil des heutigen Certeju de Sus, im Norden von Deva, zog auch seit mindestens dem 18. Jahrhundert bergbautechnisch interessierte Besucher an (von Born: Briefe [Anm. 54], S. 313; Clarke: Travels [Anm. 39], S. 313; Paget: Hungary [Anm. 15], Bd. 2, S. 249–251).

120 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 34.

121 Tucker: Life (Anm. 90), S. 312.

122 Todorova: Imagining (Anm. 4), S. 111

123 Gerard: Land (Anm. 11), S. 3.

124 Walker: Paths (Anm. 10), S. 225; Mitton: Austria-Hungary (Anm. 89), S. 73f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 50 02.02.17 11:55

RELATIVE REICHTÜMER

Die Rede vom vermeintlichen »Zivilisationsgrad« bezeichnete oft nichts anderes als die augenscheinlichen wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den siebenbürgischen und banater Bevölkerungsgruppen. Die relative Wohlhabenheit der Siebenbürger Sachsen sprang den Reisenden besonders ins Auge. Um sie zu erklären, wurden historische Argumente angeführt. Zum einen wurde eine Variante des Topos der »germanissimi Germanorum« bemüht. Im Vergleich zu den Deutschen in deutschen Landen seien die Sachsen wie ein Porträt, das man im besten Lebensalter malen lässt, oder, weniger schmeichelhaft, wie ein im Gletscher eingefrorener Vorfahre, der sieben Jahrhunderte später wieder zu Tage gefördert werde, urteilte Emily Gerard; »fossilisiert« nannte Palmer sie 1903. »Plus catholiques que le pape«, wie Gerard mit vermutlich unbeabsichtigter Ironie hinzufügte[125], zeichneten sich die Sachsen durch besondere Tüchtigkeit und Vorsicht aus. Über die Jahrzehnte werden sie mit fast wortgleichen Superlativen beschrieben:

„Sie sind immer die fleißigsten, saubersten, ehrbarsten und am besten gedeihenden Leute in dem Volk, bei dem sie siedeln." „Die Sachsen sind ohne Zweifel die fleißigsten, die beständigsten und genügsamsten aller Einwohner Siebenbürgens, und daher die am besten behausten, am besten gekleideten und am besten gebildeten"; „eine fleißige, beständige, genügsame und geduldige Rasse, die am besten behauste, am besten gekleidete und am besten gebildete Bauern- und Mittelklassebevölkerung in diesem Teil des Kontinents."[126]

Die Kombination aus harter Arbeit und sorgfältiger Überwachung der Ausgaben, darüber waren die Autoren sich einig, erklärte den relativen Reichtum der sächsischen Bevölkerung. Die Prägung des »Nationalcharakters« durch jahrhundertelange Bedrohung von außen und eine gewisse protestantische Ethik wurden als weitere Faktoren angeführt.[127] Die fleißigen und sparsamen Sachsen bildeten aus der Sicht der Reiseautoren einen auffallenden Kontrast mit den rumänischen Einwohnern, die im Ruf standen, »arbeitsscheu« zu sein.[128] Dieses Leitmotiv des Rumänienbildes im deutschen Sprachraum ging weit über jenen hinaus[129] und wurde auf unterschiedliche Arten begründet. Frühe Erklärungsversuche bezogen sich auf das Klima, welches Trägheit und physische Schwäche verursache, so dass sogar die Bären und Wölfe in den Karpaten zahmer als die des Balkangebirges seien; die klimatisch bedingte Indolenz reichte man-

125 Gerard: Land (Anm. 11), S. 31, 33; Palmer: Life (Anm. 20), S. 93. Letzterer erklärte damit ihr angeblich fortdauerndes »Misstrauen«, ihren »Ernst« und ihre »Verteidigungsbereitschaft«, obwohl keine äußere Bedrohung mehr bestünde.

126 Colville Frankland: Travels (Anm. 40), S. 16, Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 433, Ansted, Hungary (Anm. 16), S. 31. Vgl. auch Ernst Quitzmann: der Sachse »ist äußerst genügsam und versagt sich jede Zerstreuung; er verkauft den Weizen, um seine Steuer zu bezahlen, und begnügt sich mit Erdäpfeln. Ein unermüdlicher Fleiß zeichnet den Sachsen aus, und obwohl er bei weitem nicht den besten Boden in Siebenbürgen besitzt, so hat er es doch durch seine Thätigkeit dahin gebracht, daß er sich einer größeren Wohlhabenheit erfreut, als selbst jene Einwohner, welche die trefflichsten Felder innehaben« (Reisebriefe [Anm. 13], S. 180).

127 Z. B. Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 475. Die Besitzanhäufung im Allgemeinen und die öffentliche Zurschaustellung von Kleidung und Bettleinen an Waschtagen im Besonderen interpretierte Boner in diesem Sinne weberianisch *avant la lettre*.

128 So z. B. zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei Francis Palmer: »Der Siebenbürger Sachse kann am besten als das absolute Gegenteil des Walachen beschrieben werden. Kein Kontrast könnte größer sein.« (Life [Anm. 20], S. 92).

129 Heitmann: Rumänienbild (Anm. 12), S. 115; Auguste de Gérando zum Beispiel bezeichnete die Rumänen als »sprichwörtlich faul« und »hinterhältig«, machte aber einen Unterschied zwischen den trägen Männern und den geschäftigen Frauen, die sogar beim Umhergehen Wolle spannen (Transylvanie [Anm. 42], S. 313, 323).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 51 02.02.17 11:55

chen Autoren zufolge bis in die ungarische Ebene.[130] Da äußere Umstände die gesamte Bevölkerung betreffen müssten, kamen besondere Faktoren für die rumänischen Einwohner hinzu: die häufigen Fastentage der orthodoxen Kirche mussten sie körperlich schwächen.[131] Vor allem bemerkten zahlreiche Autoren, dass die Rumänen, anders als die Sachsen und Schwaben, in den meisten Fällen nicht auf eigene Rechnung, sondern für ihren Gutsherren arbeiteten.[132] Langsamkeit, Diebstahl, vorgespieltes Unwissen sind typische Waffen der sozial und wirtschaftlich Schwächeren, die sich nicht anders gegen ihre Ausbeutung zur Wehr setzen können.[133] Als Beweis für die lediglich sozial bedingte Arbeitsunlust führte von Hallberg-Broich nach einem Besuch im Burzenland an: »die Wallachen, welche mit deutscher Freiheit unter ihnen wohnen, sind wie die Deutschen reinlich, arbeitsam und reich«.[134]

Rumänen und Sachsen bildeten auch in anderer Beziehung einen Kontrast. Der Fleiß und Wohlstand der sächsischen Bevölkerung hatte eine dunkle Kehrseite, wenn man Emily Gerard Glauben schenken will, die ihnen eine übertriebene Ausrichtung auf das Finanzielle bescheinigte. Geld sei immer wichtig, bei einem Todesfall sprächen die Familien in allen Einzelheiten über den finanziellen Verlust, den er mit sich bringe, und schon in Wiegenliedern sängen die Müttern den Kindern vor, wie viele Gulden sie ihnen wert seien. Geldgier sei schließlich auch die Ursache für den allseits beklagten Geburtenschwund.[135] Dem kalt kalkulierenden sächsischen Zwei-Kinder-System wurde immer wieder die kinderreiche und herzliche rumänische Familie gegenübergestellt. Die Folgen waren für die aufmerksamen Reisenden deutlich zu sehen: Gerard wusste in den 1870er Jahren von einem Dorf bei Hermannstadt, wo 12 Häuser verlassen waren, und 27 in einem anderen.[136] Charles Boner widmete dem Thema des Geburtenschwunds gar ein ganzes Kapitel mit dem Titel »Nemesis« und berichtete von Dörfern, in denen früher jeder Einwohner »deutsch« gewesen sei und nur einige Rumänen in Hütten am Dorfrande gewohnt hätten, während dort in den 1840er Jahren fast alle Sachsen verschwunden waren und die ganze Bevölkerung rumänisch geworden war. Am Ufer der Kokel waren manche Dörfer nur noch dem Namen nach »deutsch«. In Jakobsdorf/Giacăș zwischen Schäßburg/Sighişoara und Mediasch stand eine protestantische Kirche mit einem Pfarrer, aber seine Gemeinde bestand in den 1860er Jahren nur noch aus einer Familie.[137] Deutschsprachige Autoren versahen ihre Berichte mit einem bedauernden Unterton.[138] Das Phänomen betraf ländliche Gegenden mehr als

130 Walsh: Reise (Anm. 54), Bd. 2, S. 81; Wilhelm Richter: Wanderungen in Ungarn und unter seinen Bewohnern. Eine Beleuchtung von Ungarns moderner Stellung und Richtung. Berlin 1844, S. vii. Klimatheorien waren im vorangehenden Jahrhundert u. a. durch Montesquieus, Buffons und Herders Werke bekannt geworden.

131 Böhm: Geschichte (Anm. 26), S. 217; vgl. Heitmann: Rumänienbild (Anm. 12), S. 133.

132 Zum Beispiel Gerard: Land (Anm. 11), S. 173–174; von Hallberg-Broich: Reise (Anm. 30), S. 37.

133 Vgl. James C. Scott: Weapons of the Weak: Everyday Forms of Peasant Resistance. New Haven 1985.

134 Von Hallberg-Broich: Reise (Anm. 30), S. 47–48.

135 Gerard: Land (Anm. 11), S. 58.

136 Gerard: Land (Anm. 11), S. 60.

137 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 272–276.

138 Vom Rath berichtet: »Ein seltsam schmerzliches Gefühl ergreift uns, wenn wir durch verlorene deutsche Orte wandern. Da giebt es auf dem Königsboden, wie im Nösner-Gau, von Sachsen bewohnte Dörfer, deren Bewohner der lutherischen Confession angehören und deutsche Namen haben, aber nur noch rumänisch reden; in andern Dörfern ist das deutsche Volksthum nicht umgeändert, sondern gänzlich vor dem rumänischen gewichen. Die Rumänen haben sich in den stattlichen Steinhäusern eingerichtet wie Sperlinge in Schwalbennestern.« Gerhard vom Rath: Siebenbürgen. Reisebeobachtungen und Studien. Nach Vorträgen, für wohlthätige Zwecke gehalten in Duisburg am 13. November 1878 und in Bonn am 3. Februar 1879. Heidelberg 1880, S. 124f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 52 02.02.17 11:55

die Städte, und insgesamt wuchs laut verschiedenen Untersuchungen die deutschsprachige bzw. evangelisch-lutherische Bevölkerung nach 1850 in absoluten Zahlen. Nur nahm sie in geringerem Maße zu als die rumänisch- und ungarischsprachigen Gemeinschaften, welche eine höhere Geburtenrate aufwiesen, so dass der relative »deutsche« Bevölkerungsanteil leicht sank, in Siebenbürgen z. B. von 9,4 auf 8 % zwischen 1850 und 1910.[139] Berichte über den bevorstehenden Untergang der sächsischen Gemeinschaften sind also generell als übertrieben einzuordnen und müssen im ländlichen und städtischen Kontext differenziert betrachtet werden, so literarisch ansprechend der Gegensatz zwischen kinderreichen Rumänen und »geldreichen« Sachsen auch gewesen sein mag.

GESELLSCHAFTLICHE MODERNITÄT?

Überzogene Wertschätzung des Besitzes und mangelnde Familienbande wurden auch für ein anderes, auf den ersten Blick typisch sächsisches Phänomen verantwortlich gemacht. Emily Gerard kopierte und übersetzte für ihre Leser mehrere oft unterhaltsame Maximen oder Mottos, die auf den Häusern der Sachsen in und um Hermannstadt zu lesen waren. Sie bemerkte aber, dass Schillers wohlbekannte Zeilen »Raum ist in der kleinsten Hütte / Für ein glücklich liebend Paar« nirgends anzutreffen waren. Das wäre nicht weiter verwunderlich, fügte sie hinzu, weil ein solcher Spruch schneller seine Bedeutung verlöre, als der Wind und der Regen ihn von der Häuserfassade löschen könnten; denn der sächsische Bauer wechselte sein Hausmotto nicht so häufig wie seine Frau.[140]

Alle Reisenden, die das Thema behandelten, waren von der hohen Scheidungsrate beeindruckt, und viele warteten mit Anekdoten über die trivialsten Gründe auf, die zur Scheidung führen konnten: ungenügende Kochkünste oder das Kritisieren derselben, unerwünschter Bartwuchs, Uneinigkeit über die beste Zeit zum Melken der Kühe. Charles Boner war so fasziniert von dem Phänomen, dass er eine Serie von Scheidungsdokumenten der Jahre 1860–1862 persönlich einsah. Dabei stieß er auf für ihn schwer fassbare Scheidungsgründe wie die Trunkenheit des Schwiegervaters oder das »Augenverdrehen« des Ehepartners. Der Pfarrer fügte hinzu, dass kurz nach der Weinlese die Streitereien und damit die Trennungen noch häufiger anfielen als im Rest des Jahres.[141] Der tieferliegende Grund für die fehlende Stabilität der Ehen war aber nach Aussage einiger Reisender wieder beim Materialismus der »Deutschen« zu suchen, die ihre Töchter zu früh, oft mit 15 Jahren, und nur aus Besitzgründen verheirateten. Viele dieser lieblosen Ehen gingen nach einigen Wochen wieder in die Brüche.[142]

Bei genauerem Hinsehen fanden die Reisenden allerdings für damalige westeuropäische Verhältnisse hohe Scheidungsraten im ganzen heutigen Rumänien. James Ozanne berichtete aus Bukarest über Paare, die sich aus banalen Anlässen trennten.[143] Zwei britische Journalisten bemerkten in den 1860er Jahren in Jassy/Iaşi, dass in der ganzen guten Gesellschaft nur eine Frau nicht geschieden sei, und die habe erst einige Wochen vorher zum ersten Mal geheiratet.[144] Klausenburg, Sitz der zuständigen unita-

139 Bolovan, Bolovan: Transylvania (Anm. 46), S. 117f., 176; vom Rath, Siebenbürgen (Anm. 138), S. 124 mit Bezug auf Studien von Ludwig Reissenberger im *Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde* 1853 und 1861.

140 Gerard: Land (Anm. 11), S. 50.

141 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 500 f.

142 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 496–501, Gerard: Land (Anm. 11), S. 59–60.

143 Ozanne: Years (Anm. 17), S. 28f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 53 02.02.17 11:55

rischen und evangelischen Kirchengerichte, wurde zu Recht von Emily Gerard als »Scheidungshauptstadt« von Siebenbürgen betitelt. Noch 1903 beschrieb Francis Palmer ebenfalls das eingespielte System des vorübergehenden Hauskaufs und Religionswechsels, welches innerhalb von einer Woche die Scheidung ermöglichte: Scheidungswillige Paare erwarben in einer bestimmten Straße heruntergekommene Häuser, um sie wenige Tage später wieder zu verkaufen, so dass sie als kurzfristige Ansässige in den Genuss des liberalen örtlichen Eherechts kamen.[145]

Die Reiseberichte wurden von einem westeuropäischen Publikum gelesen, das unterdessen vehement über mögliche Reformen des Eherechts diskutierte. Zu einer Zeit, als eine Scheidung in den wichtigsten westeuropäischen Staaten schwierig oder illegal war,[146] mussten die rumänisch-siebenbürgischen Verhältnisse regelrecht fortschrittlich anmuten.

GASTFREUNDSCHAFT

In einem letzten Bereich, auf den naturgemäß alle Reisenden ihren Blick richteten, nämlich der Gastfreundschaft, scheinen zunächst die Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen sehr ausgeprägt zu sein. Emily Gerard, die meistens wenig freundliche Worte für ihre sächsischen Nachbarn fand, beschrieb so den Besuch in einem Bauernhaus:

> Die sächsische Hausfrau empfängt uns im Allgemeinen in einer mürrischen und misstrauischen Art, und dem sächsischen Bauer wird es nicht in den Sinn kommen aufzustehen, wenn eine Dame den Raum betritt. Falls wir müde sein sollten, setzen wir uns besser ungefragt hin, denn weder er noch sie werden uns einen Stuhl anbieten.

Einmal drückte ein Bauernmädchen ihr einen schon fast verwelkten kleinen Blumenstrauß in die Hand; als die englische Besucherin den Hof verließ, lief die Bäuerin ihr hinterher und verlangte eine Bezahlung für das Sträußchen. Kurz darauf ging Gerard im Wald spazieren und traf auf zwei Rumäninnen, die Brennholz und einen großen Bund frischer Iris trugen. Als sie letzteren bewundernd ansah, wurde er ihr gereicht. Gerard zögerte, weil sie kein Geld bei sich führte, aber die Rumäninnen wollten von Bezahlung nichts wissen und bestanden darauf, dass sie den Strauß annahm.[147] Als John Paget durchs nördliche Siebenbürgen fuhr, bekam er einen Korb mit Blumen, Wein und einen anonymen Brief gereicht, in dem ungarische Frauen ihre Bewunderung für die britische Literatur ausdrückten.[148] David Ansted beobachtete, dass ungarische Bau-

144 Eric D. Tappe: Rumania after the Union as Seen by Two English Journalists. In: *The Slavonic and East European Review* 39 (1960), H. 92, S. 198–215, hier S. 202.

145 Gerard: Land (Anm. 11), S. 53–57; Palmer: Life (Anm. 20), S. 139: Klausenburg sei dadurch ein »umgekehrtes Gretna Green«, nach der schottischen Ortschaft, wo Minderjährige bis 1929 gegen den Willen der Eltern heiraten konnten. 1902 wurde in Den Haag eine internationale Konvention unterzeichnet, die verhindern sollte, dass Regionen wie Siebenbürgen weiter als »Scheidungsparadiese« dienten. Durch einen Nationalitätenwechsel und Übertritt zum Protestantismus blieb die »Klausenburger Ehe« jedoch weiterhin ein Ausweg für österreichische Katholiken. Roderick Phillips: Putting asunder: A history of divorce in Western society. Cambridge 1988, S. 478; Anonymus: Siebenbürgische Ehe. In: Meyers Großes Konversations-Lexikon, 6. Aufl., Bd. 18, Leipzig und Wien 1909, S. 433. Ab 1886 war es nicht mehr notwendig, einen Wohnsitz in Siebenbürgen zu haben, der Übertritt zur ungarischen Staatsbürgerschaft reichte; s. Wilhelm Fuchs: Die sogenannten Siebenbürgischen Ehen und andere Arten der Wiederverehelichung geschiedener österreichischer Katholiken. Wien 1889, S. 77.

146 Ehescheidung war in Frankreich in den Jahren von 1792 bis 1816 legal, wurde danach erst 1884 wieder eingeführt; in Großbritannien wurden die ersten, sehr begrenzten Scheidungsmöglichkeiten 1857 geschaffen (Phillips: Putting asunder [Anm. 145], S. 411).

147 Gerard: Land (Anm. 11), S. 53–57.

148 Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 1, S. 445–447.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 54 02.02.17 11:55

ern sich verbeugten, wenn ein Wagen mit einem unbekannten Reisenden durch ihr Dorf fuhr: »sie stellen einem ihr gesamtes Hab und Gut zur Verfügung, und werden im Gegenzug kaum eine Entlohnung erwarten, und dankbar für jedwede sein, die ihnen angeboten wird«[149]. Charles Boner berichtete über sächsische Geistliche, die unaufgefordert ihr großes Wissen mit dem Besucher teilten, so wie ihre ungarischen Kollegen die Gastfreundschaft; »jeder gibt von dem, was er hat«.[150] Im gleichen Sinne ist Gerard nicht die einzige Autorin, die die galante und animierte Gastfreundschaft in der tanzfreudigen, vor allem ungarisch-aristokratischen Klausenburger Gesellschaft im Vergleich mit dem schläfrigen Hermannstadt herausstreicht.[151] Vergleichbar schrieb Andrew Crosse zunächst, dass der Ungar die Räder der Kutsche seines Gastes abmontierte und sie versteckte, um ihn an der Abfahrt zu hindern, während der Sachse einen Gast gern schnell weiterschickte. Aber letztlich wurde er mehrmals in sächsische Pfarrhäuser eingeladen und gut bewirtet, wenn er keinen angemessenen Gasthof fand.[152] Und zahlreiche Reisende waren berührt von den Wasserkrügen, die sie an vielen Wegkreuzen in den Karpaten fanden; die Bewohner des nächsten Dorfes füllten sie immer wieder mit frischem Wasser.[153]

Diese anonyme und keiner Gruppe zuzuordnende Gastfreundschaft versinnbildlicht vielleicht am besten den allgemein freundlichen Empfang, der den Fremden und Unbekannten bereitet wurde. Gastfreundschaft kompensierte die Strapazen des Reisens, während die ausländischen Besucher ihren Gastgebern eine gewisse Abwechslung und Unterhaltung boten.[154]

Das Bild Siebenbürgens und das des weniger beachteten Banats, wie es aus den Reisebeschreibungen des 19. Jahrhunderts hervorgeht, sind zweifellos nicht homogen. Reisende kamen unter verschiedenen Umständen, mit unterschiedlichen Absichten und Erwartungen; der Zufall entschied, ob sie interessante oder weniger angenehme Bekanntschaften machten. Jedoch lassen sich einige Gemeinsamkeiten feststellen. Zum einen ist die Bemühung zu nennen, westeuropäische Vorurteile zu beschwichtigen: man musste östlich von Wien und Budapest nicht um sein Leben fürchten, sondern wurde oft mit großer Freundlichkeit von den Einheimischen aufgenommen, von einigen anekdotischen Ausnahmen abgesehen. Das Reisen zu und in den Karpaten war beschwerlich, aber durchaus möglich, wie es diese Pioniere vor allem zu Beginn des 19. Jahrhunderts bewiesen. Das Landschaftsbild, welches sie beschrieben, oszilliert zwischen staunenswerter Neuheit und beruhigender Vertrautheit. Durch ständige Vergleiche banden diese Beschreibungen Siebenbürgen und das Banat in die Morphologie des bekannten Teils des europäischen Kontinents ein. Ein unbestreitbares Novum

149 Ansted: Trip (Anm. 16), S. 92.

150 Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 446f.

151 Gerard: Land (Anm. 11), S. 332; Baedeker, Austria (Anm. 73), S. 395; Boner: Transylvania (Anm. 32), S. 438; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 486; Palmer: Life (Anm. 20), S. 137; Paton: Travels (Anm. 62), S. 187.

152 Crosse: Carpathians (Anm. 36), S. 173; in Fogarasch/Făgăraş sah der Gasthof zwar »von außen vielversprechend« aus, enttäuschte aber von innen: »kein Essen, kein Stalljunge, nichts«. Crosse sucht den örtlichen Pfarrer auf, der ihn mit Geschichten über den Tabakschmuggel und einer Mahlzeit erfreut (S. 188).

153 Gérando: Transylvanie (Anm. 42), S. 274; Paget: Hungary (Anm. 15), Bd. 2, S. 369–370.

154 Von Hallberg-Broich: Reise (Anm. 30), S. 39: »Die Wege sind meistens schlecht, die Gasthäuser ohne alle Mobilien für den Magen, das Reisen so erschwert, daß man kaum weiß, wie man fortkommen soll, aber die Menschen sind sehr gefällig, wenn sie ihre Neugierde befriedigt haben, und den Reisenden auf alle Art ausgefragt haben, welches von der Seltenheit der Reisenden kommt.« Vgl. auch Viesse de Marmont: Reise (Anm. 35), S. 60f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 55 02.02.17 11:55

stellten dagegen Vielsprachigkeit und Nebeneinanderleben verschiedener ethnischer Gruppen dar, die in der zweiten Jahrhunderthälfte auch für ausländische Besucher spürbar zunehmend von politischen Dynamiken erfasst wurden.

Wenn sich der westliche Blick auf die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und rechtlich-politischen Verhältnisse, auf Verhaltensmuster und Moden richtete, fiel die mangelnde Synchronität mit den Herkunftsländern der Reisenden auf. Einige Aspekte – der Ausbau der Innenstädte, die Landnutzung, das Herbergswesen – wirkten »zurückgeblieben«, andere im Vergleich zu Westeuropa überraschend fortschrittlich, wie das liberale Eherecht in diesen von Protestantismen und Orthodoxie geprägten Gegenden. Wenn sich auch im 19. Jahrhundert ein binäres Denken ausgebildet haben mag, das zwischen Tradition und Moderne, herkömmlich-landwirtschaftlich geprägten und Industriegesellschaften unterschied[155], so forderten Siebenbürgen und das Banat diese Kategorien heraus, indem sie sich nicht mühelos in die eine oder andere einordnen ließen. Die Karpatenregion erscheint in den Reiseberichten des 19. Jahrhunderts nicht als ein radikaler Gegenentwurf, sondern als liebenswerte Kuriosität im europäischen Raum.

DR. ANNE FRIEDERIKE DELOUIS arbeitet als Dozentin an der human- und literaturwissenschaftlichen Fakultät der Universitäten Orléans, Frankreich. Nach einem Studium der Geschichtswissenschaften und Romanistik in Tübingen und Paris promovierte sie 2001 an der Universität Cambridge über politische Metaphern im wilhelminischen Kaiserreich aus historisch-anthropologischer Sicht und lehrte im Anschluss an der Universität London (King's College London). Sie veröffentlichte u.a. zur Geschichte der Ethnologie / Sozialwissenschaften zu politischen Haltungen in Frankreich und Großbritannien sowie zu deutsch-französische Themen. Seit einem Aufenthalt an der Universität Klausenburg im April 2013 forscht sie über die Wahrnehmung Siebenbürgens und des Banats im europäischen Ausland.

155 Todorova: Imagining (Anm. 4), S. 107.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 56 02.02.17 11:55

Der Einfluss des Nationalsozialismus bei den Donauschwaben im rumänischen und serbischen Banat

Von Mariana Hausleitner

Die Donauschwaben stellten fast ein Viertel der Bevölkerung in den beiden Teilen des Banats und hatten bis zum Zerfall des Habsburger Reiches eine gemeinsame Geschichte. In der Zwischenkriegszeit gab es viele Parallelen, denn die Regierungen Rumäniens und die des neuen Staates der Serben, Kroaten und Slowenen (seit 1929 Jugoslawien) engten den Handlungsspielraum der Schwaben zunehmend ein. Der Zuzug von vielen slawischen Neusiedlern, der nur im serbischen Teil systematisch gefördert wurde, sollte für das weitere Zusammenleben fatale Folgen haben. Der wichtigste Unterschied war aber die politische Struktur der Gebiete im Zweiten Weltkrieg. Da viele Schwaben im serbischen Teil eng mit der deutschen Besatzungsmacht kooperierten, wurden sie als Gruppe bei Kriegsende weitaus härter bestraft als die in Rumänien.

Zur Lage der Donauschwaben in der Zwischenkriegszeit ist bisher relativ wenig geforscht worden. Über die Entwicklungen in den Kriegsjahren im serbischen Banat liegen vier ausführliche Untersuchungen vor.[1] Dagegen wurden den Schwaben im rumänischen Banat nur eine Dissertation und einige Seiten in breiter angelegten Studien gewidmet.[2] Ich analysierte Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Leben der Donauschwaben in beiden Teilen des Banats zwischen 1868 und 1948.[3] Hier werden die Entwicklungen in den dreißiger und vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts skizziert.

1 Ekkehard Völkl: Der Westbanat 1941–1944. Die deutsche, die ungarische und andere Volksgruppen. München 1991; Thomas Casagrande: Die volksdeutsche SS-Division »Prinz Eugen«. Frankfurt a. M. 2003; Akiko Shimizu: Die deutsche Okkupation des serbischen Banats unter besonderer Berücksichtigung der deutschen Volksgruppe. Münster 2003; Johann Böhm: Die deutschen Volksgruppen im unabhängigen Staat Kroatien und im serbischen Banat. Ihr Verhältnis zum Dritten Reich 1941–1944. Frankfurt a. M. 2012.

2 Stephan Olaf Schüller: Für Glaube, Führer, Volk, Vater- oder Mutterland? Die Kämpfe um die deutsche Jugend im rumänischen Banat (1918–1944). Berlin 2009. Ansonsten gibt es viele Hinweise in den Arbeiten von Johann Böhm, die im Weiteren noch zitiert werden. Zumeist stehen die Entwicklungen in Siebenbürgen im Vordergrund so zum Beispiel vgl. Johann Böhm: Die Gleichschaltung der Deutschen Volksgruppe in Rumänien und das Dritte Reich 1941–1944. Frankfurt a. M. 2003.

3 Mariana Hausleitner: Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat. Stuttgart 2014 (Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, Bd. 18).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 57 02.02.17 11:55

Im Weiteren wird folgenden Fragen nachgegangen: Warum nahm in den dreißiger Jahren der Einfluss des Nationalsozialismus bei den Donauschwaben kontinuierlich zu? Wer waren die Träger der Radikalisierung? Gab es Gegner des Nationalsozialismus? Welche Folgen hatte die Radikalisierung der Schwaben für die Beziehungen zu den nichtdeutschen Nachbarn?

1. AUSBAU DEUTSCHER ORGANISATIONEN UND KONFLIKTE IN DEN KRISENJAHREN 1929–1934

Die 223 167 Donauschwaben im rumänischen Banat stellten 1930 mit 23,7 % die zweitgrößte Bevölkerungsgruppe nach den Rumänen. Die große Mehrheit von 76,5 % waren Bauern.[4] Durch die zunehmende Industrialisierung nach 1870 waren einige schwäbische Bauernsöhne als Handwerker oder Facharbeiter in die Städte abgewandert. Nur ganz wenige Schwaben studierten vor dem Ersten Weltkrieg und wurden Lehrer, Geistliche, Rechtsanwälte oder Ärzte.[5] Doch diese kleine Schicht von Intellektuellen spielte in den zwanziger Jahren eine zentrale Rolle bei der Überwindung der Magyarisierungsfolgen.

Eine Gruppe von vor 1890 Geborenen wie der Prälat Franz Blaskovics (1864–1937) sowie die schwäbischen Abgeordneten Kaspar Muth (1876–1966) und Franz Kräuter (1885–1969), die ungarische Schulen besucht hatten, begründeten nach dem Anschluss des Ostbanats an Rumänien ein breites Netz von deutschen Volksschulen. Danach bauten sie in Temeswar/Timişoara das deutsche Gymnasium und die angeschlossene Lehrerbildungsanstalt auf. Die Bukarester Regierung bewilligte 1921 ihre Gründung, um die jungen Schwaben dem Einfluss der ungarischen Minderheit zu entziehen. Die konfessionellen Schulen wurden unter die Aufsicht des katholischen Bischofs Augustin Pacha (1870–1954) gestellt. Für den Ausbau des Schulgebäudes sammelte der Abgeordnete Kaspar Muth Geld bei den in die USA ausgewanderten Donauschwaben, dadurch wurde die »Banatia« der größte deutsche Schulkomplex Südosteuropas. Der rumänische Staat subventionierte die Gehälter deutscher Lehrer, weil der von der Pariser Friedenskonferenz 1919 festgelegte Minderheitenschutzvertrag ihn dazu verpflichtete. Einige Subventionen kamen auch aus Deutschland über das Deutsche Konsulat in Temeswar.[6]

Bei der Agrarreform seit 1921 wurden die Donauschwaben in Rumänien kaum berücksichtigt, weil sie verglichen mit den Rumänen im Durchschnitt etwas mehr Land besaßen. Durch den Anschluss an das Netz der deutschen Raiffeisenkassen konnten sie sich Kredite für Saatgut beschaffen. Dieses Netz hatte Franz Blaskovics kurz vor der Jahrhundertwende initiiert und es nach dem Ersten Weltkrieg ausgebaut.[7] Der Banater Landwirtschaftsverein hielt die deutschen Volksschullehrer dazu an, den Bauern in Winterkursen moderne Anbaumethoden zu vermitteln. Kredite erhielten deutsche Bauern von der Schwäbischen Landwirtschaftsbank, die unter Kontrolle von Blaskovics

4 Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien 1918–1938. München 1996, S. 34.

5 Zu seiner Entfremdung durch ungarische Bildungsanstalten vgl. Kaspar Muth: Deutsches Volkwerden im Banat. Reden und Aufsätze Dr. Kaspar Muth's. Hg. Josef Riess. Timişoara 1935, S. 13, 73.

6 Zu Überweisungen nach Temeswar vom »Verein für das Deutschtum im Ausland« und vom »Reichsverband für die katholischen Auslandsdeutschen« vgl. Johann Böhm: Die Deutschen in Rumänien und die Weimarer Republik 1919–1933. Ippesheim 1993, S. 154f.

7 Günter Schödl: Am Rande des Reichs, am Rande der Nation: Deutsche im Königreich Ungarn (1867–1914/18), In: Land an der Donau. Hg. Günter Schödl. Berlin 1995, S. 455–609.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 58 02.02.17 11:55

und den deutschen Abgeordneten stand. Die »Schwäbisch-Deutsche Volksgemeinschaft« vertraten im Parlament seit 1921 immer zwei bis vier Abgeordnete. Der Temeswarer Domprobst Blaskovics war Mitherausgeber der *Banater Deutschen Zeitung* und seit 1926 auch Senatsmitglied. Aufgrund dieser einflussreichen Ämter sollte er nach 1932 zum wichtigsten Angriffsziel junger Nationalsozialisten werden.[8]

Rumänien war von der Weltwirtschaftskrise stark betroffen, weil durch die billigeren Exporte aus den USA der Getreidepreis zwischen 1929 und 1933 um 56 % abnahm. Getreide war eines der wichtigsten Exportgüter aus beiden Teilen des Banats.[9] Durch die geringeren Einnahmen waren immer mehr Kleinbauern nicht mehr in der Lage, ihre Kredite bei der Schwäbischen Landwirtschaftsbank zurückzuzahlen. Diese versuchte zuerst durch den Zusammenschluss mit anderen deutschen Banken ihre Liquidität zu erhalten. Doch die Probleme aller genossenschaftlichen Banken wuchsen und die Temeswarer Bank vergab neue Kredite nur noch an Bauern mit größerem Besitz als Sicherheit. Das brachte Unmut, der sich gegen jene richtete, die diese Bank kontrollierten. Es gelang den Abgeordneten nicht, von der Regierung Unterstützung zu organisieren, da diese mehrere rumänische Banken retten musste. Aus Deutschland kam ein Kredit erst, als der Bankrott vor der Tür stand.[10] Die zuvor übliche Finanzierung deutscher Kulturarbeit mit den Zinsen der Kredite war kaum mehr möglich.

In diesen Krisenjahren baute eine kleine Gruppe von Rechtsradikalen nach 1932 die »Nationalsozialistische Selbsthilfe« auf, die jene Bauern ansprach, die wegen fehlender Unterstützung von den alten Führern enttäuscht waren. Um den ehemaligen k. u. k. Berufsoffizier Fritz Fabritius sammelten sich in Siebenbürgen einige zumeist junge Männer. Die Krise lasteten sie dem Großkapital und den Juden an. Sie unterstützten bei Wahlen rumänische Antisemiten. Auch im Banat schlossen sich Fabritius anfangs vor allem Jugendliche an.[11] Während der Aktionen zum Boykott jüdischer Waren 1933 wuchs der Kreis langsam an. Sie griffen die konservativen Führer der Donauschwaben und Siebenbürger Sachsen an, um sich vor den reichsdeutschen Behörden als bessere Kooperationspartner zu profilieren. In einer Zeit, als die Regierung der Nationalliberalen zwischen 1934 und 1937 den Druck zur Zwangsrumänisierung verstärkte, war die deutsche Minderheit wegen dieser als Meinungsstreit ausgegebenen Machtkämpfe zur Abwehr nicht in der Lage.[12] Der wichtigste Hort der nationalsozialistischen Agitation im Banat wurde die Lehrerbildungsanstalt in Temeswar.[13] Viele Zöglinge stamm-

8 Maria Werthan: Deutsche Agrarverbände im Banat (1891–1940). Bonn 2004, S. 112, 324.

9 Zu anderen Folgen der Krise vgl. Mariana Hausleitner: Die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise in Rumänien am Beispiel der Bukowina und des Banats 1929–1934. In: 25. Österreichischer Historikertag. St. Pölten 2008. St. Pölten 2010, S. 304–311.

10 Damals musste das Reichsfinanzministerium über verdeckte Konten auch die deutschen Minderheiten in Polen und im Baltikum unterstützen. Vgl. Valdis O. Lumans: Himmler's Auxiliaries. The Volksdeutsche Mittelstelle and German National Minorities of Europe. Chapel Hill 1993, S. 108.

11 Anfangs bildete sich die Gruppe um den 1886 geborenen Karl von Möller, einen Freund von Fabritius. Aber nach 1935 leiteten junge Männer die nationalsozialistischen Organisationen im Banat.

12 So erließ die Regierung 1934 ein Gesetz, das Privatbetrieben die Einstellung von mehr Rumänen vorschrieb. Die deutschen Führer wollten nicht gemeinsam mit Vertretern der Juden protestieren, sie wandten sich um Hilfe an Reichsbehörden. Zum Gesetz vgl. Dietmar Müller: Staatsbürger auf Widerruf. Juden und Muslime als Alteritätspartner im rumänischen und serbischen Nationscode. Ethnonationale Staatsbürgerschaftskonzepte 1878–1941. Wiesbaden 2005, S. 387, 405.

13 Das war kein Zufall, denn auch in Bessarabien war die Lehrerbildungsanstalt in Sarata die Keimzelle der neuen Bewegung. Vgl. Mariana Hausleitner: Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens. München 2005, S. 152.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 59 02.02.17 11:55

ten aus bäuerlichen Familien, und die Eltern hatten sie finanziert, um ihnen den sozialen Aufstieg zu sichern. Durch die krisenbedingten Kürzungen wurden Lehrer kaum mehr eingestellt und einige nichtrumänische Schulklassen geschlossen. Lehrer von banater Staatsschulen aller Nationalitäten protestierten 1932 gemeinsam wegen Gehaltsrückständen. Sie hatten wenig Erfolg, denn Kürzungen gab es in allen staatlichen Bereichen.[14]

Nachdem Hitler in Deutschland an die Macht gekommen war, erhofften sich die Nationalsozialisten Unterstützung aus dem »Reich«. Sie bekamen auch Geld von der Reichsjugendführung und dem Propagandaministerium. Mit diesen Mitteln finanzierten sie die Temeswarer Zeitung *Der Stürmer*, die heftige Attacken gegen die deutschen Konservativen richtete. Darin wurden die katholischen Abgeordneten Blaskovics und Muth als »schwarze Reaktion« bezeichnet, ihre Politik entspreche nicht den Anforderungen der Zeit.[15] Doch selbst der Deutsche Konsul in Temeswar schrieb im September 1933 an das Auswärtige Amt, dass diese Gruppe aus unerfahrenen jungen Leuten und Stellenjägern bestehe.[16]

Die rumänische Sicherheitspolizei verfolgte die Kontakte rumänischer Antisemiten und deutscher Nationalsozialisten mit Parteiorganen in Berlin genau. Anfang Dezember 1933 schritt die Regierung ein und verbot die faschistische Organisation »Eiserne Garde«. Mit Hinweis auf Ausschreitungen wurden mehrere tausend Rumänen verhaftet. Einige Gardemitglieder ermordeten daraufhin den Ministerpräsidenten Ion Gh. Duca.[17] Laut Kaspar Muth machte die Regierung den deutschen Abgeordneten klar, dass auch die »Nationalsozialistische Erneuerungsbewegung« von Fabritius verschwinden müsse. Die Abgeordneten sollten innerhalb eines halben Jahres diese Gruppen unter die Kontrolle des Dachverbandes »Partei der Deutschen« bringen.[18] Die Anhänger von Fabritius agitierten weiter an der Temeswarer »Banatia«, wodurch die Gefahr bestand, dass diese unter staatliche Kontrolle gestellt würde. Um eine solche Zuspitzung zu verhindern, bemühte sich Bischof Pacha im Februar 1934 um eine Audienz beim Reichskanzler. Hitlers Monolog verhinderte, dass Pacha die Gefahr der Schließung der deutschen Schulen in Rumänien eingehend darstellen konnte. Hitler nutzte den ersten Besuch eines deutschen Bischofs aus dem Ausland propagandistisch aus. Der *Völkische Beobachter* berichtet über angebliche »Segenswünsche« Pachas für das Werk der Erneuerung in Deutschland.[19] Daraufhin wurde der Banater Bischof vom Erzbischof Alexandru Cisar in Bukarest gerügt und in der rumänischen Presse heftig kritisiert.[20] Im Juli 1934 verbot die Regierung die »Erneuerungsbewegung« von Fabritius. Im Banat musste *Der Stürmer* sein Erscheinen einstellen. Die Konservativen wehrten sich nun gegen die Nationalsozialisten. Daraufhin änderte Fabritius seine Taktik: Er distanzierte sich schrittweise von den jungen Radikalen. Nach langen

14 Schüller: Für Glaube (Anm. 2), S. 102–105.
15 Der Hort der Reaktion. In: *Der Stürmer* vom 17.01.1934.
16 Johann Böhm: Die Anfänge der NS-Presse im deutschen Siedlungsraum von Rumänien seit 1922. In: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* 26 (2014), H. 1–2, S. 82f.
17 Zu den Morden der Garde: Rebecca Haynes: Die Ritualisierung des »Neuen Menschen« – Zwischen Orthodoxie und Alltagskultur. In: Inszenierte Gegenmacht von rechts. Die »Legion Erzengel Michael« in Rumänien 1918–1938. Hgg. Armin Heinen, Oliver Jens Schmitt. München 2012, S. 102–107.
18 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes/PAAA, R 60186, Gedächtnisniederschrift von Kaspar Muth vom 31.12.1933.
19 Der Schwaben-Bischof Dr. Pacha beim Führer. In: *Völkischer Beobachter* vom 16.02.1934.
20 PAAA, R 60187, Bericht der Deutschen Gesandtschaft Bukarest v. 21.02.1934. Zur Intention der Audienz aus der Sicht seines Begleiters vgl. Franz Kräuter: Meine »Schuld« und meine Sühne. Timişoara 1995, S. 31f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 60 02.02.17 11:55

Verhandlungen, an denen sich auch Hans Steinacher (1892–1971), der Reichsführer des »Volksbunds für das Deutschtum im Ausland«, beteiligte, wurde ein Kompromiss mit den Konservativen ausgehandelt. Kaspar Muth überließ 1935 Fabritius den Vorsitz im »Verband der Deutschen«.[21] Die radikalen jungen Männer gründeten daraufhin die »Deutsche Volkspartei«. Der rumänische Geheimdienst verzeichnete, dass sie finanzielle Unterstützung von einigen Großunternehmen aus dem Reich erhielt.[22]

Im serbischen Banat konnten die über 120 000 Donauschwaben nach dem Ersten Weltkrieg nur schwer ihre politischen und genossenschaftlichen Verbände konsolidieren.[23] Die Belgrader Regierung hatte während der Agrarreform die Schwaben ganz von der Landvergabe ausgeschlossen, sie verloren als Gruppe 40 000 Hektar Land.[24] Obwohl etwa 40 % der Schwaben neben ihrer Wirtschaft Lohnarbeit verrichten mussten, wurden an über 20 000 serbische Neusiedler in schwäbischen Ortschaften Parzellen vergeben. Es waren zumeist ehemalige Dobrowolzen (Freiwillige – serbisch dobrovolci). So wurden jene Slawen genannt, die im Krieg aus der Habsburger Armee zu der Serbiens übergewechselt waren.[25] Als diese national Gesinnten mit ihren Familien in schwäbische Ortschaften kamen, mussten serbische Lehrer finanziert werden. Die Gemeinden stellten immer seltener deutsche Lehrer ein. Interventionen des Abgeordneten Stefan Kraft (1884–1959) um Unterstützung zumindest der deutschen Staatsschulen bewirkten keine wesentliche Verbesserung.[26] Jugendliche, die nur serbische Schulen besucht hatten, kannten nur die kyrillische Schrift und den zu Hause gesprochenen donauschwäbischen Dialekt, daher hatten die deutschen Zeitungen wenige Leser. Erst nach jahrelangen Geldsammlungen in Jugoslawien wurde 1931 die »Private Deutsche Lehrerbildungsanstalt« mit angeschlossenem Gymnasium eröffnet. Wie in der zehn Jahre zuvor gegründeten Anstalt in Temeswar erhielten auch in Jugoslawien sehr wenige Absolventen Stellen. Daher reduzierte sich in den Jahren der Weltwirtschaftskrise die Anzahl der Zöglinge.[27] Wie in Temeswar sammelten sich in der Lehrerbildungsanstalt junge Nazis, die versuchten, die konservativen Führer zu entmachten.[28] Hier richteten sich die Angriffe vor allem gegen Stefan Kraft, der wie Blaskovics in Rumänien mehrere Leitungsfunktionen innehatte.

Kraft war 1922 unter den Gründern der »Partei der Deutschen«. Obwohl diese gemäßigte Forderungen nach Partizipation stellte, wurde sie 1924 verboten. Danach

21 Hans Wolfram Hockl: Deutscher als die Deutschen. Dokumentarische Studie über NS-Engagement und Widerstand rumäniendeutscher Volkspolitiker. Linz 1987, S. 27.

22 Mihai A. Panu: Außenpolitik und Propaganda. Die deutsche diplomatische Vertretung in Rumänien (1933–1944). In: *Holocaust. Studii şi cercetări* 10 (2013), S. 151–165, hier 163.

23 Bei der staatlichen Zählung von 1931 waren 120 450 Deutsche, also 20 % der Bevölkerung im Banat ermittelt worden. Eine von der Volksgruppe 1941 durchgeführte Zählung ermittelte 130 600 Deutsche, was 23,6 % entsprach. Vgl. Mirna Zakic: The Price of Belonging to the Volk: Volksdeutsche, Land Retribution and Aryanization in the Serbian Banat, 1941–4. In: *Journal of Contemporary History* 49 (2014), S. 322, Anm. 2.

24 Anthony Komjathy/Rebecca Stockwell: German Minorities and the Third Reich, New York 1980, S. 129.

25 Dietmar Müller: Landreformen, Property rights und ethnische Minderheiten. Ideen- und Institutionsgeschichte nachholender Industrialisierung und Staatsbildung in Rumänien und Jugoslawien 1918–1948. In: Agrarreformen und ethnodemographische Veränderungen. Südosteuropa vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Hg. Karl-Peter Krauss. Stuttgart 2008, S. 214f.

26 Relationen im slawischen Staats- und deutschen Minderheitenschulwesen bei Hans Rasimus: Die deutsche Schulnot im ehemaligen Königreich Jugoslawien. München 1979. S. 152f.

27 Die Anstalt war zuerst in Großbetschkerek/Zrenjanin, ab 1933 in Neuwerbass/Vrbass. Vgl. Franz Hamm, Friedrich Lotz, Michel Lindenschmidt: Das Gymnasium in Neuwerbass. München 1960, S. 78f.

28 Dort unterrichteten 1932 die späteren nationalsozialistischen Führer Josef/Sepp Janko und Josef Trischler. Vgl. Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 166.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 61 02.02.17 11:55

verlagerte sich die politische Arbeit in den Schwäbisch-Deutschen Kulturbund, in dessen Führung Kraft vertreten war. Der Jurist und begabte Organisator baute den Genossenschaftsverbund »Agraria« auf, durch den der Vertrieb landwirtschaftlicher Produkte gesichert wurde. Die wirtschaftlichen Erfolge der Deutschen riefen bei den slawischen Nachbarn Neid hervor. Nationalistische serbische Vereine behaupteten in der Presse, dass die Schwaben durch Subventionen aus Deutschland zu viel Land aufkaufen würden.[29] Doch bis 1933 waren die Kredite gering, erst danach erhielt das Auswärtige Amt mehr Mittel für die Deutschen aus Südosteuropa. Da die Regierungen Rumäniens und Jugoslawiens nicht über den Transfer der Zuschüsse Bescheid wissen sollten, liefen sie oft über verdeckte Konten.[30] Der Kampf um diese Mittel wurde in den Jahren der Weltwirtschaftskrise immer heftiger, wobei junge Nationalsozialisten den älteren Führern oft Veruntreuung vorwarfen. Diese konnten sich vor einheimischen Gerichten nicht zur Wehr setzen, da sie sonst die Kanäle des Transfers hätten offenlegen müssen. Stefan Kraft beantragte wegen der Angriffe ein Schiedsgericht von Vertretern deutscher Minderheiten. Es tagte im Juli 1933 und sprach Kraft von der Beschuldigung einer persönlichen Bereicherung frei. Danach wurde einer seiner rechten Kontrahenten aus dem »Kulturbund« ausgeschlossen.[31] Doch mit dem wachsenden Einfluss der Volksdeutschen Mittelstelle (VoMi) seit 1937 gelang es den jungen Nationalsozialisten schrittweise, die bewährten Führer zu verdrängen.

2. ZUNEHMENDER EINFLUSS DES DEUTSCHEN REICHES AUF DIE DONAUSCHWABEN 1935–1940

In der Weimarer Republik gab es noch wenig Interesse an den so genannten »Auslandsdeutschen«, das änderte sich mit dem Berliner Bestreben zur wirtschaftlichen Penetration Südosteuropas. Die Regierungen Rumäniens und Jugoslawiens verzeichneten den gewachsenen Wirtschaftsaustausch positiv, weil das Reich für landwirtschaftliche Güter sehr gute Preise zahlte. Doch die Verzahnung bewirkte auch, dass sich die Beziehungen zu den besonders effektiven deutschen Genossenschaften im Banat intensivierten. Im serbischen Teil wurde zunehmend Soja nur für den reichsdeutschen Markt angebaut. Das führte zur Gesundung der durch die Krise angeschlagenen deutschen Genossenschaften, aber auch zu einer wachsenden Abhängigkeit. Mittelsmänner aus dem Reich erwarben immer mehr Aktien der Landwirtschaftsbanken. Um die Genossenschaften noch besser für die eigenen Interessen instrumentalisieren zu können, bekamen junge Nationalsozialisten in Rumänien und Jugoslawien Unterstützung aus dem Reich. Einige Banater konnten durch Stipendien dort studieren und vertraten danach radikale Positionen im Machtkampf. So etwa machte Josef Komanschek (1912–1983) nach einem Studium in Hohenheim und Berlin 1934 den Abschluss als Diplomlandwirt. Im »Reich« trat er der SA bei, und nach der Heimkehr schrieb er antisemitische Artikel für den Temeswarer *Stürmer*.[32] Diese Zeitung lastete die Proble-

29 Die Vertreter der Deutschen im Banat wurden von Serben besonders 1925 tätlich angegriffen, die Polizei schützte sie nicht. Vgl. Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 156f.

30 Es handelte sich um die »Pontus« und die OSSA Vermittlungs- und Handelsgesellschaft, die auch in Siebenbürgen deutsche Institute unterstützte. Vgl. Christoph Klein: Anvertraute Pfunde. Gustav Adolf Klein und die Hermannstädter allgemeine Sparkassa. Köln u. a. 1995, S. 66.

31 Der 1935 ausgeschlossene Jakob Awender kehrte 1939 in den inzwischen gleichgeschalteten Kulturbund zurück und brachte es 1941 zum Leiter des Hauptamtes Volkswirtschaft der Volksgruppe. Vgl. Shimizu: Die deutsche Okkupation (Anm. 1), S. 263.

32 Das Judentum und sein Einfluss auf unser Volk. In: *Der Stürmer* vom 11.12.1934.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 62 02.02.17 11:55

me der Schwäbischen Zentralbank vor allem Prälat Blaskovics an, weil er sich offensiv gegen die Nationalsozialisten zur Wehr gesetzt hatte.[33] Als der 70-Jährige feststellte, dass dieses Hetzblatt Unterstützung aus dem Reich bekam, wurde er immer verbitterter. Nach einem Schlaganfall zog er sich aus der Politik zurück und starb 1937. Komanschek hingegen wurde 1935 Gründungsmitglied der nationalsozialistischen »Deutschen Volkspartei« und betätigte sich in deren »Zentralgenossenschaft«. Nach 1940 stieg er zum Inspektor des gesamten Genossenschaftswesens im Landesbauernamt der Deutschen Volksgruppe auf.[34] Das war unmittelbar nachdem die Volksdeutsche Mittelstelle am 27. September 1940 den 28-jährigen Andreas Schmidt als Volksgruppenführer in Rumänien eingesetzt hatte. Der war 1938/1939 im »Reich« geschult worden und hatte sich bei der Anwerbung von ersten Freiwilligen für die SS-Verfügungstruppe hervorgetan.[35]

Die Volksdeutsche Mittelstelle war 1936 als NSDAP-Organisation entstanden. Unter der Führung von SS-Obergruppenführer Werner Lorenz (1891–1974) wurde sie Anfang 1937 zur wichtigsten für die Auslandsdeutschen zuständigen Behörde. Lorenz unterstand seit 1939 dem Reichsführer SS Heinrich Himmler, den Hitler zum »Reichskommissar für die Festigung deutschen Volkstums« ernannt hatte. Die beiden ordneten die Organisationen der Volksdeutschen zunehmend der Kontrolle der SS unter, um sie für die geplanten großen Umsiedlungspläne gefügig zu machen.

Im serbischen Banat vollzog sich ein paralleler Prozess: Dort griffen die zumeist jungen Nationalsozialisten Stefan Kraft an. Dieser war 20 Jahre jünger als Blaskovics, der gegen diejenigen ankämpfte, die ihn bezichtigten, als Abgeordneter im Parlament nicht genügend Zugeständnisse erreicht zu haben. Doch 1938 verlangte die Volksdeutsche Mittelstelle, dass er auf eine weitere Kandidatur als Abgeordneter verzichtete. In die Skupština zog an seiner Stelle Josef Trischler (1903–1975) ein, der in München studiert und seit 1932 die Nationalsozialisten in der deutschen Lehrerbildungsanstalt unterstützt hatte.[36]

In Rumänien griffen die Nationalsozialisten mit Unterstützung der Volksdeutschen Mittelstelle die dort recht einflussreichen deutschen Kirchenführer an. Propagandistisch wurde das damit begründet, dass die Verbundenheit der Schwaben mit der katholischen Kirche und der Siebenbürger Sachsen mit der evangelischen Kirche die Bildung eines einheitlichen Auftretens der Volksgruppe behindere. Aber es ging den jungen Nationalsozialisten auch um bezahlte Stellen und Macht. Bischof Pacha hatte 1937 in Temeswar aufgrund seiner Oberaufsicht über die »Banatia« einen nationalsozialistischen Lehrer entlassen, der besonders lautstark gegen die »Bonzen« gehetzt hatte. Er und ein anderer entlassener Lehrer leiteten später die Ersatzstaffel, die nach dem Vorbild der SS junge Leute drillte. Pacha unterstützte die Bildung des Deutsch-Katholischen Jugendbundes, der zwischen 1936 und 1938 etwa 10 000 Mitglieder

33 Werthan: Deutsche Agrarverbände (Anm. 8), S. 324.

34 Komanschek leitete zwischen 1965 und 1976 die Landsmannschaft der Banater Schwaben in Baden-Württemberg. Erste Arbeiten, die seine NS-Vergangenheit erwähnten, riefen einen Sturm der Entrüstung hervor. Das betraf vor allem seinen gut informierten Zeitgenossen Hockl, z. B. in Hans Wolfram Hockl: Offene Karten. Dokumente zur Geschichte der Deutschen in Rumänien. Linz 1980, S. 49. Zu Komanscheks Karriere vgl. Johann Böhm: Nationalsozialistische Indoktrination der Deutschen in Rumänien. Frankfurt a. M. 2003, S. 59.

35 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 200; Klaus Popa: Wie das System, so der Exponent. »Volksgruppenführer« Andreas Schmidts Aufstieg und Niedergang. In: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* 26 (2014), H. 1–2, S. 105–108.

36 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 166, 356.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 63 02.02.17 11:55

hatte.[37] Die Benediktiner Ordensfrau Hildegardis Wulff (1896–1961) organisierte katholische Mädchenkränze. Die Banater Nationalsozialisten denunzierten sie im Reich. Der neue Deutsche Konsul in Temeswar, der die Radikalen unterstützte, drohte ihr mit der Inhaftierung im KZ Dachau.[38]

In Siebenbürgen gelang es den Nationalsozialisten, die Autorität des evangelischen Bischofs Viktor Glondys (1882–1949) durch ständige Angriffe auszuhöhlen. Die Radikalen schädigten ihn durch Verleumdungen gesundheitlich. Im Dezember 1940 musste er zurücktreten, damit ein Nationalsozialist sein Amt übernehmen konnte. Vor einer solchen Verdrängung war Pacha geschützt, weil Ämterbesetzungen im Vatikan entschieden wurden. Doch das Schulamt der Volksgruppe griff ab Ende 1940 immer stärker in die Aufsichtskompetenz des Bischofs über die konfessionellen Schulen ein.[39]

Die Gleichschaltung der deutschen Vereine, Genossenschaften und des Schulwesens wurde möglich, weil der König Rumäniens seit 1940 nach dem Verlust von einem Drittel seines Staatsgebietes infolge eines sowjetischen Ultimatums und des Zweiten Wiener Schiedsspruches begann, seine Politik an den Wünschen des Deutschen Reiches auszurichten. Für ihn kam diese Wende zu spät, er wurde durch geschürte Proteste der Eisernen Garde im September 1940 zum Rücktritt zugunsten seines minderjährigen Sohnes Michael gezwungen. Die Regierungsgewalt übernahm mit Unterstützung aus Berlin General Ion Antonescu zusammen mit Führern der Eisernen Garde. Nach dem gescheiterten Putsch der Garde im Januar 1941 regierte Antonescu in autoritärer Form mit einem Kabinett von Generälen und Fachleuten.[40]

Auch in Jugoslawien konnten sich Nationalsozialisten Einfluss verschaffen, weil die Regierung sich um eine politische Annäherung an das erstarkte Deutschland bemühte. Seit Mitte der dreißiger Jahre war das Deutsche Reich der wichtigste Handelspartner. Besonders die deutschen Genossenschaften produzierten Landwirtschaftsgüter für den Export. Die Belgrader Regierung unterstützte die konservativen Führer der Deutschen nicht. Deren Position war auch schwächer als im rumänischen Banat, wo fast alle Schwaben Katholiken waren. Im serbischen Banat gehörten einige Schwaben der evangelischen Kirche an. In der katholischen Kirche waren Kroaten und Ungarn führend. Es gab wenige Jugendvereine deutscher Katholiken. Teilweise standen sie in Verbindung mit dem Jesuitenkaplan Adam Berenz (1898–1968) aus der Batschka. Der kritisierte in der Wochenzeitung *Die Donau* das »Neuheidentum« und den Antisemitismus der Nationalsozialisten.[41]

In Jugoslawien bauten vor allem Nationalsozialisten erfolgreich Jugendgruppen auf. Sie beanspruchten deswegen die Hälfte der bezahlten Stellen im Schwäbisch-Deutschen Kulturbund, was die älteren Konservativen ablehnten.[42] Der Machtkampf lähmte die Arbeit im Kulturbund, und durch öffentliche Polemik bekam die Polizei Einblick

37 Es handelte sich um den Turnlehrer Paul Kindl. Vgl. Schüller: Für Glaube (Anm. 2), S. 23.

38 Die Liobaschwester Dr. Hildegardis Wulff. Weg, Werk und Vermächtnis. Hgg. Nikolaus Engelmann u. a. Wangen 1996, S. 20, 82.

39 Vasile Ciobanu: Contribuţii la cunoaşterea istoriei saşilor transilvăneni [Beiträge zur Kenntnis der Geschichte der Siebenbürger Sachsen]. Sibiu 2001, S. 279f.

40 Antonescu kam an die Macht, weil er die militärischen und wirtschaftlichen Bedürfnisse Deutschlands befriedigen konnte. Vgl. Armin Heinen: Rumänien, der Holocaust und die Logik der Gewalt. München 2007, S. 44.

41 Michael Merkl: Weitblick eines Donauschwaben. Widerstand gegen nationalsozialistische Einflüsse unter den Donauschwaben Jugoslawiens und Ungarns 1935–1944. Dieterskirch 1968, S. 140f.

42 Carl Bethke: »Erweckung« und Distanz. Aspekte der Nazifizierung der Volksdeutschen in Slawonien 1935–1940. In: Der Einfluss von Faschismus und Nationalsozialismus auf Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa. Hgg. Mariana Hausleitner, Harald Roth. München 2006, S. 183–217, hier 188.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 64 02.02.17 11:55

in die finanzielle Unterstützung aus dem Reich. Im Mai 1939 griff die VoMi ein und ernannte den 1905 geborenen Josef (Sepp) Janko zum Bundesobmann des Kulturbundes. Die VoMi veranlasste im Juli 1939 Stefan Kraft, auf alle Ämter zu verzichten.[43] Sie setzte absichtlich junge Männer mit wenig politischer Erfahrung in die wichtigsten Ämter ein, weil sie zur völligen Unterordnung unter die Interessen des Deutschen Reiches bereit waren.

3. DIE »DEUTSCHE VOLKSGRUPPE« RUMÄNIENS UND SERBIENS IN DEN KRIEGSJAHREN 1941–1944

Die totale Unterordnung unter die Interessen des Deutschen Reiches schritt im serbischen Banat schneller voran, weil die Wehrmacht dieses Gebiet im April 1941 besetzte. Die »Deutsche Mannschaft«, die zuvor halblegal agiert hatte, wurde sofort zu einem Hilfsorgan der Besatzungsmacht. Alle Männer mussten ihr nun angehören. Die Radikalsten sammelten sich in der neu aufgestellten Hilfspolizei, die sich besonders bei der Verfolgung von angeblich verdächtigen Serben und Juden profilierte. Einige Schwaben nahmen an Erschießungen teil.[44] Die Besatzungsmacht verfügte im Mai 1941 die Verhaftung »suspekter« Juden und deren Einsetzung zur Zwangsarbeit. In Pantschowa/Pančevo beteiligte sich die »Deutsche Mannschaft« an der Erschießung von 60 Serben und Juden, die als Geiseln für einen Anschlag ermordet wurden.[45] Viele Juden im Banat hatten 1931 Deutsch als Umgangssprache angegeben, damals bestanden noch intensive Beziehungen zu den schwäbischen Nachbarn. Doch nun verlangten einige Schwaben die Verhaftung aller Juden, weil sie sich deren Besitz aneignen wollten. Die Entscheidung über die Abschiebung der 4113 Banater Juden in zentrale Internierungslager bei Belgrad fällten die Besatzungsbehörden.[46] Bei ihrer Verhaftung im August 1941 im serbischen Banat leistete die »Deutsche Mannschaft« Hilfsdienste. Danach beteiligten sich viele Schwaben an Plünderungen in den verlassenen Wohnungen und Läden.[47] Besonders wertvollen Besitz sollten schwäbische Kommissare sicherstellen. Doch es gab Fälle wie etwa jenes Lagerkommandanten, der die Steine der zerstörten Synagoge in Großbetschkerek/Zrenjanin zum Eigenbedarf nutzte. Auch die Synagogen von Großkikinda/Kikinda und Werschetz/Vršac wurden ausgeraubt, jüdische Friedhöfe geschändet.[48]

Die in die Internierungslager bei Belgrad deportierten Juden dienten den Besatzern als Opfer für Geiselerschießungen. Da die Urheber von Widerstandsaktionen nicht identifiziert werden konnten, wurden außer Serben und Roma auch immer mehr Juden erschossen. Die etwa 6000 internierten Frauen und Kinder wurden mit Hilfe eines Gaswagens umgebracht.[49] Im August 1942 hob der reichsdeutsche Verwaltungschef

43 Der konservative Deutsche Gesandte Viktor von Heeren erklärte 1949, Kraft sei zum Rücktritt gezwungen worden, weil er die Politik der Nationalsozialisten in Jugoslawien ablehnte. Vgl. Josef Wilhelm: Dr. Stefan Kraft. Stuttgart 1988, S. 28–33.

44 Einige Erschießungen gab Josef Beer, der Stellvertreter des Volksgruppenführers Janko, zu. Vgl. Josef Beer: Donauschwäbische Zeitgeschichte aus erster Hand. München 1987, S. 121.

45 Otto Vogenberger: Pantschowa. Zentrum des Deutschtums im Südbanat. Freilassing 1961, S. 144.

46 Shimizu: Die deutsche Okkupation (Anm. 1), S. 204, 244, 257.

47 Zeugen machten solche Angaben vor der staatlichen Kommission zur Untersuchung von Kriegsverbrechen 1945. Vgl. Zakic: The Price (Anm. 23), S. 332–335.

48 Milan Ristović: Die Flüchtlinge und ihre Verbündeten: Solidarität und Hilfe in Serbien 1941–1944. In: Solidarität und Hilfe während der NS-Zeit. Regionalstudien 4, Hgg. Wolfgang Benz, Juliane Wetzel. Berlin 2004, S. 107; Shimizu: Die deutsche Okkupation (Anm. 1), S. 249.

49 Zitiert nach Walter Manoschek: »Serbien ist judenfrei«: militärische Besatzungspolitik und Judenvernichtung in Serbien 1941/42. Oldenburg 1993, S. 195.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 65 02.02.17 11:55

Harald Turner stolz hervor, dass Serbien das einzige Land war, »in dem die Juden- und Zigeunerfrage endgültig gelöst« sei.[50]

Danach begann im serbischen Banat der Kampf um die »Judenfelder« und einige enteignete Unternehmen. Die Besatzungsbehörden wollten aus dem Ertrag des verpachteten Eigentums die in Serbien stationierten Wehrmachtsverbände unterhalten. Doch die Volksgruppenführung verlangte von der VoMi Unterstützung, damit den Schwaben Häuser und Werkstätten der ermordeten Juden zu besonders günstigen Preisen überlassen würden. Leopold Egger, der Landesschatzwart der Deutschen Volksgruppe, versuchte die reichsdeutschen Schätzungen auf ein Viertel ihres Wertes zu reduzieren, mit dem Hinweis, dass die Schwaben gestärkt werden müssten.[51] Das Tauziehen über die Schätzwerte zwischen dem Generalbeauftragten für Wirtschaft aus dem Reich und den Vertretern der Donauschwaben zog sich lange hin, was ein umfangreicher Aktenbestand dokumentiert.[52] Dieser Interessenkonflikt entspannte sich erst 1943, als es infolge der umfassenden Rekrutierung immer weniger Schwaben gab, die Felder der ermordeten Juden bearbeiten konnten.

Eine zusätzliche Möglichkeit zur Besitzerweiterung bot die Verfügung vom Juni 1941, dass unbearbeitete Felder, die ehemalige serbische Dobrowolzen verlassen hatten, erworben werden könnten. Anfangs bewarben sich viele Schwaben. Sie konnten bald einen gewachsenen Anteil am bearbeiteten Boden im Banat vorweisen: von 21 % (1938) auf 25,9 %.[53] Doch die massive Rekrutierung der Männer ließ auch hierbei die Nachfrage sinken.

Himmler entschied im Frühjahr 1942, dass die Männer aus dem serbischen Banat und Kroatien die neue Freiwillige SS-Division »Prinz Eugen« bilden sollten, ab 1943 kamen auch viele aus Rumänien und Ungarn hinzu. Als Kommandant fungierte der Siebenbürger Sachse Arthur Phleps, der bis 1941 Divisionsgeneral in der Armee Rumäniens gewesen war. Die über 10 000 im Banat Rekrutierten galten zwar als Freiwillige, doch es wurden alle Männer ab 18 Jahren systematisch eingezogen und gedrillt. Ein Teil der Männer musste zur Hilfspolizei, und wo jemand versuchte, sich der Rekrutierung zu entziehen, wurde massiv Druck ausgeübt. Der wohl krasseste Fall ereignete sich in Franzfeld/Kraljevićevo, wo 25 Männer gegen die Einberufung zur Hilfspolizei protestiert hatten, weil der Sohn des Bürgermeisters verschont worden war. Sie wurden eingesperrt und brutal misshandelt. Danach trieb man sie aneinander gekettet zum Bahnhof, um sie in das Kreisgefängnis zu bringen. Eine Frau, die ihrem Mann zu Hilfe gekommen war, musste das Schild tragen »Wir sind die Schande von Franzfeld«.[54] Diese Strafaktion fand unter der Aufsicht des Rechtsanwaltes Josef Lapp (1909–1993) statt, der als Vizebanus in der Banater Zivilverwaltung für Finanzen und Gerichtsbarkeit zuständig war. Er behauptete 1982, er habe in seiner Heimatgemeinde Franzfeld die Gefahr abgewendet, dass jene Männer erschossen würden, und sich nicht an der »Bastonade« beteiligt.[55]

---

50 Zitiert nach Holm Sundhaussen: Geschichte Serbiens. 19.–21. Jahrhundert. Wien u. a. 2007, S. 328.
51 Zakic: The Price (Anm. 23), S. 336.
52 Auswertung der Bestände des PAAA R 100614, Inland II D, Betr. Bodenbesitzfragen im Banat, Banat 67–26/2 vgl. Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 272f.
53 Zakic: The Price (Anm. 23), S. 327.
54 Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Hg. Theodor Schieder. 2. Auf. München 1984, S. 66f.
55 Josef Lapp: Das Banat während der deutschen Besetzung. In: Franzfeld 1792–1945. Geschichte einer donauschwäbischen Großgemeinde im Banat. Reutlingen 1982, S. 383–386.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 66 02.02.17 11:55

Die älteren Männer, die als nicht fronttauglich eingestuft worden waren, wirkten im Heimatschutz. Der erhielt nach 1943 Bedeutung, als Angriffe der Partisanen auch im serbischen Banat zunahmen. Trotz der Rekrutierungen mussten die Frauen und Alten für die Versorgung der Besatzungstruppen und den Export hohe Ablieferungsquoten schaffen. Dafür wurden ihnen serbische Zwangsarbeiter zugeteilt. Die Schwaben waren aufgrund der Rassenideologie die von den Besatzern am meisten privilegierte Gruppe. Die Besatzungsbehörden überließen vor allem ihnen einen bedeutenden Anteil am Besitz der ermordeten Juden und der geflohenen Serben. Stolz meldete 1944 Leopold Egger vom Hauptamt Wirtschaft, dass die Schwaben, die nur ein Viertel der Bevölkerung im Banat stellten, über 50 % der Gesamtwirtschaft verfügen würden.[56] Damals machten sich die Schwaben keine Gedanken über die Lage der serbischen Mehrheitsbevölkerung, der nur Hungerrationen zugebilligt worden waren.[57]

In Rumänien waren 1941 die jüngeren Donauschwaben in die rumänische Armee eingezogen worden und kämpften an der Ostfront. Bei dem Durchbruch der Front in Stalingrad im Winter 1942/43 setzten sich viele Angehörige der deutschen Minderheit zu den besser ausgestatteten Verbänden der Wehrmacht ab. In Rumänien galten sie danach als Deserteure. Die Deutsche Gesandtschaft in Bukarest übermittelte Marschall Antonescu im März 1943 die Bitte, eine Amnestie zu erlassen. Gleichzeitig wurde ersucht, dass alle Männer der deutschen Minderheit bei der Waffen-SS dienen sollten. Marschall Antonescu, der nach der Zerschlagung großer Teile der rumänischen Armee neue Ausrüstungen aus dem Reich benötigte, stimmte dem Vorschlag zu. Im Mai 1943 wurde ein Vertrag abgeschlossen, der die zukünftige Rekrutierung zur SS regelte.[58] Selten wagte jemand sich dem Gruppendruck zu entziehen, denn alle Männer eines Ortes wurden gemeinsam eingezogen. In vereinzelten Fällen blieben Männer der Musterung fern, dann wurde Gewalt angewendet. So machte etwa die rumänische Polizei Fotos von Zerstörungen an dem Haus eines Verweigerers aus Sanktandres/Sânandrei. Als die Nationalsozialisten einen Baumstamm durch ein Fenster rammten, flohen die Frau und die Kinder zum Gendarmerieposten. Durch die Hartnäckigkeit des Bezirkspräfekten General Deliceanu wurde das Rollkommando ermittelt. Ein Militärgericht verurteilte seine Mitglieder, die mussten aber nicht ins Gefängnis.[59] Allen deutschen Gefängnisinsassen wurde die Rekrutierung zur SS angeboten. Nur einige deutsche Sozialdemokraten und Kommunisten verweigerten 1944 dieses Angebot. Ein Betroffener beschrieb später die Tätigkeit der Rekrutierungskommission im Gefängnis von Arad.[60]

General Constantin Deliceanu hatte durch sein Eingreifen das gewalttätige Vorgehen bei den Rekrutierungen gedämpft. Es gab noch andere Formen, Druck auf diejenigen auszuüben, die nicht zur SS wollten. So etwa durften deren Kinder nicht

56 PAAA, R 100548, Vortrag v. Egger am 01.06.1944. Auch nach dem Krieg pries er die Wirtschaftskraft der Schwaben, ohne auf die Herkunft des vergrößerten Potenzials einzugehen. Vgl. Leopold Egger: Das Vermögen und die Vermögensverluste der Deutschen in Jugoslawien. Sindelfingen 1983.

57 Jedem Serben blieben nach Erfüllung der Ablieferungsquote an die Besatzer nur 57 Kilogramm Weizen pro Jahr zum Verbrauch übrig, der normale Brotkonsum erforderte das Vierfache. Vgl. Marie-Janine Calic: Geschichte Jugoslawiens im 20. Jahrhundert. München 2010, S. 156.

58 Paul Milata: Zwischen Hitler, Stalin und Antonescu. Rumäniendeutsche in der Waffen-SS. Köln u. a. 2007, S. 133–139.

59 ANDT, Prefectura Timiş-Torontal 13/1943, S. 14, 334 und 346; ANDT, Legiunea de Jandarmerie, 75/1943, S. 64.

60 Der Sozialdemokrat Hromadka war 1942 wegen einer linken Protestaktion verhaftet und vom Militärgericht verurteilt worden. Vgl. Georg Hromadka: Kleine Chronik des Banater Berglands. München 1993, S. 106f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 67 02.02.17 11:55

deutsche Volksschulen besuchen, die nun alle von der Volksgruppenführung kontrolliert wurden. Es blieben Unterlagen darüber erhalten, weil sich die Väter gelegentlich bei den rumänischen Behörden beschwerten. General Deliceanu verwies die Volksgruppenführung auf die Schulpflicht und drohte mit Konsequenzen.[61]

Ende 1943 dienten 54 000 Deutsche aus Rumänien bei der Waffen-SS und über 15 000 bei der Wehrmacht oder Organisation Todt.[62] Etwa 5 % der Eingezogenen starben im Kampfeinsatz. Weitaus höher waren die Todesopfer der SS-Division »Prinz Eugen«, die seit 1943 im Kampf gegen die jugoslawischen Partisanen eingesetzt wurde. Allein beim Ausbruch des umzingelten Hauptquartiers von Tito in Montenegro sollen im Mai 1943 über 10 000 Partisanen getötet worden sein.[63] General Phleps hatte die Truppe dahingehend geschult, dass im so genannten Bandenkrieg »Humanitätsduselei« nicht am Platze sei. Frauen und Kinder seien in Sühnemaßnahmen einzubeziehen.[64] Solche Aktionen fanden statt, wenn etwa Bauern verdächtigt wurden, den Partisanen Lebensmittel zu überlassen. Deren Häuser wurden zerstört und manchmal die gesamte Bevölkerung ermordet, wie etwa beim Massaker in der Moschee von Koštunica, wo 40 Männer, Frauen und Kinder im Juli 1943 starben. Da auch Angehörige von bei der Ustascha Dienenden unter den Opfern solcher Strafaktionen waren, warnte der Deutsche Gesandte in Kroatien vor Problemen bei der Kooperation.[65] Die Beteiligung von Angehörigen der Division an der Ermordung aller Ortsbewohner im kroatischen Otok im Frühjahr 1944 wird auch in einer Publikation der Landsmannschaft erwähnt. Dort wird die Verantwortung mit dem Hinweis des damaligen Kommandeurs der SS-Division relativiert, dass das Kommando bei der Wehrmachtsführung lag.[66]

Vor allem durch die deutschen Vergeltungsmaßnahmen wuchs Titos Truppe schnell an, denn oft flohen alle Dorfbewohner aus Angst vor Erschießung zu den Partisanen. Bis Winter 1944/45 erreichte die Volksbefreiungsarmee eine Stärke von 400 000 Mann.[67] Aufgrund ihrer Schlagkraft wurde sie seit Frühjahr 1943 von den Westalliierten unterstützt. Die Partisanen eroberten bis Herbst 1944 immer weitere Gebiete und waren von Süden aus bis Serbien vorgestoßen, als der Umsturz in Rumänien den schnellen Vormarsch der Roten Armee in Richtung Belgrad ermöglichte.

4. DER ENTFESSELTE »ENDKAMPF« IM BANAT 1944 UND SEINE FOLGEN

Die Führer der Deutschen Volksgruppe in beiden Teilen des Banats propagierten 1944 den totalen Kriegseinsatz. Obwohl die Rote Armee im Frühjahr 1944 bereits Bessarabien und die Nordbukowina erreicht hatte, sprachen die Volksgruppenführer nur von taktischen Verkürzungen der Frontlinien. Zwar begannen sie im Sommer 1944 Eva-

61 So etwa verwies Johann Dreher im April 1943 darauf, dass er gerade von der rumänischen Armee nach dem Fronteinsatz entlassen wurde. Vgl. ANDT, Prefectura Timiş-Torontal 13/1943, S. 225f.

62 Die Organisation Todt führte den Bau militärischer Anlagen durch, wobei sie Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene beschäftigte. Zur Anzahl der Einberufenen aus Rumänen vgl. Konrad Gündisch: Siebenbürgen und die Siebenbürger Sachsen. München 1998, S. 211.

63 Diesen brutalen Kampf schildern Böhm und Casagrande ausführlich. Vgl. Böhm: Die deutschen Volksgruppen (Anm. 1), S. 403–422; Casagrande: Die volksdeutsche SS-Division (Anm. 1), S. 241–260.

64 Casagrande: Die volksdeutsche SS-Division (Anm. 1), S. 226f.

65 Siegfried Kasche verlangte von General Phleps eine Untersuchung. Vgl. Casagrande, Die volkdeutsche SS-Division (Anm. 1), S. 277f.

66 Georg Wildmann: Donauschwäbische Geschichte. Die Tragödie der Selbstbehauptung im Wirkfeld des Nationalismus der Nachfolgestaaten 1918–1944. München 2010, S. 674.

67 Michael Portmann: Die kommunistische Nationalitätenpolitik in Jugoslawien zwischen Anspruch und Wirklichkeit (1944–1953). In: Vom Faschismus zum Stalinismus. Deutsche und andere Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1941–1953. Hg. Mariana Hausleitner. München 2008, S. 226.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 68 02.02.17 11:55

kuierungspläne auszuarbeiten, doch die wurden nach dem Umsturz in Bukarest und dem damit verbundenen Seitenwechsel Rumäniens am 23. August 1944 nicht umgesetzt. Der Höhere SS- und Polizeiführer Hermann Behrends verbot die Evakuierung aus dem serbischen Banat.[68] Werner Lorenz, der Führer der VoMi, informierte Himmler, dass über 200 000 Volksdeutsche über Ungarn evakuiert werden müssten. Hitler war dagegen, damit die Wehrbereitschaft der Ungarn nicht beeinträchtigt würde.[69] Ungarische Einheiten beteiligten sich gerade an dem Vorstoß von General Phleps in den Karpatenbogen im September 1944. In Absprache mit ihm wurden etwa 50 000 Schwaben aus dem rumänischen Banat ins serbische Banat evakuiert, weil in ihren Wohngebieten mit Kämpfen gegen die Rote Armee gerechnet wurde.[70] Mitte September zogen ungarische Einheiten in Richtung Arad und eine kleine deutsche Einheit in Richtung Temeswar. Einheimische, die sich der deutschen Truppe anschlossen, ermordeten am 14. und 15. September in Hatzfeld/Jimbolia sechs Schwaben, die als »Linke« bekannt waren und daher als gefährliche Gegner galten.[71] Ein Vertreter des Volksgruppenführers befahl die Demontage der Hatzfelder Betriebe, doch einige Arbeiter wehrten sich dagegen.[72]

Befehlshaber der in Richtung Temeswar vorrückenden »Kampfgruppe« war SS-Oberführer Behrends, ihr schlossen sich mehrere Führer der Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen an. Behrends meldete am 19. September Himmler stolz die Rückeroberung von Temeswar. Er erhielt dafür das Ritterkreuz, aber seine Truppe musste sich bereits am nächsten Tag zurückziehen. Die Rote Armee rückte schnell vor, in mehreren Banater Ortschaften wurde gekämpft, wobei viele Zivilisten umkamen. Am 22. September erreichten Vortrupps der Roten Armee Arad. General Phleps wurde bei einer Erkundungsfahrt erschossen. Daraufhin verließ die »Kampfgruppe Behrends« in Panik das Banat. Etwa 50 000 Schwaben flohen im letzten Moment zumeist ins serbische Banat, von wo viele von der Roten Armee zurückgeschickt wurden.[73] Dagegen erreichten fast alle Führer der Volksgruppe mit ihren Familien wohlbehalten Deutschland.[74]

Im serbischen Banat brachten die schwäbischen Frauen, Kinder und Alten die Ernte ein, als im September 1944 von Rumänien aus Einheiten der Roten Armee und aus dem Süden Titos Volksbefreiungsarmee heranrückten. Das reichsdeutsche Radio *Donau* und die örtlichen Nationalsozialisten hatten nur über Erfolge der Truppe von General Phleps berichtet. Nur wenigen Schwaben gelang die Flucht mit den sich in Richtung Belgrad zurückziehenden Einheiten der Wehrmacht. Die zu spät losgezogenen schwäbischen Trecks aus Pferdewägen wurden oft von Partisanen überfallen.

68 Die Evakuierung aus den benachbarten kroatischen Gebieten wurde durchgeführt, sie konnten über die »Ostmark« in Sicherheit gebracht werden. In: Die Donauschwaben 1944–1964. Hg. Josef Schmidt. München 1968, S. 54; Zoran Janetović: Between Hitler and Tito. Belgrade 2005, S. 170–173.

69 Lumans, Himmler's Auxiliaries (Anm. 10), S. 254; Janetović: Between Hitler (Anm. 68), S. 144.

70 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 286f.

71 Wie die Klärung dieser Morde verhindert wurde; vgl. William Totok: Mit tückischer Durchtriebenheit. Durchsetzung der offiziellen Geschichts- und Kulturpolitik im national-kommunistischen Rumänien mit nachrichtendienstlicher Unterstützung (II). In: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* 26 (2014), H. 1–2, S. 161f.

72 Nur eine demontierte Schuhfabrik gelangte nach Linz. Vgl. Hans Ewald Frauenhoffer: Erinnerungen und Erlebnisse eines »Volksparteilers« aus der Zeit des Kampfes um die nationale Erneuerung des Banater Deutschtums. Gerlingen 1977, S. 531.

73 Hannelore Baier: Die Deutschen in Rumänien in den Jahren 1945 bis 1948. In: Vom Faschismus zum Stalinismus (Anm. 67), S. 174.

74 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 313–315.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 69 02.02.17 11:55

Als Partisanen traten nun auch ehemalige Zwangsarbeiter auf, welche die Gelegenheit zum Plündern nutzten. Viele der 1941 geflüchteten Dobrowolzen, die in der Umgebung vier Hungerjahre durchlebt hatten, kehrten nun voller Rachsucht zurück und ermordeten Schwaben. Die neue Verwaltung der Partisanen verfügte die Internierung aller Angehörigen der deutschen Minderheit. Über 110 000 Deutsche aus ganz Jugoslawien hungerten in diesen Lagern. Besonders gefährdet waren die 24 403 Kinder und 19 953 Alten, die in Sonderlager mit minimaler Verpflegung kamen. Bis 1947 starben ca. 51 000 Schwaben an Hunger und Mangelkrankheiten wie Typhus.[75]

Ursprünglich wollte Tito die deutsche Zivilbevölkerung über die österreichische Grenze abschieben. Aber aufgrund seiner Konflikte mit den Westalliierten, besonders wegen des Anspruchs auf Triest, kamen ihm diese 1945/46 nicht mehr entgegen.[76] Daher saßen die deutschen Überlebenden bis 1947 in den Lagern und konnten erst dann über die rumänische und ungarische Grenze fliehen. Die Partisanen, von denen viele von der SS-Division »Prinz Eugen« gejagt worden waren, verfolgten deren Angehörige unerbittlich. Einige, denen die Flucht auf österreichisches Gebiet gelungen war, wurden von der britischen Armee an Jugoslawien ausgeliefert. Wenn sie nicht sofort erschossen wurden, mussten sie bis 1948 Zwangsarbeit leisten.[77]

Auch nachdem die Rote Armee im Oktober 1944 alle deutschen Einheiten aus Rumänien vertrieben hatte, wollten einige Nationalsozialisten weiterkämpfen. Sie unterstützten die in Wien gebildete rumänische Exilregierung aus Angehörigen der Eisernen Garde. Es wurden Sabotageeinheiten mit Fallschirmen in Rumänien abgesetzt, um Widerstandszentren aufzubauen. Fritz Cloos, der zuvor die Nationalsozialisten im Bergland geführt hatte, versuchte in Reschitz/Reșița Unterstützer zu werben. Er und andere Fanatiker wie der eingeflogene Andreas Schmidt wurden Anfang November 1944 gefangen genommen. Sie mussten zur Zwangsarbeit nach Sibirien, wo Schmidt starb.[78] Aufgrund dieser sinnlosen Aktion konnte die deutsche Minderheit von der Führung der Roten Armee als Gefahrenquelle dargestellt werden. Dieses war eine Legitimation für die im Januar 1945 durchgeführte Deportation von arbeitsfähigen Deutschen zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Im Banat sollten 51 537 Schwaben ausgehoben werden, nur wenige konnten sich verstecken. In der Sowjetunion starben 15–20 % der Deportierten an Mangelkrankheiten und bei Unfällen.[79]

Die in Rumänien zurückgebliebenen Schwaben wurden im Frühjahr 1945 zu 97 % enteignet, weil ihr Land für die Agrarreform gebraucht wurde.[80] Doch Pläne zu ihrer Vertreibung in andere Landesteile, die der Landwirtschaftsminister Romulus Zăroni aus Petru Grozas »Front der Pflüger« (Frontul plugarilor) entwickelt hatte, wurden nicht umgesetzt. Einer der Gründe war, dass deutsche Facharbeiter in der Schwerindustrie des Banats gebraucht wurden. Die Schwaben hatten jedoch auch Fürsprecher:

---

75 Janetović: Between Hitler (Anm. 68), S. 261.

76 Calic: Geschichte Jugoslawiens (Anm. 57), S. 178.

77 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 301–303; Janetović: Between Hitler (Anm. 68), S. 261–281; Michael Portmann: Politik der Vernichtung? Die deutschsprachige Bevölkerung in der Vojvodina 1944–1952. In: *Danubiana Carpatica* 1/48 (2007), S. 334.

78 Paul Milata: Der Lebenslauf des »Volksgruppenführers« Andreas Schmidt. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 28 (2005), S. 70–76; Popa: Wie das System (Anm. 35), S. 110f.

79 Gustav Zikeli, Ursula Kaiser Hochfeld, Hans und Frieda Juchum: Verschleppt in die Sowjetunion. München 1995, S. 13, 75–61.

80 Enteignet wurden alle Angehörigen der Deutschen Volksgruppe und auch einige Ungarn. Vgl. Anton Sterbling: Bedingungen und Probleme des interethnischen Zusammenlebens im Banat. In: Kontinuität und Wandel in Rumänien und Südosteuropa. Hg. Anton Sterbling. München 1997, S. 65.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 70 02.02.17 11:55

Der deutsche Sozialdemokrat Lotar Rădăceanu (Wurzer) verwies darauf, dass er vor dem Krieg von Schwaben als Abgeordneter gewählt worden war und es auch Gegner des Nationalsozialismus unter ihnen gab. Da anders als in Jugoslawien die Kommunisten in Rumänien bis 1947 um die Vorherrschaft kämpfen mussten, hatte für sie die so genannte deutsche Frage nur untergeordnete Bedeutung.[81] Die Deutschen in Rumänien hatten sich auch nur geringfügig an jüdischem Eigentum bereichern können. Die Behörde zur Kolonisierung der evakuierten Bevölkerung wachte zwischen 1941 und 1944 darüber, dass vor allem die aus Bessarabien, der Nordbukowina und Nordsiebenbürgen geflohenen Rumänen diesen Besitz und die Stellen der Juden erhielten. Es handelte sich um etwa 300 000 Flüchtlinge.[82] Dass die 1942 vereinbarte Deportation der Juden aus dem Banat im Herbst 1942 nicht durchgeführt wurde, lag an der verschlechterten Lage an der Ostfront und vielen Interventionen. Iuliu Maniu, der Führer der suspendierten Bauernpartei, warnte Marschall Antonescu, dass anstelle der Juden Deutsche deren Besitz erwerben könnten.[83]

Der Beginn des Kalten Krieges ermöglichte einigen in die westlichen Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs geflohenen Nationalsozialisten aus beiden Teilen des Banats neue Karrieren. Es gelang ihnen, die Zugehörigkeit zur SS-Division als Zwangsrekrutierung darzustellen, und so wurden die Männer aus den Gefangenenlagern der Briten und US-Amerikaner bald entlassen. Als Sprecher der Donauschwaben trat anfangs vor allem Josef Trischler auf, der als nationalsozialistischer »Erneuerer« nach Verdrängung der Konservativen Abgeordneter in Jugoslawien gewesen war. Nachdem die Batschka 1941 an Ungarn gefallen war, vertrat er bis April 1945 die Deutschen im Budapester Reichstag. [84] Nach einer kurzen Wirkungszeit bei einer kirchlichen Hilfsorganisation war er zwischen 1949 und 1953 Abgeordneter im Bundestag. Hingegen hatte sich Sepp Janko, der Volksgruppenführer aus dem serbischen Banat, vorsichtshalber nach Argentinien abgesetzt.[85]

Auch einigen Nationalsozialisten aus dem rumänischen Banat gelang eine Nachkriegskarriere, wie etwa Kaspar Hügel, der bis August 1944 das Schulamt der »Volksgruppe« geleitet hatte. Er gelangte in den österreichischen Schuldienst und betätigte sich aktiv in der Landsmannschaft. In seinen Schriften stellte er die Zwangsübernahme des konfessionellen Schulwesens durch die Volksgruppenführung als freiwilligen Akt dar.[86] Da die Kritiker der Nationalsozialisten in Rumänien verblieben waren, gab es lange kaum Gegenstimmen. Im Banat wurden viele Katholiken seit 1950 als »Spione des Vatikans« verfolgt. Die Kommunisten verurteilten Bischof Pacha 1951 im Alter von 81 Jahren zu 18 Jahren Gefängnis.[87] Einige seiner verhafteten Mitarbeiter wurden 1959 gegen rumänische Agenten ausgetauscht, die in der Bundesrepublik Deutschland

81 Hannelore Baier: Germanii din România 1944–1956 [Die Deutschen Rumäniens 1944–1956]. Sibiu 2005, S. 11.

82 Keith Hitchins: Rumania 1866–1947. Oxford 1994, S. 463.

83 Hausleitner: Donauschwaben (Anm. 3), S. 230–239. Zu anderen Gründen vgl. Hildrun Glass: Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944. München 2014, S. 164–194.

84 Im umfangreichen Nachlass von Josef Trischler im Tübinger Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde sind nur wenige Spuren seines Wirkens aus den 1930er und 1940er Jahren zu finden.

85 In den Memoiren bedankt er sich für Unterstützung bei einstigen Führern der Volksgruppe, darunter auch den im Beitrag erwähnten Leopold Egger und Josef Lapp. Das zeigt den Fortbestand des Netzwerkes. Sepp Janko: Weg und Ende der deutschen Volksgruppe in Jugoslawien. Graz 1982, S. 310.

86 Kaspar Hügel: Das Banater deutsche Schulwesen in Rumänien von 1918 bis 1944. München 1968.

87 William Totok: Der vergessene stalinistische Schauprozess gegen die »Spione des Vatikans« in Rumänien 1951. In: Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung 10 (2005), 18, S. 233–259.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 71 02.02.17 11:55

verhaftet worden waren. Unter ihnen war Hildegardis Wulff, die ihre Schule der Kontrolle der Nationalsozialisten entzogen hatte. Diese nach neun Gefängnisjahren traumatisierten »Spätheimkehrer« fassten schwer Fuß im politischen Spektrum der Bundesrepublik Deutschland. Franz Kräuter, der langjährige Banater Abgeordnete, konnte 1967 seine Darstellung des Kampfes der Nationalsozialisten gegen die katholische Kirche nur im Selbstverlag publizieren.[88] Die Landsmannschaften bestimmten bis in die 1990er Jahre über die staatlichen Subventionen für Publikationen über auswärtige Deutsche. Bei den Banater Schwaben hatten lange jene das Sagen, die als Mitglieder der »Deutschen Volkspartei« sich für die Interessen des Reichs eingesetzt hatten. Nach 1945 stellten sie alle Schwaben als Opfer der Kommunisten dar, ohne ihre eigne Rolle auf dem Weg in das Verderben zu benennen. Von 1978 bis 1986 war Josef Schmidt (1913–1993) Bundesvorsitzender der Landsmannschaft der Banater Schwaben, der als Geschäftsführer des Banater Gauschulamtes der Volksgruppe 1940/41 die Gleichschaltung der »Banatia« vorangetrieben hatte.[89] Seinen Einsatz beim Vorstoß ins Ostbanat gemeinsam mit der »Kampfgruppe Behrends« im September 1944 beschrieb er als Rettung vieler Schwaben. Die Ermordung deutscher NS-Gegner und die vielen zivilen Opfer der Kämpfe verschwieg er.[90] Die Kriegsgeneration spielt heute keine führende Rolle mehr bei den Landsmannschaften, einer Aufarbeitung dieser dunklen Zeiten in den einzelnen Ortschaften steht nichts mehr im Wege.

DR. PHIL. MARIANA HAUSLEITNER, Privatdozentin am Fachbereich Kultur und Geschichtswissenschaften der Freien Universität Berlin, bearbeitet dort derzeit den Abschnitt »Rumänien« im Rahmen des Bandes 13 von *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Geschichte und Kultur des östlichen Europas, Holocaust in Rumänien und in der südlichen Ukraine und Aufarbeitung des Kommunismus. Von ihr erschienen mehrere eigenständige Monografien, zuletzt *Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941* (München 2005) und *Die Donauschwaben 1868–1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat* (Stuttgart 2014).

88 Franz Kräuter: Erinnerungen aus meiner christlich-demokratischen Dienstzeit. Freiburg 1967.
89 Hügel: Das Banater deutsche Schulwesen (Anm. 86), S. 72.
90 Josef Schmidt: Flucht aus dem rumänischen Banat. In: Ders.: Die Donauschwaben 1944–1964. Beiträge zur Zeitgeschichte. München 1968, S. 17–31.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 72 02.02.17 11:55

Die Banater Deutschen im frühen 21. Jahrhundert – Zwischen Mythos und Wirklichkeit

Von Gwénola Sebaux

In diesem Beitrag werden Status und Rolle der deutschen Minderheit im pluriethnischen und multikulturellen Banat an der Schwelle zum 21. Jahrhundert hinterfragt. Die Studie präsentiert die Ergebnisse meiner Forschung im rumänischen Banat 2010 und 2011 – zumindest deren für die vorliegende Publikation relevantesten Teil.[1] Die empirische Untersuchung wurde in komparativer Perspektive geführt, mit Querbezügen zu den nach Deutschland ausgewanderten Banater Deutschen (Aussiedler) und ihren im Banat verbliebenen Landsleuten. Hier wird bewusst letztere Gruppe fokussiert. Die Studie wurde aus anthropologisch-historischer Perspektive geführt. Es ist eine Mikro-Analyse zur »Identität« von Individuen und Gruppen im Sinne von Paul Ricoeur,[2] und zwar hier in einer Diaspora-Situation. Ich stütze mich dabei auf mündliche Befragungen im Banat (in Temeswar, auf dem Land und im Bergland).[3] Das empirische Quellenmaterial habe ich überdies durch eine gezielte Forschung im Nationalarchiv von Temeswar/Timişoara und eine Medienanalyse ergänzt.[4] Dies erschien notwendig, um die Geschichtsvorgänge ab der Kolonisationszeit im 18. Jahrhundert bis in die Nachkriegsjahre des 20. Jahrhunderts zu erkunden und somit die Quellen der Feldforschung gewissermaßen zu objektivieren.

Ohne den Anspruch zu erheben, eine vollständige Analyse vorzustellen, nehme ich mir hier lediglich vor, den im Titel meines Beitrags angedeuteten Themenkomplex zu

1 Die komparativ angelegte Studie wird Anfang 2015 beim Pariser Verlag *Le Manuscrit* unter dem Titel *Entre Allemagne et Roumanie: les Allemands du Banat. Itinéraires identitaires et héritage colonial* erscheinen.

2 Paul Ricoeur postuliert zwei relevante Dimensionen der »Identität«, nämlich die objektive *mêmeté (Gleichheit)* und die subjektive *ipséité (Selbstheit)*. Er unterscheidet somit zwischen dem »Identifikationsbezug« und der »reflexiven Vermittlung« des Individuums. Paul Ricoeur: Soi-même comme un autre. Paris 1990, S. 11f. und S. 167–198, hier S. 167f.

3 Befragt wurden vor allem Vertreter der älteren und der mittleren Generation. Aus Platzgründen kann hier keine detaillierte Erläuterung der Methodenauswahl erfolgen. Es sei nur kurz präzisiert, dass insgesamt zwanzig Interviews geführt wurden, hauptsächlich mit führenden Intellektuellen und Minderheitenvertretern (im kulturellen bzw. politischen Bereich) sowie mit ehemaligen Russlanddeportierten. Zu den Hauptbefragungen kamen informellere, *ad hoc* geführte Gespräche mit Rumänen und Vertretern der ungarischen Minderheit hinzu.

4 Analysiert wurden Tageszeitungen der 1960er bis 90er Jahre (*Neue Banater Zeitung*, z. T. auch *Neuer Weg*), sowie die aktuelle Tageszeitung der deutschen Minderheit in Rumänien (*Allgemeine Deutsche Zeitung*) v. a. im Zeitraum 2010–2012.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 73 02.02.17 11:55

erhellen. Mir geht es um die komplexen Beziehungen zwischen Mythos und Wirklichkeit. Als französische Forscherin, welcher das Banat vor der Rumänien-Reise ganz und gar *terra incognita* war[5], hatte ich in einer meiner Ausgangsthesen postuliert, dass die deutsche »Identität« im heutigen (rumänischen) Banat nach der Aussiedlung der meisten Banater »Schwaben« in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts (v. a. in der postkommunistischen Transitionsphase in den frühen 1990er Jahren) vermutlich nur eine überlieferte, vergangenheitsbezogene, und somit keine gegenwärtige, wirklich erlebte »Realität« sei: also im Grunde genommen eine Art künstliche Identität, ohne direkten Bezug auf den aktuellen soziopolitischen Kontext im heutigen demokratischen Rumänien. Meine feste Überzeugung war, dass man es mit der im Banat verbliebenen, winzigen Minderheit infolge der postmigratorischen, widrigen Konstellation eigentlich mit einer »versteinerten«, künstlichen deutschen »Identität« zu tun hat. Dem ist entgegen meiner Ausgangsvermutung aber nicht ganz so. Die Realität ist, wie die Untersuchung letztlich gezeigt hat, komplexer.

Mein Beitrag gliedert sich in zwei Teile. Zunächst soll der Mythenkomplex kritisch hinterfragt und im Hinblick auf seine Funktionen im Banater Raum erläutert werden, und zwar in diachronischer und synchronischer Perspektive. Dann wird auf realitätsbezogene, konkret und empirisch beobachtete Identitätsbezüge und besondere Formen des Kulturtransfers näher eingegangen.

MYTHOS – WIESO MYTHOS?

Eingangs möchte ich die Kernpunkte der Befragung im Banat kurz skizzieren. Die Informanten wurden zu kulturellen Identitätsfragen, zur »Multiethnizität« des Banats, zum Aussiedlungsvorgang und zu ihrem Verhältnis zu den ausgesiedelten Deutschen – nicht zuletzt zu Zukunftsfragen der deutschen Minderheit – befragt. Aus den Antworten gingen verschiedene Aspekte der individuellen und kollektiven Lebenslage, der »Identität«, der kollektiven Zugehörigkeit und subjektiven Selbstzurechnung hervor. Dabei ergaben sich sehr aufschlussreiche und zum Teil auch überraschende Befunde. Zunächst sei aber kurz vorausgeschickt, was hier unter »Identität« gemeint ist. Ausgehend von Claude Lévi-Strauss' Erkenntnis vom zwar konstruierten, jedoch analytisch schlicht unverzichtbaren Identitätsbegriff wird hier dieses von der Wissenschaft immer wieder hinterfragte und tatsächlich hinterfragbare Konzept nach Denys Cuche soziologisch definiert:

> Die Identität […] leitet sich ab aus einer Zugehörigkeitsnorm, die notwendigerweise bewusst ist, denn sie beruht auf symbolischen Gegensätzen.[6]

In diesem Sinne ist »Identität« »das Produkt einer Bezeichnung, eines ›wahrgenommenen menschlichen Wesens‹, ein ›Bild‹, das es für sich beansprucht oder das eben zurückgewiesen wird«, nach den Worten des Migrationshistorikers Gérard Noiriel.[7]

---

5 Schon Rumänien bleibt den meisten Franzosen noch heute wenig bekannt, wenn nicht ganz unbekannt. Diese generelle Unkenntnis ist noch eklatanter, was das Banat anbelangt: In dieser Hinsicht öffnete die Verleihung des Literaturnobelpreises an Herta Müller im Jahr 2009 sozusagen ein kleines »Fenster« auf die deutsche Minderheit im Banat und somit auf die kaum wahrgenommene Grenzregion im fernen Südosteuropa. Nach damaligem Medienrummel und entsprechender Aufmerksamkeit der interessierten Öffentlichkeit (wohl eher der Intellektuellen) blieb aber in Frankreich letztendlich nur der Diktaturkomplex im kommunistischen Rumänien in Erinnerung – *Banat* und *deutsche Minderheit* sind den meisten hingegen kein Begriff.

6 Denys Cuche: La notion de culture dans les sciences sociales. Paris 2010, S. 97. (Alle Übersetzungen aus dem Französischen stammen von der Autorin.)

7 Gérard Noiriel: État, nation et immigration. Paris 2005, S. 332f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 74 02.02.17 11:55

Auf dieser konzeptuellen Basis wird fortan in diesem Artikel »Identität« ohne Anführungszeichen gebraucht.

Nun komme ich zum Mythos-Konzept, das Teil des Beitragstitels ist, weil ich es als Teil einer »bipolaren« Identität der Banater Deutschen sehe [Mythos – Wirklichkeit]. Ich beziehe mich hierbei auf die erhellende Definition von Aleida Assmann. Mir geht es nämlich nicht um den Mythos als »Lüge« bzw. Verfälschung von Geschichte (erste Bedeutung des Wortes). Es geht mir vielmehr um die zweite Bedeutung des Mythos, nämlich nach Assmans Worten: »die *affektive Aneignung* der eigenen Geschichte«.[8] In dieser Variante wird Geschichte »mit den Augen der Identität« gesehen, wie die Kulturwissenschaftlerin sehr schön und zugleich pointiert betont. Daraus schöpfend, formuliert sie folgende Definition:

> Mythos in diesem Sinne ist eine fundierte Geschichte, die nicht durch Historisierung vergeht, sondern mit einer ausdauernden Bedeutung ausgestattet wird, die die Vergangenheit in der Gegenwart einer Gesellschaft präsent hält und ihr eine Orientierungskraft für die Zukunft abgewinnt.[9]

Ausgehend von dieser Definition will ich an vier Punkten deutlich machen, welche Mythen sich im Banater Raum im Laufe der Zeit entwickelt haben, wie sich diese Mythen »von Natur aus« herausgebildet, ja sogar quasi linear und nachhaltig etabliert haben. Ich versuche also, die Mythos-Problematik zu beantworten (im begrenzten Rahmen dieser Studie zumindest zu skizzieren), und typologisch in drei Punkten heraus zu arbeiten:

- Mythos Banat
- Mythos »Kulturdeutsch« (deutscher Kolonist)
- Mythos Banater Schwaben.

Erstens stellt sich das (rumänische) Banat dem Beobachter als eine einzigartige Region im Herzen Europas dar. In Stichworten kann man es knapp kennzeichnen als:

- eine grenzübergreifende Region
- eine Region an der Konfluenz von West- und Osteuropa
- eine periphere, einst strategische Stellung (am Rande des österreichisch-ungarischen und des osmanischen Reiches)
- ein pluriethnisches, multikulturelles Banat
- einen umstrittenen Raum (wegen – oder trotz – der historisch gewachsenen Multikulturalität der Einwohner).

All diese Züge haben mehr oder minder stark dazu beigetragen, dass dieser den deutschen Einwohnern (zumeist Bauern) in den süddeutschen Ländern ferne, unbekannte Raum am Rande des Habsburger Reiches schon im frühen 18. Jahrhundert, also zur Anfangszeit der Kolonisationspolitik der Habsburger Monarchie nach der Niederlage des osmanischen Reiches (Frieden von Passarowitz 1718), aber auch in den folgenden Jahrhunderten stark mythisiert wurde. Also wurde von vornherein die Region in den Ansiedlungsmanifesten stets als wunderbarer Raum mit hervorragenden Potenzialen vorgestellt. Solche paradiesischen Beschreibungen, die dem Archivmaterial zu entneh-

8 Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskulturen und Geschichtspolitik. München 2006, S. 40 (Hervorhebung im Original).
9 Ebenda.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 75 02.02.17 11:55

men sind, sollten die Einladung zur Auswanderung ins Banat schmackhaft machen. Sie erklären wohl (neben anderen Gründen – u. a. der miserablen Situation in den Herkunftsregionen) den Erfolg der in drei Wellen erfolgten Kolonisation, v. a. in der größten Kolonisationswelle unter Kaiserin Maria Theresia (1763 – 1772).

Interessanterweise wurde danach der Mythos fortlaufend reaktiviert, und zwar vornehmlich durch zwei Medien: Literatur und Kunst zugleich. Dies gilt in hohem Maße zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Das möchte ich kurz am Beispiel von Adam Müller-Guttenbrunn (1852 – 1923), dem großen Dichter der Banater Schwaben, und Stefan Jäger (1877 – 1962), dem »Meistermaler«, verdeutlichen. Beide Figuren sind emblematisch für das Wiederaufleben bzw. Weiterbestehen des Ur-Mythos eines prächtigen, wundervollen Banats, den sie entscheidend mitkonstruiert haben: der Erste in seinen literarischen Werken, den so genannten Schwabenromanen, in denen er in eindeutig deutschzentriertem Stil den braven, mutigen deutschen Kolonisten ein Denkmal gesetzt hat;[10] der Zweite in seinen leuchtenden, expressionistisch anmutenden Bildern der Dorfidylle im Banat. Beim Ansehen der heutzutage nur mehr in manchen Banater Stuben hängenden, eher im Museum gesammelten allegorischen Jäger-Bilder, Skizzen und Zeichnungen leuchtet einem ein: prachtvolle Kerweih-Bilder, harmonische banat-schwäbische Dörfer, Feldarbeit im Rhythmus der Jahreszeiten, anmutige Festzeiten (Trachtenball, Traubenball …), sonnenbeleuchtete Häuser mit den reich verzierten Giebeln, Zauber der Banater Heide… Was man vor Augen hat, ist nichts anderes als die pikturale Variation der ein paar Jahre zuvor vom Dichter in epischen Zügen immer wieder erzählten Idylle der Banater Schwaben.[11] Nicht zuletzt sein episches Bild von der Einwanderung der Deutschen ins Banat sollte ursprünglich eine wichtige Erinnerungsfunktion haben – und erfüllt diese Funktion immer noch (mehr denn je), wie ich sowohl in den Interviews feststellen als auch am zentralen Ort der deutschen Minderheit selber beobachten konnte. Nicht von ungefähr hängt das Triptychon heute im Adam-Müller-Guttenbrunn-Haus in Temeswar. Auch die Bezeichnung der (1994 gegründeten) wichtigsten kulturellen Einrichtung der Deutschen im Banat ist aussagekräftig. Beides – die Interviewaussagen mit stolzen Hinweisen auf den großen Dichter und genauso die visuell erkennbare Verortung (mitten im Stadtzentrum) – deutet auf die Wichtigkeit des doppelten Mythos (Banater Raum – Kolonisten) für die verbliebenen Deutschen hin. Über solche »Erinnerungsräume« sagt Aleida Assmann sehr treffend, sie hätten zwar »kein immanentes Gedächtnis« inne, aber sie seien doch »von hervorragender Bedeutung«:

> Nicht nur, daß sie die Erinnerung festigen und beglaubigen, indem sie sie lokal im Boden verankern, sie verkörpern auch eine Kontinuität der Dauer, die die vergleichsweise kurze Erinnerung von Individuen, Epochen und auch Kulturen, die in Artefakten konkretisiert ist, übersteigt.[12]

---

10 Auf Form und Inhalt dieser Werke, die entsprechend dem Zeitgeist eindeutig zur Gattung *Heimatroman*, *Siedlerroman*, *Bauernroman* zählen, kann im begrenzten Rahmen dieser Publikation nicht näher eingegangen werden. Sehr aufschlussreich für unsere Problematik ist v. a. folgender Titel: Adam Müller-Guttenbrunn: Der große Schwabenzug. Altenburg 1913 (z. B. in Bezug auf den braven deutschen Kolonisten, S. 375f.). Die deutsche Überlegenheit ist ein narrativer Topos. Siehe u. a. ders.: Joseph der Deutsche. Ein Staatsroman. Altenburg 1917, S. 27.

11 Zur Banater etwas naiven Idylle verweise ich auf den 1998 vom Demokratischen Forum der Deutschen in Temeswar wieder herausgegebenen Roman von Adam Müller-Guttenbrunn: Die Glocken der Heimat. Temeswar 1998 (z. B. S. 11).

12 Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses. München 2006 (1999), S. 299.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 76 02.02.17 11:55

Und in der Tat: Dank der monumentalen, außerordentlich reichen Siedlerromane Müller-Guttenbrunns und der ungemein suggestiven Gemälde Jägers wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts und weit darüber hinaus (bis ins 21. Jahrhundert) die Erinnerung an die Kolonisation wachgehalten. Mehr noch: Der Lebensweg der Nachkommen der deutschen Siedler wurde zum Epos.

Zweitens ist der Kolonisten-Mythos im Anschluss an das eben Vorgeführte noch zu präzisieren. Ein wiederkehrendes Thema in den Interviews ist das »zivilisatorische Wissen«. Interessant ist die Überzeugung, das westeuropäische, von den einstigen deutschen Siedlern mitgebrachte Können (Know-how) ließe sich wie ein roter Faden in der Geschichte der Banater Deutschen verfolgen. Das gilt zumindest bis in die Zeit der Aussiedlung in der jüngsten Geschichte. Hierzu ein einziges, für sich selbst sprechendes Zitat:

> Und das ist […] vielleicht der Unterschied zu den anderen gewesen: Wir sind hergekommen mit einer Zivilisationsstufe oder aus einer Zivilisationsstufe, nicht dass wir nativ intelligenter sein würden, das würde ich so nicht haben wollen. Aber wir haben gelernt, dass man auf einem gewissen Niveau arbeitet […]. Und dieses hat man von dort hergebracht. Und wir haben das hier eingesetzt und haben es auch unbewusst auch den anderen Völkern weitergegeben […]. Wir sind ganz einfach aus einer Region gekommen oder aus einem Gebiet, in welchem der kulturelle Standard viel höher gewesen ist. Was Schule anbelangt, was Handwerk anbelangt, was Verwaltungsordnung anbelangt, also in allen Bereichen. Das sind Elemente, mit denen wir uns identifiziert haben, teilweise unbewusst. Aber teilweise wurden wir auch von den Anderen als <u>die</u>, genannt: Schwaben. (BS, 1941)[13]

Die Wichtigkeit des »Deutschtums« drückt sich in den Fremd- und Selbstbildern markant aus. Diesbezüglich weisen die Interview-Aussagen auffällige Überschneidungen auf. Extrem interessant und zugleich erstaunlich erscheinen aber die narrativen Ähnlichkeiten in den Aussagen von Nicht-Deutschen (also von rumänischer und/oder ungarischer Seite). Zur Identitätsfrage nennen auffällig viele Banater Deutsche bestimmte positiv besetzte Elemente, und sie sprechen in diesem Zusammenhang bewusst von »anerzogenem« Deutschtum. So wären die angesprochenen Eigenschaften keine angeborenen Merkmale, sondern überkommene, über mehrere Generationen überlieferte charakteristische Zeichen, die sozusagen von den eingewanderten Vorfahren »vererbt« worden sind. Quer durch die Interviews sind folgende Adjektive in redundanter Weise anzutreffen: genau, zuverlässig, arbeitsam, pünktlich, organisiert, pflichtbewusst […] Das »Deutschsein« wird gleichwohl nicht als angeborene Begabung angesehen, sondern vielmehr als tradierte Identität, deren Ausdrucksformen konkret Sprache (an erster Stelle), Bräuche, Sitten und Traditionen sind, aber auch mehr abstrakt, und von daher viel subjektiver – Ordnung, Effizienz, Sauberkeit und Fleiß:

> Jeder Mensch, jeder Deutsche, der hier im Banat geblieben ist, der im Banat lebt, ist sich dessen bewusst, dass er eine bestimmte Identität weiter führen muss. Seine Identität als Banater Schwabe. Weil die Banater Schwaben hatten und haben auch jetzt einen guten Ruf weit und breit in allen Bereichen, und dann muss man schon irgendwie aufpassen, dass man das bewahrt. (BS, 1948)

13 Bei den Zitaten werden jeweils das Geburtsdatum der zitierten Person und die ethnische Zugehörigkeit angegeben (*ethnisch* wird hier im Sinne der Migrationssoziologie neutral benutzt). BS = Banater Schwabe/Schwäbin, BD = Berglanddeutsche(r), R = Rumäne, Rumänin, U = Ungarin. Der Unterstrich unter Wörtern/Aussagen signalisiert eine mündliche Betonung vonseiten der interviewten Person.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 77 02.02.17 11:55

Zu dem »anerzogenen« Deutschsein heißt es zumeist neutral, wie beispielsweise hier:

> Von der Familie und von der Gemeinschaft sind wir erzogen worden in dem Sinne, dass wir einmal Deutsche sind. Was das bedeutet: Wir haben als Muttersprache Deutsch. Wir wurden von dem Umfeld oder von der Mehrheitsbevölkerung als Deutsche genannt. Also man hat uns Deutsche genannt. Wir haben uns Deutsche genannt. Wir haben unsere Sprache, unser Brauchtum, ja unsere gewisse Tradition, die man übernommen hat aus dem Ursprungsgebiet […]. (BS, 1941)

Insgesamt deuten die Zeugnisse auf eine Art zeitunabhängige oder zeitlose »deutsche« Identität hin. Frappierend ist die Ambivalenz zwischen den einerseits zeitgemäßen, realitätsbezogenen Identitätsbezügen, welche sich in pragmatischen Handlungen der eigenen Interessenvertretung im soziokulturellen oder politischen Bereich finden lassen, und andererseits einem weit abstrakteren, schwer definierbaren »Deutschsein«. Kurzum: ein Mythos, wenn man diesen als Begriff für die konstante Überlieferung von Urbildern der Gemeinschaftsbildung versteht.

Ein beachtenswertes Ergebnis der Befragungen ist zudem die wohlwollende Anerkennung der Eigenschaften der Banater Deutschen seitens der Mitbevölkerung. Ein derart positiver Blick wäre in kaum einem anderen Staat in Mittel- und Osteuropa möglich. An der woanders – etwa in Polen[14] – häufig als geradezu unerträglich empfundenen »Germanizität« wird im Banat offenkundig kein Anstoß genommen. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein. Man versucht, sich die deutschen Eigenschaften anzueignen (es mag daran liegen, dass es zwischen Deutschland und Rumänien niemals einen territorialen Konflikt gegeben hat):

> Die Rumänen waren nicht wie die Deutschen. Die Deutschen sind sehr fleißig. Sie haben so schön die Häuser direkt am Feld [sic!]. […] Überall sind Ausnahmen. Aber die Deutschen, sie waren ein fleißiges Volk. Das sieht man überall […]. Das hat man selbst erlebt, dass sie viel aktiver waren, Feldarbeit und alles. Das ist ein fleißiges Volk. Es ist in ihrem Blut schon drinnen, glaube ich. (U, 1935)[15]
> Die Stereotypen gibt es natürlich immer noch, also die Deutschen als ernste Leute, sie machen alles richtig, sie haben ein schönes Haus usw. Und das ist positiv gedacht, hundertprozentig. Also man hat immer einen deutschen Handwerker anstelle eines rumänischen bevorzugt z. B., oder einen ungarischen Handwerker, weil die sind auch bekannt dafür, dass sie alles richtig machen, also die Rumänen sind… ein wenig… nicht so seriös wie die anderen. (R, 1975)

Drittens beruht die gemeinhin verwendete Bezeichnung »Banater Schwaben« auf einem im 19. Jahrhundert entwickelten Mythos, der sich in der Zwischenkriegszeit (signifikanter Weise in den frühen 1920er Jahren, nach der territorialen Teilung Ungarns)[16] durchsetzt. Das (endogene und exogene) Ethnonym verbirgt aber eine recht

14 Bezeichnenderweise definiert Paul Lisicki, der Chefredakteur der polnischen Tageszeitung *Rzeczpospolita*, das »Deutschsein« so: »Es gibt zwei Arten des Deutschseins: eine edle, originelle, die sich schon in kulturellen Werken manifestiert und im Alltag in der Bindung an das Recht, in der Sorge um die Gemeinschaft. Und es gibt ein zweites, heidnisches, hochmütiges Deutschsein. Die zweite Form ist gelegentlich im Verhältnis zu den Polen zu spüren.« In: *Die Welt*, 5. 10. 2010. Hier ist eine Parallele zu ziehen zu einer Bemerkung des deutschen Konsuls in Temeswar: »Ich muss nicht mal um Versöhnung bitten, weil es nie eine ›Entsöhnung‹ gegeben hat.« (Temeswar, 24. 9. 2010)

15 Die ungarischen bzw. rumänischen interviewten Personen haben sich spontan auf Deutsch ausgedrückt.

16 Vgl. Edgar Hösch, Karl Nehring, Holm Sundhaussen, Konrad Clewing (Hgg.): Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Wien 2004, S. 201.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 78 02.02.17 11:55

unterschiedliche Herkunft: Die «Schwaben» kamen nicht nur aus Schwaben, sondern auch aus Franken, der Pfalz, Hessen, Trier, Sachsen, Luxemburg, dem Elsaß und Lothringen. Mit der bewusst einheitlichen, doch unzulässigen Bezeichnung sollte die historische, kulturelle »schwäbische« Einheit in unruhigen Zeiten bekräftigt werden. Interessanterweise wird die Selbstbezeichnung von meinen Informanten im Banat (bei Fragen zur Identität) spontan aufgegriffen. Manche Aussagen verweisen letztendlich eher auf eine extrem ausdifferenzierte Gemeinschaft. Die geschichtlich bedingt räumlich diversifizierte Banater deutsche Identität kommt am offenkundigsten zum Vorschein am Beispiel der von den meisten Informanten unterstrichenen Unterscheidung zwischen *Banater Schwaben* und *Berglanddeutschen*. Dies möchte ich an zwei Interviewauszügen veranschaulichen:

> Wir Banater Schwaben, wir waren wir, hier im Banat, die – die Berglanddeutschen, die waren dort so eine kleine Gruppe und so. Aber die hatten dasselbe Schicksal […]. Sie möchten gern dazu gehören, aber wir, wir haben gesagt … […] Schwäbisch haben sie nicht gesprochen. Sie haben auch einen städtischen Dialekt – österreichisch, wie sie sagen. […] Aber bei denen war das nie … dieses Bewusstsein wie wir. Also wir haben uns immer wie schwäbisch empfunden. Also die haben rumänische Schlager gehört, was wir nicht einmal gekannt haben! Sie waren viel kompromiss[bereiter] … wahrscheinlich auch durch diese Arbeiterschaft und Arbeitsatmosphäre und so weiter, vermute ich. (BS, 1954)

Diese ausgeprägte Differenzierung ist keine einseitige Vorstellung seitens der Banater Schwaben, sondern sie ist spiegelbildlich in den Aussagen der Berglanddeutschen wiederzufinden:

> Und wir hier, wir sind auch keine Banater Schwaben, wir sind, sagen wir mal, im größeren Sinne Österreicher. Altösterreicher, denn unsere Ahnen sind zu Beginn des 18. Jahrhunderts bis im gesamten 19. Jahrhundert hier angesiedelt worden aus der damaligen Monarchie Österreich […]. Und deshalb unterscheiden wir uns gänzlich zu den Banater Schwaben in Sprache, in Brauch, in Sitte und so weiter. (BD, 1961)

Eigentlich hat erst der Aussiedlungsvorgang, insbesondere der Massenexodus ab 1989–1990, die Identifikation[17] nicht nur bewirkt, sondern lebensnotwendig gemacht. Es erschien sinnvoll, zusammenzuhalten, um den dramatischen demografischen Schwund zu kompensieren. Wollte man sichtbar bleiben, um die Interessen der deutschen Minderheit im Banat besser vertreten zu können, war eine föderative Struktur unentbehrlich. So wurde bereits im Dezember 1989 das Demokratische Forum der Deutschen im Banat gegründet (DFDB): Als supraregionale Instanz vereint es offiziell das Demokratische Forum der Deutschen in Temeswar (DFDT) und das Demokratische Forum der Banater Berglanddeutschen (DFBB). Die identitätsstiftende, verbindende Funktion der politischen Repräsentation wird vom Vorsitzenden etwas präzisiert:

> Banater Schwaben, das war ein Sammelbegriff. Sie fanden sich unter dem Hut: Banater Schwaben und sie sagen, sie sprächen schwäbisch. Aber das stimmt nicht. Sie sprechen den Dialekt, mit dem sie kamen. […] Und ich sage es auch, ich komme aus einer Gemeinde nicht weit von hier, wir reden schwäbisch, also als Dialekt, was nicht stimmt. Also Banater Schwaben ist ein Sammelbegriff und wir sind sehr stolz, dass wir uns unter diesem Sammelbegriff binden, wir finden uns.

17 Gemeint ist die gemeinsame Identifikation der Banater Schwaben und der Berglanddeutschen unter der »Marke« »schwäbisch«.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 79 02.02.17 11:55

Dass die Berglanddeutschen diese Fusion nach der politischen Wende aktiv mitgetragen haben, zeigt folgende Anekdote aus »schwäbischer« Perspektive:

> Und in den Anfangsjahren, als die Forumssitzungen waren, haben unsere Vertreter öffentlich in den Reden immer wieder gesagt: Und die Banater Schwaben und so – ist immer einer aufgestanden: und die Berglanddeutschen! Und dann unsere Vertreter: Wir, die Banater Schwaben [...] – und die Banater Berglanddeutschen! Also sie haben sich bemerkbar gemacht. Und inzwischen ist der Terminus geworden: die Banater Deutschen. Und dort sind wir jetzt alle drin. (BS, 1954)

Gleichwohl ist ein ambivalentes Zugehörigkeitsgefühl der Berglanddeutschen an solchen Aussagen bemerkbar:

> Identität Deutsch. Also nicht Österreichisch. Also es sagt niemand, ich bin Österreicher. Also Deutsch. Und deutsche Muttersprache, ich bin Deutscher. Also Mitglied der deutschen Minderheit. Also ganz klar. Aber unsere Ahnen sind aus der Monarchie, aus dem heutigen österreichischen Gebiet gekommen. Also die Verbundenheit gehört zu Österreich, aber Identität ist die deutsche. (BS, 1954)

Das offensichtlich etwas komplizierte identitäre Beziehungsgefüge der Berglanddeutschen bleibt oft unbeachtet. Übrigens galt in der bundesdeutschen Aussiedlungspolitik die Aufnahmebereitschaft allen Rumäniendeutschen, ungeachtet der geschichtlich motivierten Zugehörigkeitsgefühle. Das liegt wohl auch daran, dass es von Seiten Österreichs keine solche groß angelegte Aufnahmepolitik gegeben hat – ein Bundesvertriebenengesetz wie in Deutschland wurde dort auch nie verabschiedet.

Also erscheint die »erneuerte« Banater deutsche Identität als gezielte Überlebensstrategie. Der politische Zusammenschluss der Banater Schwaben mit den Berglanddeutschen zeugt offenkundig von einer zeitgemäßen Reinterpretation des Identitätsbewusstseins. Interessanterweise ist die bewusste Identifikation als Banater Deutsche(r) noch stärker ausgeprägt in der nachdrücklichen Unterscheidung zu den Landsleuten in Siebenbürgen (thematisiert wird eine gewisse »Konkurrenz« zwischen den zwei bedeutendsten deutschen Minderheiten Rumäniens).[18] Doch auch hier kommt es zur opportunen – um nicht zu sagen opportunistischen – Re-Definierung der Zugehörigkeitsgefühle. Man sollte das, glaube ich, aber nicht als schockierend betrachten, sondern vielmehr als Zeugnis von Realitätssinn und Dynamik. Mittlerweile sind also beide Minderheitengruppen »in der Not zusammen gekommen«,[19] und zwar aus wohl verstandenen Interessen: Mit Blick auf die verheerenden demografischen Folgen der Aussiedlung will/muss man sich gegenseitig unterstützen, um im rumänischen Umfeld die deutsche Identität zu wahren:

> Das bringt nichts mehr, dieser Separatismus heutzutage, bei kaum 60 000 Deutschen geht es nicht. Nur so wenn man zusammenhält und sich gemeinsam zusammen rafft, wenn es sein muss. (BS, 1954)

Im Endeffekt stellt sich heraus, dass die Banater Deutschen als »wirtschaftstragende Minderheit« und die Sachsen als »staatstragende Minderheit« positive Synergieeffekte aus den gemeinsamen Anstrengungen ziehen können. Und das wird sehr wohl erkannt:

18 Aus Platzgründen kann leider dieser ebenso interessante Punkt nicht präziser (d. h. mit konkreten Interview-Auszügen) ausgeführt werden.

19 Zitat (BS 1954).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 80 02.02.17 11:55

> Der heutige Stand ist: Man versteht zurzeit die gemeinsamen Interessen […]. Man unterstützt sich gegenseitig. Wir haben einen einzigen Abgeordneten sowohl für die Siebenbürger Sachsen als auch für die Banater Schwaben. Ich habe verstanden, dass Klaus Johannis als Vorsitzender des Forums der Deutschen in Rumänien stärker von der Banater Seite unterstützt wird als am Anfang. Ovidiu Ganț ist ein Erfolgsmodell. (BS, 1965)

Letztendlich muss die bewusste, hier eher kollektive Selbstdefinition als Banater Deutsche(r) nicht zwangsweise zu Identitätskonflikten führen. Im Gegenteil existieren vielfältige freundschaftliche Kontakte – so zum Beispiel die exzellenten Beziehungen nicht nur rein politischer Natur zwischen Ovidiu Ganț und Klaus Johannis (von verschiedenen Befragten überzeugend erörtert). Der jetzige Abgeordnete der deutschen Minderheit im rumänischen Parlament resümiert die politische Gewichtung bzw. das Gleichgewichtsprinzip ganz klar:

> Und dann hat die Regierung im Jahr 2001 beschlossen, einen Unterstaatssekretär für die deutsche Minderheit ins Amt zu berufen, und dann bin ich es geworden auf Vorschlag des Banats. Es musste auch einen Ausgleich geben: zu dem Zeitpunkt war der Abgeordnete Sachse.[20]

Mit Blick auf die heutige Situation (K. Johannis als Landesvorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien – DFDR, und Ovidiu Ganț als Parlamentsabgeordneter für die deutsche Minderheit) wird mir vorgeführt, wie sich die strategische Überlegung konkret für beide Seiten ausgezahlt hat:

> 2002 ist Klaus Johannis auf Vorschlag des Banats Landesvorsitzender des Forums geworden. […] wir wollten sein administratives Amt als Bürgermeister durch ein politisches untermauern. Weil er als »Partei« in Anführungsstrichen, also als Vorsitzender des Forums, eine andere Verhandlungsbasis hatte mit den rumänischen Parteien, als wenn er nur Bürgermeister gewesen wäre. Und umgekehrt: Aus der Position als Bürgermeister kann er, konnte er – kann er – für die gesamte Gemeinschaft etwas aushandeln. […] Umgekehrt die Tatsache, dass wir nachher politisch verhandeln durften, hat ihm nachher dazu verholfen, nicht nur 2004 und 2008 die Wahlen mit großem Vorsprung zu gewinnen.

Festzuhalten ist also, dass die »Sachsen« und die »Schwaben« schon vor der Wende[21] sofort erkannt haben, dass es im Interesse von allen liegen würde, sich als »deutsche Minderheit« in Rumänien zu präsentieren. In diesem Sinne wurde Ende 1989 das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien (DFDR) als nationales Repräsentationsorgan gegründet. Darin äußert sich die ganze Flexibilität und Kreativität der Mitglieder der beiden historisch und zahlenmäßig stärksten deutschen Minderheiten in Rumänien. Diese Art pragmatische, konstruktive »Konjunkturbindung« hat es wohl – zumindest in dieser Form – nie zuvor gegeben, denn »[i]n der Geschichte haben sich weder die Sachsen noch die Schwaben als Deutsche definiert. Sie haben sich eben nur als Sachsen oder als Schwaben definiert«. (BS, 1966) Sie unterscheidet sich auch grundsätzlich von der gefährlichen, künstlichen Reaktivierung einer »ethnischen deutschen Gruppe« in den 1930er Jahren.

---

20 Ovidiu Ganț im Interview, Timişoara, 23.09.2010. [Anm. der Red.: Klaus Johannis, bis zu seinem Rücktritt 2013 insgesamt elf Jahre Landesvorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien (DFDR), wurde am 16. November 2014 als Kandidat des Wahlbündnisses der Christlich-Liberalen Allianz (ACL) zum Staatspräsidenten Rumäniens gewählt.]

21 Diese Feststellung kann hier aus Platzgründen nicht weiter präzisiert werden, geht aber eindeutig aus dem erforschten Archivmaterial hervor.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 81 02.02.17 11:55

Abschließend wäre hinzuzufügen, dass diese Allianzstrategie nicht nur auf regionaler und supraregionaler Ebene innerhalb der deutschen Minderheit erfolgreich betrieben wird, sondern auf nationaler Ebene (zumindest zeitweise) ebenso profitabel im Bündnis mit der starken ungarischen Minderheit ist / war.

WIRKLICHKEIT – WAS IST DAS ÜBERHAUPT? WAS KANN SIE FÜR EINE ANOMISCHE MINDERHEIT SEIN?

In Anlehnung an Michel Foucault lässt sich »Wirklichkeit« als der Bezug zur zeitlichen Nähe der Gegenwart definieren.[22] Zeitliche Nähe – als Gegenpol zur historischen (mythisierten) Ferne – meint die *heute* und *hier* erlebte Realität, also das Alltagsleben im heutigen Banater Raum, 25 Jahre nach der Welle der Auswanderung nach Deutschland. »Wirklichkeit« deutet aber nicht nur auf das Aktuelle (lat. *actualitas*), sondern primär wohl eher auf das »Wirken« hin. Sehr beeindruckend war für mich im Verlauf der empirischen Forschung die Entdeckung der vielfältigen Initiativen und Formen des Wirkens seitens der deutschen Minderheit. Mehr noch, aktiv sind deren Vertreter gleich auf doppeltem Niveau: zum einen auf kultureller und zum anderen auf politischer Ebene. Erstere Form der zwar aktiven, aber untergeordneten Beteiligung am gesellschaftlichen Geschehen hatte ich noch am ehesten erwartet. Denn im Grunde genommen deuten erinnerungsträchtige Rituale, nostalgisch errichtete Museen oder sorgfältig nachgeahmte (aber kaum noch wirklich erlebte) Traditionen zuallererst auf den Willen einer langfristigen kulturellen Überlieferung hin. Dies besagt aber nichts über die Fähigkeit, mitten in und im Einklang mit der rumänischen Umwelt als sichtbare, konkret handelnde Einheit, also mitgestaltende Kraft weiter zu *existieren*. Eine Überraschung war die Feststellung einer echten, eigenständigen Position im bildungspolitischen Bereich im Banater Raum und darüber hinaus sogar im politischen Spektrum Rumäniens, letzteres allerdings eingeschränkt angesichts der soziodemografischen Kräfteverhältnisse. Wie eingangs angedeutet, war meine Ausgangsthese die Existenz einer entfremdeten Identität im Nachaussiedlungskontext. Ein Blick auf die (Post-)Migrationsstatistiken macht diese meine Ausgangsthese plausibel.

Mit »Nachaussiedlungskontext« meine ich die dramatische demografische Entwicklung der deutschen Minderheit im Banat nach dem post-revolutionären Massenexodus in die Bundesrepublik (also nach dem Sturz Ceauşescus, Ende 1989). Laut offizieller Statistik gab es vor dem Zweiten Weltkrieg im Banat etwa 232.000 Deutsche (was immerhin einem Viertel der Bevölkerung entsprochen hat).[23] 1992 gab die offizielle Statistik noch einen Bevölkerungsanteil von knapp 3 % an. 1998 wies die Statistik vornehmlich aussiedlungsbedingt nur noch 48 000 Deutsche nach (also nur noch 1,5 % der Bevölkerung). Laut der Volkszählung 2002 ist die Banater deutsche Minderheit dann nochmal um über 47 % auf 25 000 Personen drastisch geschrumpft, diesmal in erster Linie alterungsbedingt.[24] Die letzten Zahlen bestätigen den Rückgangstrend,

22 Michel Foucault: Dits et écrits 1984, Des espaces autres (conférence au Cercle d'études architecturales, 14 mars 1967). Iin: *Architecture, Mouvement, Continuité* Nr. 5, Oktober 1984, S. 46–49.

23 Hans-Heinrich Rieser: Das rumänische Banat, eine multikulturelle Region im Umbruch. Stuttgart 2001, Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde 10.

24 Interner Bericht des Demokratischen Forums der Deutschen im Banat (DFDB), unveröffentlichter Druck, mir vom Vorsitzenden des DFDB, Prof. Karl Singer, freundlich zur Verfügung gestellt (24.09.2010).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 82 02.02.17 11:55

mit nur noch etwa 10.000 Deutschen. Tabellarisch liest sich diese Entwicklung über das ganze 20. Jahrhundert bis zum Jahr 2014 etwa so[25]:

DEUTSCHE IM RUMÄNISCHEN BANAT (1930–2014)

- ✓ **1930: 232.000 Deutsche** *(25 % der Bevölkerung)*
- ✓ **1956: 179.000** *(14,6 %, erste Minderheit vor den Ungarn, 12 %)*
- ✓ **1992:** *knapp 3 % der Bevölkerung*
- ✓ **1998: 48.000** *(1,5 % der Bevölkerung, vornehmlich aussiedlungsbedingt)*
- ✓ **2002: 25.000** *(um über 47 %, v. a. alterungsbedingt drastisch geschrumpft)*
- ✓ **2011: 14.500**
- ✓ **2014: 10.000**

Diesen aussagekräftigen Zahlen kann man die der Aussiedlung entgegensetzen, und somit einen besseren Überblick über den ganzen Umfang des Migrationsprozesses bekommen. Allerdings werden hierbei wegen fehlender näher differenzierter Statistiken die Gesamtzahlen der Aussiedlung aus Rumänien (also Banater Deutschen und Siebenbürger Sachsen) herangezogen. Immerhin bildet die Tabelle m. E. eine interessante Ergänzung zur Beleuchtung unserer Problematik, nämlich der Frage nach den Möglichkeiten eines Fortbestands der deutschen Minderheit im Banat nach der Aussiedlung.[26]

JAHRESSTATISTIKEN DER AUSSIEDLUNG* (Quelle: BVA)

✓ 1956:	3.500
✓ 1960er Jahre:	7.000
✓ 1978–1988:	12.000
✓ 1983–84:	16.000
✓ **1989:**	**über 23.000**
✓ **1990:**	**über 111.000**
✓ **1991:**	**32.000**
✓ 1992:	16.000
✓ bis 1996:	12.000

* Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen

Mit Blick auf die sozialdemografische Komponente liegt die Hypothese also nahe, dass die heutige »deutsche« Identität der Banater »Schwaben« sozusagen immer anachronistischer wird und sich als eine fiktive Identität entpuppt. In der Tat hat die massenweise Aussiedlung schwerwiegende desintegrative Effekte nach sich gezogen. Zuallererst hat sie die nahezu dreihundertjährige Kohäsion der Gruppe gesprengt. Wie wichtig das »Kohäsionsprinzip« für den Fortbestand einer Gesellschaft bzw. Volksgruppe ist, erklärt uns Maurice Halbwachs:

25 Selbsterstellte Tabelle aufgrund des erforschten Archiv-Materials (Rumänische Nationalarchive, Kreisdirektion Timişoara, *Allgemeine Deutsche Zeitung*).

26 Selbsterstellte Tabelle, nach den publizierten Zahlen des Kölner Bundesverwaltungsamts (www.bva.bund.de, 10.11.2014).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 83 02.02.17 11:55

> Jede Gesellschaft muss, um Konsistenz zu erlangen und schlichtweg Bestand haben zu können, ihre Mitglieder in die Lage versetzen, sich miteinander abzustimmen, einander anzunähern und zusammenzufinden, um somit kollektiv das zu erreichen, was die *raison d'être* (das existenzielle Anliegen) der Gruppe ist.[27]

Ausgerechnet dieses »existenzielle Anliegen« wurde aufgrund des Massenexodus nach Deutschland und der fortlaufenden (altersbedingten) Schrumpfung der deutschen Minderheit infrage gestellt, weil dadurch das Kollektive, also die kohäsionsstiftenden Abstimmungs-, Annäherungs- und Zusammenfindungsgelegenheiten weitgehend geschrumpft sind. Tatsächlich bilden diese Eckpfeiler nicht nur die *raison d'être* (Daseinsgrund) einer Gemeinschaft, vielmehr sind sie die unabdingbaren Voraussetzungen für die Existenz, also *Realität* der Gruppe.

Infolge des Massenexodus hat das Selbstverständnis der im Banat verbliebenen deutschen Minderheit neuartige, komplexe Züge angenommen. Es artikuliert sich nun in der Spannung zwischen dem immer noch starken Bewusstsein einer (mythisierten) »Modellfunktion«, und der Einsicht einer irreversiblen Identitätsverschiebung – und zwar sowohl in individueller als auch in kollektiver Hinsicht. Mit anderen Worten befinden sich die Banater Deutschen an der Schwelle zum 21. Jahrhundert im Spannungsfeld zwischen Identitätsbewahrung und Identitätswandel. Dass dieser eigentlich paradoxale Bewahrungs- *versus* Wandlungsprozess von alten Mythen aus der Kolonisationszeit offensichtlich stets begleitet, ja sogar getragen wird (Mythos Banat, Mythos deutscher Kolonist, Mythos Schwabe), verwundert im Banater Kontext eigentlich nicht. Denn nur dieser »kommemorativen Wachsamkeit« (im Sinne von Pierre Nora) verdanken die Banater »Schwaben« ihr Fortbestehen als nun winzige Volksgruppe, fern vom kulturellen Bezugsraum Deutschland. Die hervorragende Bedeutung der kommemorativen Funktion hat der französische Erinnerungsexperte Nora besonders in Bezug auf Minderheitengruppen hervorgehoben:

> […] durch die Verteidigung, seitens der Minderheiten, eines in privilegierten und eifersüchtig gehüteten Orten zurückgezogenen Gedächtnisses wird grundsätzlich die Wahrheit aller Erinnerungsorte zur Inkandeszenz gebracht. Ohne kommemorative Wachsamkeit würden sie jäh von der Geschichte weggefegt. Dies sind Bastionen, auf die man sich stützt.[28]

Bleibt die Frage: Reicht der kulturelle Überlieferungsbestand wirklich aus, in Anbetracht der an die letzten Vertreter der deutschen Minderheit gestellten Ansprüche der Gegenwart und Herausforderungen der Zukunft? An dieser Stelle soll eine der merkwürdigsten und faszinierendsten Erkenntnisse dieser empirischen Studie vorsichtig vorgelegt werden, nämlich die vielen konkreten Zeichen von Übernahme der deutschen Kultur auf unterschiedlichen Ebenen des Alltagslebens – über die Sprache, das Schulwesen, das Kulturwesen (Theater, Zeitung, Literaturgeschäft: auf Deutsch schreibende rumänische Autoren), oder aber auch Bräuche und Traditionen (bis hin zum Religiösen). Immerhin sind auch die Deutschen im Banat von dem multiethnischen Miteinander-Leben nicht unberührt geblieben, wie einige freimütig zugeben:

> Unsere Identität hat sich gewandelt, wir haben dieses Miteinander einfach in uns aufgenommen. Und das geht nicht anders. Das sind die Kompromisse, die man machen musste. Wir

27 Maurice Halbwachs: La mémoire collective. Paris 1997 [1950], S. 234.
28 Pierre Nora (sous la dir.): Les lieux de mémoire (I). Paris 1997, S. 29.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 84 02.02.17 11:55

> haben uns auch angepasst. […] Das gehört dazu, geht nicht anders […] Und irgendwann findet man es gar nicht so schlecht. (BS, 1954)

Beachtenswert ist aber in erster Linie der Versuch seitens der rumänischen Mehrheitsbevölkerung, die deutschen Traditionen mitzupflegen oder gar zu übernehmen. In gewissen Fällen sind die deutschen »Werte« sogar verinnerlicht:

> Ich bin Rumänin. […] Ich habe aber die deutsche Schule besucht während der kommunistischen Zeit. Es ist noch immer ein Fragezeichen für mich, wie das möglich war damals. Eine Erklärung ist, dass eigentlich die politische Lage […] dass die deutsche Minderheit ziemlich stark da war, und dass Ceauşescu bzw. seine Leute wollten, dass die Rumänen möglichst in die deutschen Schulen kommen und diese langsam assimilieren, eigentlich ist es umgekehrt passiert [lacht], dass die Deutschen die Rumänen mehr oder weniger assimiliert haben! (R, 1975)

Besonders beeindruckend ist aber die gezielte »rumänische« Aneignung wichtiger deutscher Kulturinstitutionen wie das Deutsche Staatstheater – dessen Intendant Lucian Vărşăndan Rumäne ist –, die Temeswarer Redaktion der in Bukarest erscheinenden *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* (ADZ) – deren Mitarbeiter mehrheitlich Rumänen sind –, oder der berühmten deutschen Lenau-Schule in Temeswar – deren Schüler zu 85 % Nicht-Deutsche sind. In dieser Hinsicht wäre sicherlich auch der rege Literaturbetrieb zu erwähnen, mit nicht wenigen rumänischen Banater Autoren, die ihre Gedichte heute auf Deutsch schreiben. Hier sei nur exemplarisch diese Aussage des (rumänischen) Intendanten des Deutschen Staatstheaters Temeswar (DSTT) angegeben (das *wir* ist m. E. schon ein Nachweis für die »Verinnerlichung« des Deutschseins):

> […] wir sind immer noch da. Trotz der Auswanderung, trotz dem Massenexodus […]. Und ich habe allmählich den Wandel dieses Theaters erlebt, von einem Minderheitentheater, das im Bewusstsein gespielt hat, für die Minderheit zu produzieren, zu einem Theater für die gesamtrumänische Öffentlichkeit. […] Und die deutsche Minderheit selbst sieht ein, dass ihre schulischen, aber auch kulturellen Einrichtungen oder auch medialen Einrichtungen keinen weiteren Fortbestand hätten, wenn sie ausschließlich die deutsche Minderheit bedienen würden.

SCHLUSSBEMERKUNGEN

Die hier synthetisch vorgelegten Ausführungen aus einer Außenperspektive[29] beleuchten den Problemkreis von Minderheiten und (Post-)Migrationsvorgängen am Beispiel der Banater Deutschen. Sie erhellen Identitäts- und Integrationsfragen einer deutschen Minderheit im südöstlichen Europa und beleuchten aus kulturanthropologischer Perspektive die Besonderheiten einer »collectivité historique« (historische Kollektivität) im Sinne von Maurice Halbwachs. Die Forschungsergebnisse widersprechen zum Teil der Ausgangsthese von einer an der Schwelle zum 21. Jahrhundert bloß imaginierten Bevölkerungsgruppe ohne Realitätsbezug. Weit davon entfernt, nur eine fingierte Realität vorzutäuschen – die es jedoch zweifelsohne teilweise doch gibt –, stellen sich die »Schwaben« im heutigen Banat dem Beobachter vor als Vertreter einer »neuen« deutschen Minderheit, die sich öffnen will und kann. Freilich hat sie keine Wahl, will sie nicht ganz untergehen. Immerhin bleibt sie in mancher Hinsicht erstaunlich aktiv und kreativ. Diese konstruktive, bemerkenswerte Haltung war angesichts der wechselvollen, schmerzhaften Geschichte keine Selbstverständlichkeit. Sie ist unter den aktuellen Vor-

29 Als (französische) Forscherin konnte ich die Analyse einigermaßen distanziert und neutral durchführen, wobei die Quellen selbst (Interviews) *per definitionem* subjektiv sind – und als solche zu interpretieren sind.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 85 02.02.17 11:55

aussetzungen insofern fruchtbar, als der Einfluss der Banater Deutschen im heutigen Banat nicht gering zu schätzen ist: Er drückt sich im soziokulturellen Bereich deutlich aus. Auch die Politik versuchen sie – auf lokaler und nationaler Ebene – bescheiden mitzugestalten. Allen Verwerfungen der Geschichte zum Trotz deuten die Befragungsergebnisse alles in allem auf ein immer noch äußerst intensives Selbstverständnis als Angehörige des deutschen Kulturraumes, wenn auch in neuen, nun auch hybriden Kombinationen, hin. Somit bilden die Banater Deutschen m. E. einen beispielhaften Fall von gelungener Akkulturation. Gewiss: Sie wurden vom einzigartigen Kulturraum Banat geprägt, den Raum prägen sie aber immer noch selbst intensiv mit. Trotz des Massenexodus und des vorauszusehenden baldigen Endes der »collectivité historique« werden sie zweifelsohne vielfältige, dauerhafte Spuren hinterlassen, und zwar in Form nicht nur architektonischer Zeugnisse, sondern vielmehr tiefer Mentalitäts- und Kultureigenschaften, die von den Co-Ethnien bewusst übernommen wurden und immer noch übernommen werden. Hierin liegt wohl eine der überraschendsten und zugleich interessantesten Erkenntnisse der durchgeführten Studie.

FAZIT

Dieser Beitrag fasst Teilergebnisse einer breit angelegten empirischen, vergleichenden Studie zusammen, die 2010 und 2011 in Rumänien (Banat) und Deutschland eigenständig durchgeführt wurde. Ziel ist dabei, zum einen ein historisch gewachsenes, unerwartet lebendiges Grenzgebiet am Schnittpunkt zwischen West- und Osteuropa vorzulegen, und zum anderen den Blick für den häufig unhinterfragten Status einer Minderheit nach umfangreichen Migrationsvorgängen zu schärfen. Die Studie versucht somit, auf Interviews und Archivmaterial gestützte empirische Erkenntnisse zur Gesamtproblematik der transnationalen Erscheinungen zu erbringen, im Spannungsfeld zwischen Mythos und Wirklichkeit. Besonders ergründet werden hier die komplexe Zugehörigkeitsfrage und das Selbstverständnis der Deutschen im rumänischen Banat. Nicht zuletzt werden hochinteressante Erscheinungen von Kulturtransfers vorgelegt, die auf doppelte, wechselseitige Akkulturationsformen im Sinne der Migrationssoziologie hindeuten. Der beispielhafte Fall der Banater Deutschen legt m. E. die Grundlagen für ein besseres Verständnis der zumeist ungenügend wahrgenommenen Korrelationen zwischen mythischen Erscheinungen und Realitätsbildung.

PROF. DR. GWÉNOLA SEBAUX studierte deutsche Literatur und Kultur in Angers und promovierte im Jahre 2001 in deutscher Kultur an der Universität in Nantes. 2012 habilitierte sie in deutscher Kultur an der Universität Nantes mit der Arbeit *Migrationspolitik und Identitätsfragen im »postnationalen« Deutschland. Eine kritische Analyse*. Zurzeit ist sie Vorsitzende des Departements für Germanistik und Wissenschaftliche Leiterin des Masters LACISE (Master in Fremdsprachen, interkulturelle Kommunikation und Unternehmensstrategie) an der Université Catholique de l'Ouest in Angers. Sie ist Leiterin des Forschungsteams LÉMIC (Literatur, Fremdheit, Veränderungen, kulturelle Identitäten) sowie Mitglied des Forschungsteams 3L.AM an der Universität Angers, des Germanistenverbandes der Universitätsprofessoren und Dozenten (AGES-France), des deutsch-französischen Historikerkomitees (DFHK) und des interdisziplinären Forschungszentrums CLER (Loire Zentrum für Rumänistik). Ihre Forschungsschwerpunkte sind: Migrationspolitik und Migrationsfragen in der Bundesrepublik Deutschland, Geschichte und Zeitgeschichte der deutschen Minderheiten in Mittel- und Osteuropa und der ehemaligen Sowjetunion, transnationale Migration und Identitätsbildung in Ostmitteleuropa, deutsche Nationalität und Staatsbürgerschaft sowie Immigration/Integration der »Volksdeutschen«.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 86 02.02.17 11:55

Maßnahmen gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien 1936/1937

Der Prozess gegen Wilhelm Staedel vor dem Bezirksdisziplinargericht Kronstadt

Von Ulrich A. Wien

Die nachfolgende Darstellung stützt sich auf die Prozess-Akten, die im Zentralarchiv der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien aufbewahrt sind. Nach seiner – der Landeskirchenversammlung 1941 mit Parteibefehl verordneten – Bischofswahl und der innerkirchlichen Rehabilitation hat Wilhelm Staedel diese Akten in seinem Schreibtisch unter Verschluss gehalten: Nach seiner unfreiwilligen, überstürzten Demission Anfang Oktober 1944 sind sie als »Nachlass Staedel« zum Vorschein gelangt und dem Archiv wieder eingefügt worden.[1]

Schon 1933/34 hatte Wilhelm Staedel (1886–1971) in Kronstadt einen Skandal provoziert.[2] Anlass war seine Aufgabenstellung für den Religionsunterricht in der Oberstufe des Honterusgymnasiums, einen Aufsatz zum Thema: »Christentum und Nationalsozialismus« schreiben zu lassen. Staedel, ein »Gruppist«,[3] Feldkurat im I. Weltkrieg, hatte sich in der Zwischenkriegszeit in der Jugendbewegung und im Wandervogel engagiert und gehörte der Leitung des »Deutsch-sächsischen Jugendbundes« an. Seit dieser Zeit bestanden enge Verbindungen zu Dr. Waldemar Gust (1891–1952) und Dr. Alfred Bonfert (1904–1993). Diese beiden scherten 1935 aus der nationalsozialistischen, deutschen »Erneuerungsbewegung« in Siebenbürgen beziehungsweise Gesamtrumänien aus, um eine eigene, nationalsozialistische Partei neu zu begründen. Die Vorgängerpartei NEDR (Nationale Erneuerungsbewegung der Deutschen in Rumänien, hervorgegangen aus der ›Nationalsozialistischen Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien«, NSDR) war im Sommer 1934 verboten

1 Zentralarchiv der Evangelischen Kirche in Rumänien (fortan: ZAEKR) 103: G[esamt]Z[ahl] (fortan: GZ) 381/1941.

2 Andreas Möckel: Der politische Skandal um die Honterusschule im Jahre 1933. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde (fortan: ZfSL) 33 (2010), S. 51–62, hier 56f.

3 Seit 1897 bestehende kirchengesetzliche Regelung, neben dem immer noch als Regelfall vorgesehenen Doppelstudium eines pädagogischen und theologischen Doppelstudiums, eine Gruppe ausschließlich auf das Studium der Ev. Theologie sich beschränkende Studenten als reine Pfarramtsstudenten zuzulassen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 87 02.02.17 11:55

worden. Dem einstigen Vorsitzenden der »Erneuerungsbewegung«, Fritz Fabritius (1883–1957), gelang es im Sommer 1935 dennoch, als »Obmann« die Gesamtrepräsentanz aller Deutschen im »Verband der Deutschen in Rumänien« zu erlangen, weil die Vertreter des nationalsozialistischen Gedankengutes die Führung der binnenethnischen Vertretungsorgane, der »Volksräte«, in den Regionen Rumäniens sukzessive erobert hatten. Neben dem Volksrat in Siebenbürgen waren dies auch jene in der Bukowina und im Banat. Flugs wurde dieser »Verband«, der landläufig als »Volksorganisation« bezeichnet wurde, in »Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien« umbenannt. Gust und Bonfert hatten für ihre neue Partei, die »Deutsche Volkspartei in Rumänien« das Kürzel DVR in Beschlag genommen. Es standen sich nun »Fabritianer« und »DeVeR«-Leute gegenüber.

Erschwerend kam hinzu, dass die Kirchenleitung um Bischof Dr. D. Viktor Glondys (1882–1949) und den Landeskirchenkurator Dr. Hans Otto Roth (1890–1953) zu den politisch Konservativen zu zählen waren. Letztere hatten die politische Repräsentanz der Siebenbürger Sachsen und der Rumäniendeutschen insgesamt in der Zwischenkriegszeit in einer – zu recht so bezeichneten – »Gefolgschaftsdemokratie«[4] dominiert; sie stellten auch die Frontmänner der deutschen Parlamentspartei. Die zentralstaatlich ausgerichtete, wenig minderheitenfreundliche Politik der rumänischen Regierungen der Zwischenkriegszeit führte unter anderem dazu, dass das ausdifferenzierte, und von der evangelischen Kirche seit Jahrhunderten unterhaltene Schulwesen, das zuletzt vor dem Ersten Weltkrieg vom ungarischen Staat erheblich subventioniert gewesen war, trotz anderslautender gesetzlicher Regelungen, fast überhaupt nicht vom rumänischen Staat mitfinanziert wurde. Weil der Erhalt des deutschen Schulwesens aber als Existenzfrage der ethnisch-konfessionellen Minderheit galt, versuchte die Evangelische Landeskirche mit ihren Kirchengemeinden, das Schulwesen über die Kirchensteuern zu finanzieren, was auf die Dauer – und dann angesichts der Weltwirtschaftskrise – zu massiven ökonomischen Problemen der kirchlichen Haushalte und zu einem Loyalitätsverlust bei den Kirchenmitgliedern geführt hatte. Bedingt durch die Ämterkumulation bei den konservativen Volks- und Kirchenrepräsentanten (Politiker in den kirchlichen Leitungsgremien) wurde die weitgehende parlamentarische Erfolglosigkeit als Versagen der Elite gedeutet, allerdings der Kirche angelastet. Eine Gerontokratie vor 1932 verschlimmerte die Probleme.[5] Ernsthafte, organisierte Kritik kam auf und konkretisierte sich im Mai 1932 in der Gründung einer Partei: Die schon seit fast einem Jahrzehnt existierende »Selbsthilfe«-Bausparkasse (mit nationalsozialistischem Profil) wurde aufgespalten in den ökonomischen Teil, die Bausparkasse, und in den politischen Teil, die »Nationalsozialistische Selbsthilfebewegung der Deutschen in Rumänien« (NSDR).

Der 1932 hinter den Kulissen tobende Wahlkampf um die Nachfolge des greisen Bischofs Friedrich Teutsch (1852–1933) fesselte vornehmlich die Konservativen, zu denen die beiden Favoriten für das Bischofsamt, Dr. Viktor Glondys und D. Friedrich Müller (1884–1969) zählten, so intensiv, dass die nötige und mögliche Eindämmung der aufstrebenden nationalsozialistischen Erneuerungsbewegung von ihnen wohl

4 Harald Roth: Politische Strukturen und Strömungen bei den Siebenbürger Sachsen 1919–1933. Köln, Weimar, Wien 1994 (Studia Transylvanica 22), S. 68.

5 Ulrich A. Wien: Kirchenleitung über dem Abgrund. Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus. Köln, Weimar, Wien 1998 (Studia Transylvanica 25), S. 39–48.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 88 02.02.17 11:55

unterschätzt wurde. Zwar gelang es der Landeskirchenversammlung im November 1932, eine dynamische – konservative – Kirchenleitung zu wählen: Dr. Glondys zum Bischof, Dr. Hans Otto Roth zum Landeskirchenkurator und D. Friedrich Müller zum Bischofsvikar. Aber zwischen Herbst 1932 und Frühjahr 1933 zündete der elektrisierende Funke der Ernennung Adolf Hitlers zum Reichskanzler auch unter den Deutschen in Rumänien.[6]

Glondys war ein politischer Kopf, und diese Grundeinstellung traf sich mit der Profession des Juristen und Vollblutpolitikers Dr. Hans Otto Roth, der als Landeskirchenkurator dessen Stellvertreter war. Glondys suchte die vor der Zersplitterung stehende Einheit von Volk und Kirche zu retten. Er beabsichtigte dies mit dem traditionellen Konzept, den politischen Nukleus im – Kirchen- und Volkspolitik verschränkenden – Organ der Kirchenleitung, dem Landeskonsistorium, unter seiner Führung wieder herzustellen. Nachdem beim Volkstag im Oktober 1933 die massiv auftretende »Volks-Kulisse« die Konservativen zum Zurückweichen vor und zur Einfügung von nationalsozialistischen Gehalten in das Volksprogramm veranlasst hatte, gelang auf der Basis dieses neuen Volksprogramms der »Machtwechsel«. Denn zugleich hatten darin die Konservativen allen deutschen Erwachsenen weitgehende demokratische Rechte zugestanden. Diese missbrauchend eroberten die siebenbürgisch-sächsischen Nationalsozialisten die Mehrheit im Volksrat, um sie anschließend sofort wieder zur Disposition zu stellen. Die Bestimmungen bezüglich des Führerprinzips im »Dienstbuch« der NEDR sprachen Bände.

Glondys und die Konservativen nutzten im Frühjahr 1934 einen Eklat im Volksrat, um die NEDR öffentlich zu demütigen und zwangen sie, schriftlich die Autonomie der Landeskirche anzuerkennen und auf die Anwendung des Führerprinzips bei kirchlichen Angestellten und Mitgliedern in kirchlichen Gremien zu verzichten. Ausgehend von diesem Trauma unterstellten die rumäniendeutschen Nationalsozialisten fälschlicherweise, Glondys sei der Urheber des im Juli 1934 vom rumänischen Staat ausgesprochenen Verbots der NEDR. Deren Verhältnis zur Kirchenleitung war nun endgültig zerrüttet.[7]

Als Fabritius 1935 ungeachtet des NEDR-Verbots zum Obmann des Verbandes der Deutschen in Rumänien beziehungsweise der Deutschen Volksgemeinschaft in Rumänien aufgestiegen war, strebte dieser die noch weiter gehende Anpassung des Volksprogramms an die nationalsozialistische Ideologie an. Doch Fabritius hatte zwei Gegner, die Konservativen und die DVR. Die Gruppe um den Parlamentsabgeordneten und Landeskirchenkurator Hans Otto Roth suchte Fabritius auszubremsen, während Gust und Bonfert ein noch weit radikaleres Programm durchsetzen und unter ihre eigene Führung stellen wollten. Fabritius aber ließ das neue Volksprogramm, das dezidiert gegen die DVR gerichtet war, beschließen und plante, dieses in einer »Volksabstimmung« unter den Deutschen Rumäniens Ende Januar 1936 plebiszitär legitimieren zu lassen. Die Kirchenleitung hielt sich aus der Angelegenheit vorläufig heraus.[8]

In dieser konfliktgeladenen Situation unternahm Glondys im Frühjahr 1935 den – schließlich gescheiterten – Versuch, den politisch zur Gruppe von Gust und Bonfert

6 Ulrich A. Wien: Von der »Volkskirche« zur »Volksreligion«? In: Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien. Erlangen 2014, S. 225–319.

7 Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 90–94.

8 Glondys notiert in seinem Tagebuch: »Wir sehen aus der Loge dem Schauspiel zu.« Vgl. Johann Böhm, Dieter Braeg (Hg.): D. Dr. Viktor Glondys, Bischof der evangelischen Landeskirche A. B. in Rumänien. Tagebuch. Aufzeichnungen von 1933 bis 1949 (fortan: Glondys-Tagebuch). Dinklage 1997, S. 186; vgl. auch S. 193.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 89 02.02.17 11:55

zählenden, charismatischen Pfarrer Wilhelm Stadel (Kronstadt-Martinsberg) als ehrenamtlichen Landesjugendpfarrer in die volksmissionarischen Bemühungen und in die landeskirchliche Disziplin stärker einzubinden.[9] Ziel war es, die ansatzweise erkennbare »völkische« Jugendarbeit, kirchlich zu integrieren, dass auch künftig die gesamte Jugendarbeit im Rahmen der Landeskirche verbleiben könne. Denn nach dem im Sommer 1934 erfolgten staatlichen Verbot der sogenannten »Arbeitslager«, in denen die »völkisch« gesinnten Organisatoren die teilnehmenden Jugendlichen zwischen den Polen von altruistischem, »völkischem« Arbeitseinsatz sowie von ideologischer Indoktrinierung vereinnahmt hatten, sollte eine Rekrutierung von Schülern und Studenten zugunsten der parteipolitischen Agitation möglichst unterbunden werden. Außerdem sollte der von Bonfert und Staedel popularisierte Arbeitslagergedanke unter kirchlichem Deckmantel in den örtlich organisierten »Stephan-Ludwig-Roth-Schar[en] für christdeutsche Aufbauarbeit« domestiziert werden. Eine Segmentierung und abzusehende Spaltung der Jugend sollte unter Einbindung des im »Erneuerungs«-Milieu populären Pfarrers Staedel vermieden werden. Über komplementäre Motive hatten früher auch der Kronstädter Stadtpfarrer Dr. Konrad Möckel (1892 – 1965) und der Student Albert Klein (1910 – 1990) nachgedacht.[10]

Obwohl also Staedel die ehrenamtliche Betrauung als Landesjugendpfarrer annahm, stellte er bereits in den darauf folgenden Wochen seine politisch- weltanschauliche, das heißt nationalsozialistische Grundorientierung über die Intentionen und den Auftrag des Landeskonsistoriums, woraufhin Bischof Glondys ihm schon nach sechs Monaten im November 1935 die Betrauung als Jugendpfarrer entzog. Die Vereinnahmungsstrategie des Bischofs war gescheitert und sollte durch die nachfolgenden Konsequenzen zu einem innerkirchlichen Desaster führen.

Der Plan von Fabritius, das am 22. Oktober 1935 beschlossene Volksprogramm durch ein binnenethnisches Plebiszit legitimieren zu lassen, hätte wohl kaum Chancen auf eine Realisierung gehabt; denn sowohl auf der Seite der Konservativen als auch auf der Seite der DVR stieß es Ablehnung. In dieser für Fabritius politisch wenig komfortablen Lage entschloss sich Glondys zu einem politischen Gelegenheitsgeschäft. Ansatzweise waren bereits nationalsozialistische Parallelstrukturen zu den traditionellen kirchlichen Sozialformationen entstanden: Bruder- und Schwesterschaften für die unverheiratete Jugend, Allgemeiner Frauenverein, Kirchliche Nachbarschaften hinsichtlich der sozialen und religiösen Geschlossenheit der Gemeinschaft (»Versöhnungsritual«) bekamen erste, »völkische« Konkurrenz. Glondys suchte den seiner Meinung nach gegebenen strategischen Vorteil zu nutzen, um Fabritius eine gegenseitige Duldung beziehungsweise der Volksgemeinschaft der Deutschen in Rumänien eine Art »Friedensabkommen« anzubieten: kirchenamtliche Befürwortung der Volksabstimmung bezüglich des Volksprogramms des Jahres 1935 gegen Zusicherung der institutionellen Integrität der kirchlichen Organisation inklusive der Sozialformationen

9 ZAEKR 103: Z. 3021/1935 vom 30. Mai 1935. Staedel meinte sich zu erinnern, dass seine Betrauung vom Bischof mit einem »klare[n] Ja zum Nationalsozialismus« ausgestattet gewesen sein und als Erziehungsziel für die Jugend gegolten habe: sie soll nationalsozialistisch erzogen werden – selbstverständlich auch evangelisch!«; vgl. dazu Wilhelm Staedel: Meine Verteidigung. Ein Ruf zur Besinnung in unserer Kirche. Kronstadt 1937, S. 19.

10 Albert Klein: Ein Leben im Glauben für Kirche und Gemeinschaft. Selbstzeugnisse. Aus dem Nachlass hg. von Kindern und Enkeln zu seinem 100. Geburtstag am 16. März 2010. Hermannstadt 2010, S. 86 – 89, 106 – 108, (120 – 126), 163 – 167; Andreas Möckel: Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892 – 1965). Köln, Weimar, Wien 2011, S. 101 – 107 und 140 – 145 (Studia Transylvanica 42).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 90 02.02.17 11:55

durch die »Volksgemeinschaft«. Auch Hans Otto Roth stimmte zu und überbrachte den bischöflichen Vorschlag an Fritz Fabritius und Dr. Helmut Wolff (1897–1971), den amtierenden siebenbürgischen Volksratspräsidenten. Beide willigten aus nachvollziehbaren Gründen sofort ein, und am nächsten Tag, dem 14. Januar 1936, wurde – von ihnen skrupellos, wie aus der Rückschau zu konstatieren ist – die Vereinbarung bereits paraphiert.[11]

Zwar hegten die Bezirksdechanten – berechtigten – Zweifel an der Vertragstreue von Fabritius, aber sie stimmten der Strategie des Bischofs trotzdem nachträglich zu.[12]

Das ist die Ausgangslage für den Prozess gegen den Martinsberger Pfarrer Wilhelm Staedel. In seinem Fall wurden drei Verfahren zusammengeführt.

Das erste Disziplinarverfahren wurde auf Beschluss des Landeskonsistoriums am 27. November 1935 gegen Staedel eingeleitet, weil er selbst sich schriftlich geweigert hatte, an der Ausarbeitung eines Arbeitsplans für kirchliche Schulwandergruppen teilzunehmen; dies wurde als Sabotage des zwischen dem Bischof und Staedel besprochenen Verfahrens gewertet. Was erschwerend hinzukam, war die Tatsache, dass Staedel auch die für diese kirchliche Arbeitsgruppe bereits benannten Jugendvertreter dahingehend beeinflusst hatte, gleichfalls diesem Gremium fern zu bleiben.[13]

Das zweite Verfahren wurde am 22. Januar 1936 gegen Staedel angeordnet, weil im »Nachrichtendienst« des Landesjugendamtes der Kirchenleitung »Verdrehungen und Lügen« vorgeworfen worden waren, was Staedel nicht verhindert habe.[14]

Das dritte Verfahren richtete sich gegen alle, die die Anerkennung des landeskirchlichen Rundschreibens 924/1936 verweigerten. Staedel hatte sich nicht nur zu deren Sprecher gemacht, sondern auch öffentlich dazu aufgerufen, der Dienstanweisung des Landeskonsistoriums keine Folge zu leisten. Seinem Aufruf folgten zunächst etwa 100, schließlich 68 hartnäckige kirchliche Angestellte, welche die von ihnen geforderte Unterschrift ablehnten. Inhalt des Rundschreibens 924/1936 war folgender: Die landeskirchlichen Angestellten sollten mit ihrer Unterschrift zur Kenntnis nehmen, dass die Oberbehörde, das Landeskonsistorium, von ihnen als kirchlichen Angestellten politische Neutralität verlangte, weswegen jedes politische Engagement in Parteien oder politischen Formationen und vor allem jegliche politische Agitation verboten wurde. Ausnahme war die Betätigung in der »Volksorganisation«.[15]

Problematisch war, dass die Kirchenleitung ihren Angestellten in einem – formal – demokratischen Staat, wie es die konstitutionelle Monarchie Rumäniens zu diesem Zeitpunkt war, die Ausübung ihrer bürgerlichen Rechte untersagte. Dass für die Schuljugend ein entsprechendes Verbot politischer Agitation galt, gehört in den Kontext, ist aber von der Kirchenleitung bei der schriftlichen Begründung nicht berücksichtigt worden.[16] Prinzipiell hätte diese Regelung kaum Anlass geboten, darüber zu streiten,

11 Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 77–79; Glondys-Tagebuch (wie Anm. 8), S. 195–196.

12 Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 7; Glondys-Tagebuch (wie Anm. 8), S. 197.

13 ZAEKR 103: GZ. 381/1941: Brief Staedels vom 25. Oktober 1935 an Predigerlehrer Michael Ehrlich in Schaas, in dem er unmissverständlich zu verstehen gab, dass er – ohne Gewissenszwang ausüben zu wollen – die Erwartung aussprach, die anderen Vertreter sollten seinem Beispiel folgen. – Z. 6710/1935, in GZ. 381/1941: Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen W. Staedel. – B[ezirks]K[onsistorial]Z[ah]l. 1149/1935 vom 12. Dezember 1935. Das Bezirkskonsistorium wurde als erstinstanzliches Disziplinargericht benannt. In den Untersuchungsausschuss wurden Pfarrer Fritz Schuller und Rechtsanwalt Dr. Hans Henning berufen.

14 ZAEKR 103: Z. 442/1936, in GZ. 381/1941. – B.K.Zl. 63/1936, in: GZ. 381/1941.

15 Das Landeskonsistorium hat in seiner 4. Sitzung am 13. Februar 1936 und TOP 52, die Konflikte mit dem Jugendbund beraten und war schließlich einmütig zu dem im Rundschreiben fixierten Entschluss gelangt. – Vgl. Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 97–103. – Vgl. ZAEKR 103: LKZ 924/1936, Z 1275/1936 (6, März 1936), zZ 1275/1936 (24. März 1936).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 91 02.02.17 11:55

dass die »Volksorganisation«, also die binnenethnische Repräsentanz vom Neutralitätsgebot ausgenommen gewesen wäre, denn generell galt innerhalb der ethnischen Gruppe die »Volksorganisation« als überparteiliche Gesamtvertretung aller Deutschen (vor Ort, in der Region und auf gesamtstaatlicher Ebene). Angesichts der oben geschilderten Konflikte konnte davon schlechterdings nicht – mehr – die Rede sein. Die »Volksorganisation« war nicht »neutral«. Und die Kirchenleitung war ebenso wenig »neutral«: Zwar war ihre »Koalition« mit Fabritius nicht auf die Probe gestellt worden, denn die rumänische Regierung hatte das für Ende Januar 1936 geplante binnenethnische Plebiszit über das Volksprogramm von 1935 untersagt, doch der Bischof und die anderen Verantwortlichen hatten sich – erkennbar gegen die DVR gerichtet – auf die Seite von Fabritius geschlagen.[17]

In dieser Situation von den kirchlichen Angestellten politische Neutralität zu verlangen, war der Versuch, ein vordergründiges Befehdungsmoratorium anerkennen zu lassen, das politisch einseitig nur der Volksorganisation – und dem heimlichen Koalitionär, der Kirchenleitung – genutzt hätte. Die sicher auch vorhandene Absicht der Kirchenleitung, die politische Agitation innerhalb der kirchlichen Gremien, Schulen und Sozialformationen zu unterbinden, war, wie sich umgehend zeigte, mit diesem machtpolitischen Instrumentarium nicht durchzusetzen.

Das Rundschreiben 924/1936 stieß auf heftige Gegenreaktionen. Bischof Glondys versuchte in einem doppelten Anlauf, das Rundschreiben zu präzisieren und plausibel zu erläutern.[18] Im ersten schien er eine distanzierte Haltung zur »Volksorganisation« zu betonen und den generellen Neutralitätsanspruch zu untermauern. Nach deutlicher Kritik aus dem Landeskonsistorium und erheblichen Irritationen in der Öffentlichkeit relativierte Glondys diese nachträglich vorgestellte Position und kehrte, wie viele meinten, zur Ausgangsposition zurück. Mit dieser wankelmütigen Haltung büßte auch die Kirchenleitung viel Respekt in der Bevölkerung ein: Die Zahl der Kommunikanten beim Abendmahl beispielsweise erreichte Mitte der 1930er Jahre historische Tiefstände.[19]

Wie berichtet, hat Staedel die Unterschrift unter das RS 924/1936 verweigert, und das Disziplinarverfahren gegen ihn wurde am 29. April 1936 eingeleitet.[20] Staedel wurde einvernommen, äußerte sich schriftlich, aber auch öffentlich, und bestellte bei einem Breslauer Universitätsjuristen ein entlastendes Gutachten, das der Angeklagte in seiner Verteidigungsrede vollinhaltlich zitierte. Pikanter Weise wurde aber auch der theologische Kopf der Bekennenden Kirche, der inzwischen in Basel lehrende reformierte Theologe Karl Barth (1886–1968), um eine Stellungnahme gebeten.[21]

---

16 Eine apolitische Neutralität bei geistlichen Amtshandlungen, aber kein Verbot parteipolitischer Zugehörigkeit, hat auch der rumänisch-orthodoxe Synod auf seiner Tagung vom 8.–10. März 1937 – also ein Jahr später – beschlossen. Vgl. Wilhelm Staedel: Meine Verteidigung. Ein Ruf zur Besinnung in unserer Kirche. Kronstadt 1937, S. 66–69.

17 Vgl. Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 97–103.

18 Kirchliche Blätter (fortan: KiBll) 28 (1936), S. 84f.

19 Wien: Kirchenleitung (wie Anm. 5), S. 37.

20 ZAEKR 103: Z. 2263/1936, in: GZ. 381/1941. Unter Hinweis auf das Landeskirchliche Rundschreiben Z 2245/1936, das die Einleitung des Disziplinarverfahrens gegen die Verweigerer beinhaltete, wurde die vorläufige Amtsenthebung Staedels nach § 15 der Disziplinarverordnung bei »gleichzeitiger Einstellung eines Dritteiles seiner Amtsbezüge« angeordnet.

21 Ulrich A. Wien: Briefwechsel zwischen Karl Barth und siebenbürgischen Pfarrern in den Jahren 1930–1947. Unter Berücksichtigung des Briefwechsels von Hans Arnstein und Barth mitgeteilt und kommentiert. In: ZfSL 18 (1995), S. 147–172; Diether Koch (Hg.): Karl Barth. Offene Briefe 1935–1942. Hg. Diether Koch. Zürich 2001 (Karl Barth Gesamtausgabe V/36), S. 27–32, 167–175. Eine Dokumentation aus der Sicht der betroffenen Angestellten der Landeskirche ist 1936 unter dem Titel »Für Recht und Wahrheit in unserer Kirche« erschienen, redigiert von Wilhelm Staedel.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 92 02.02.17 11:55

Das Landeskonsistorium insistierte in seiner Stellungnahme auf der Disziplinverweigerung, der öffentlichen Widerspenstigkeit und Obstruktion Staedels und ordnete wegen gröblicher Amtspflichtverletzung das Disziplinarverfahren vor dem Bezirksdisziplinargericht an.

Die erstinstanzliche Verhandlung fand in Kronstadt statt. Der Rechtsanwalt Dr. Viktor Ziske, der persönlich zur pietistischen Gemeinschaftsbewegung um Pfarrer Georg Scherg (1863–1943) gehörte, amtierte als gewählter Disziplinaranwalt, den Vorsitz hatte der Bezirksdechant und Heldsdorfer Pfarrer Dr. Wilhelm Wagner (1885–1971) inne. Die Kulisse und aufgeheizte Stimmung beschreibt das Verhandlungsprotokoll sehr anschaulich:

> Der Verhandlungsraum füllt sich in kurzer Zeit derart mit einer Menschenmenge, dass das Disziplinargericht sogar im Rücken von ihr umgeben wird und in seiner Blickrichtung nur durch die Schmalseite des Tisches von der Zuhörerschaft getrennt ist. Aus der Masse der Zuhörerschaft ertönen abwechselnd bald alberne u. derbe Bemerkungen, bald Forderungen nach einem grösseren Verhandlungsraum, ja sogar solche Bemerkungen, die das Ansehen des Disziplinargerichts verletzen und das Gericht bedrohen (wie: die Schlussverhandlung darf nicht vertagt werden, wir bleiben auch 3 Tage hier und mit uns das Gericht).
> Wegen andauernder Störung der Ordnung und Ruhe ruft Vorsitzender die Zuhörerschaft zur Ordnung, macht sie darauf aufmerksam, dass in dem Falle, wenn die Störung noch weiter andauert, die Öffentlichkeit ganz ausgeschlossen und die Sitzung suspendiert werden müsse, und verlangt, dass die Zuhörer, die mit dem Gericht in Berührung kommen, in den für die Zuhörer bestimmten Teil des Verhandlungsraumes zurücktreten sollen, da unter solchen Umständen nicht verhandelt werden kann. Die Verteidigung (Dr. Fleischer) beantragt, von der Ausschliessung der Öffentlichkeit abzusehen u. die Schlussverhandlung in einen grösseren Raum zu verlegen.
> Wegen dauernder Störung suspendiert Vorsitzender die Schlussverhandlung auf die Dauer einer Viertelstunde, in der die Gemüter durch Hetzerufe aus der Zuhörerschaft noch mehr erregt werden. Nach Wiedereröffnung der Verhandlung fordert Vorsitzender die Zuhörer auf, den Verhandlungsraum zu verlassen, damit das Gericht über die von der Verteidigung vorgebrachten Anträge berate und beschliesse. Die Verteidigung (Dr. Fleischer) beantragt, die Beratung und Beschlussfassung im Verhandlungsraum bei Anwesenheit der Zuhörer derart vorzunehmen, dass die Disziplinarrichter sich gegenseitig ihre Meinungen zuflüstern.
> Das Gericht beschliesst, sich zur Beratung und Beschlussfassung in das Stadtpfarramt zurückzuziehen. Als sich das Gericht anschickte, den Verhandlungsraum zu verlassen, konnte es dies nur tun, nachdem der Vorsitzer erklärt hatte, dass das Gericht zurückkommen werden.
> In geschlossener Sitzung im Stadtpfarramt fasst das Disziplinargericht über Antrag Dr. K.E. Schnell's[22] den folgenden Beschluss:
> Mit Rücksicht darauf, dass der Beschuldigte um einen grösseren Verhandlungsraum zeitgerecht nicht angesucht hatte, die Verteidigung (Dr. Fleischer) jedoch eine solche Bitte jetzt vorgebracht hat, wird die Schlussverhandlung in einen grösseren Raum eingeladen werden.
> Diesen Beschluss verkündet Vorsitzer im Verhandlungsraum (Kapitelsstube) nach Wiedereröffnung der Verhandlung.
> Die Zuhörerschaft verlangt stürmisch die sofortige Verlegung der Verhandlung in einen grösseren Raum. Die Verteidigung (Dr. Fleischer) spricht sich gegen die Vertagung aus, bemerkt zugleich, dass sein Antrag auf Verlegung der Verhandlung in einen grösseren Raum, wie er jetzt aus den Zwischenbemerkungen des Herrn Vorsitzers entnehme, vom Gericht missverstanden worden sei. Er (Fleischer) habe den Antrag so gemeint, dass die Schlussverhandlung noch heute in einen grösseren Raum vertagt werde, und beantragt nun die Fortsetzung der Schlussverhandlung auf 11 Uhr vormittag in der Aula der Honterusschule.
> Diesem Antrag gibt das Disziplinargericht insoweit Folge, als die Fortsetzung der Verhandlung auf ½ 12 Uhr vormittag in der Honterusschulaula unter der Bedingung verfügt wird,

22 Karl Ernst Schnell (1866–1939), Rechtsanwalt und Politiker, 1911–1926 Bürgermeister in Kronstadt.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 93 02.02.17 11:55

dass der weitere Verlauf der Schlussverhandlung nicht gestört werde. Dr. Fleischer und einige Wortführer geben hierfür die ausdrückliche Zusicherung.
Bei ausdrücklichem Hinweis auf diese zusichernde Erklärung eröffnet Vorsitzer kurz vor ½ 12 Uhr in der von Zuhörern vollbesetzten Aula der Honterusschule die Verhandlung und erteilt dem Berichterstatter Dr. K.E. Schnell das Wort zur Berichterstattung über den Sachverhalt der Verhandlungsgegenstände.[23]

Ziske verwies in seinem Plädoyer zunächst auf den Hintergrund; besonders interessant ist das Bild, das er vom »Volkstum«, der einstigen »organischen Volkseinheit« und der »natürlichen völkischen Entwicklung« entwirft. Weil der entstandene »Bruderkampf naturnotwendig sich auch der Kirche bemächtigt« habe, sei es für die Landeskirche zwingend gewesen, »aus diesen Gefahren herauszuführen«. Die einseitige Positionierung der Landeskirche wurde von Ziske ausgeblendet.

Wilhelm Staedel nutzte die Gerichtsverhandlung mithilfe seiner Verteidigungsrede, die bereits gedruckt vorlag und von ihm in einer vierstündigen Ansprache vorgetragen wurde, zu einer propagandistischen Schlacht zugunsten der DVR. Staedels Argumentation folgte einer politischen Linie und suchte die ungewöhnliche Verfahrensdauer und Widersprüchlichkeit der landeskirchlichen Argumentation aufzuzeigen.[24] Die Atmosphäre schildert der Verhandlungsbericht aus der Warte der Verhandlungsführung:

»Unmittelbar nach den Ausführungen des Disziplinaranwaltes, die teils durch zustimmende, teils durch ablehnende Bemerkungen aus den Reihen der Zuhörer unterbrochen werden, erhält der Beschuldigte Pfarrer Wilhelm Staedel das Wort zur Verteidigung. Die fast vierstündige Verteidigungsrede, die bereits schriftlich niedergelegt ist, wird er seiner Zusage gemäss in einer Ausfertigung samt den in der Verteidigung verlesenen Gutachten des Breslauer Universitätsprofessors Dr. G.A. Walz dem Aktenmaterial beischliessen, dem die in der Schlussverhandlung bereits überreichte Druckschrift: »Für Wahrheit und Recht in unserer Kirche« schon beigelegt worden ist. Beschuldigter verlangt Freispruch.
Während der Verteidigungsrede des Beschuldigten gestaltete sich die Gerichtssitzung zu einer Parteidemonstration dadurch, dass wohl der grösste Teil der Zuhörerschaft mit oft stürmischen »Heil«- und »Pfui«-rufen je nach den Ausführungen des Beschuldigten für ihn oder gegen kirchliche Amtsstellen Stellung bezog. Auch diese, dem gegebenen Versprechen nach nicht vorauszusehende Parteidemonstration musste vom Vorsitzer stillschweigend hingenommen werden, um etwaigen unliebsamen Vorfällen vorzubeugen.
Kaum aber hatte der Beschuldigte Pfarrer Staedel seine Verteidigungsrede beendet, erhob sich der Kronstädter Tischlermeister Guido Petrowitsch von seinem Sitz und rief etwa die Worte: Wir haben die Verteidigungsrede gehört, auf das Urteil des Gerichtes sind wir nicht neugierig, wir verlassen den Saal, aber das Gericht nehmen wir mit. Plötzlich sprangen mehrere Zuhörer auf das Podium, wo das Disziplinargericht und der Disziplinaranwalt Platz genommen hatten und drängten es mit drohender Haltung, die keinen Widerstand duldete, vom Podium zur Ausgangstüre. Wenn das Gericht Widerstand geleistet hätte, wäre es allem Anscheine nach zu einem Handgemenge gekommen.
Das Disziplinargericht versammelte sich sogleich – es war etwa ½ 6 Uhr nachmittag – im Lehrerkonferenzzimmer der Honterusschule zur Urteilsberatung und Urteilsfällung in geschlossener Sitzung.

23 B.K.Zl. 21/1937: Verhandlungsbericht über die am 28. Januar 1937 in Kronstadt vom Kronstädter evang. Bezirksdisziplinargericht vormittag 9 Uhr begonnene u. ½ 12 Uhr in der Aula der Honterusschule fortgesetzte Schlussverhandlung im Disziplinarverfahren gegen Pfarrer Wilhelm Staedel.

24 Dazu dient seine ganze Rede; vgl. Staedel: Verteidigung (wie Anm. 9). Er bezeichnete das RS 924/1936 als »unklar, ungesetzlich und unaufrichtig«, ebenda, S. 33–34. Er lehnte gegenüber der Landeskirche einen »Kadavergehorsam« (ebenda, S. 39) oder eine »Unfehlbarkeit« (ebenda, S. 42) der Kirchenleitung ab.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 94 02.02.17 11:55

Das Bezirksdisziplinargericht folgte den Anträgen des Bezirksdisziplinaranwalts und verurteilte Staedel zu einem Jahr Amtsverlust. Dagegen legten das Presbyterium in Kronstadt sowie das Landeskonsistorium Revision ein.

Vor dem Oberdisziplinargericht wurde der Fall erneut am 27. April 1937 verhandelt. Unter Vorsitz von Bischof Dr. Glondys wurde in Abwesenheit des Beklagten verhandelt. Das Urteil des Bezirksdisziplinargerichts wurde teilweise aufgehoben und insgesamt verschärft. Da Staedel als Rädelsführer der Verweigerer angesehen wurde, lautete das Urteil des Oberdisziplinargerichts auf vier Jahre Amtsenthebung ab Zustellungsdatum – ohne Wiederaufleben des Bewerbungsrechts, sofern das Rundschreiben 924/1936 bis dahin nicht von ihm unterzeichnet würde.[25]

Dieses Problem war damit vorläufig formaljuristisch erledigt, aber die Konfliktlage nicht beseitigt. Die Nachgeschichte dieses Prozesses macht dies signifikant deutlich. Staedel wäre aufgrund des Urteils von 1937 bei der am 16. Februar 1941 angesetzten Bischofswahl nicht wählbar gewesen. Trotzdem hat der nationalsozialistische Fraktionsführer im Landeskonsistorium, Dr. Helmut Wolff, den Parteimitgliedern unter den Abgeordneten der Landeskirchenversammlung den Parteibefehl erteilt, Wilhelm Staedel zum Bischof zu wählen, was auch geschah. Daraufhin wurde Staedel am 17. Februar 1941 vom Oberdisziplinargericht der Landeskirche rehabilitiert und amtierte seitdem als willfährige Marionette des von der SS und der Volksdeutschen Mittelstelle ferngelenkten Volksgruppenführers Andreas Schmidt. Dieser diktierte eine Art »Staatskirchenvertrag« zwischen der quasi autonomen Deutschen Volksgruppe in Rumänien und der Landeskirche. Das sogenannte »Gesamtabkommen« aus dem Juni 1942 sah eine finanzielle Strangulierung der Landeskirche vor, denn sie stimmte darin zu, die im »Volksbeitrag« subsummierten Kirchensteuern durch die »Amtswalter« der Volksgruppe einheben zu lassen. Sie trat das jahrhundertealte, kirchlich geleitete deutsche Schulwesen an die Volksgruppe mitsamt allen dazugehörigen Immobilien und Erträgnissen ab und verzichtete auf alle traditionellen kirchlich-gesellschaftlichen Sozialformationen. Das unter skandalösen Umständen im Sommer 1942 erstellte Curriculum für den Religionsunterricht zielte auf die Verquickung von »Christentum und Nationalsozialismus« ab. Damit hatte auch Staedel sein persönliches, einst skandalumwittertes Ziel erreicht.

Anhang
Unveröffentlichte Bezirksgerichtsakten

Dokument 1: Schilderung Staedels betreffend Kompetenzen in der Jugendarbeit

An das hochlöbliche Landeskonsistorium der ev. Kirche A.B. in Rumänien, Hermannstadt

Hochlöbliches Landeskonsistorium!

Ihren Erlass betreffend die Leitung der Schulwandergruppen Z. 5610/1935 vom 30. September 1935, mir unter demselben Datum zur Kenntnisnahme und Darnachrichtung übersandt, habe ich erst am 14. Oktober erhalten, als ich nach einwöchentlicher

25 Vgl. zu den Akten des Oberdisziplinargerichtsprozesses Ulrich A. Wien: Der Disziplinarprozess gegen Wilhelm Staedel – Berufsverbot gegen nationalsozialistische Pfarrer und Angestellte der Evang. Landeskirche A.B. in Rumänien 1936/1937. In: Donauwellen. Zum Protestantismus in der Mitte Europas. Wien 2012 (Festschrift für Karl W. Schwarz), S. 523–558, hier S. 551–557.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 95 02.02.17 11:55

Abwesenheit wieder nach Kronstadt zurückkehrte. Leider ist es mir nicht möglich, diesen Erlass ohne weiteres zur Kenntnis zu nehmen, ich sehe mich vielmehr veranlasst, dazu einige notwendige Bemerkungen zu machen.

Im vorletzten Absatz des Erlasses heisst es wörtlich: »Es ist ausser den in diesem Erlass erwähnten Stellen niemand berechtigt, bezüglich der Schulwandergruppen Verfügungen irgend welcher Art zu treffen. Es ist vom Landeskonsistorium auch niemand betraut, in der Arbeit der Schulwandergruppen irgend einen Auftrag auszuüben.« Diese klaren Aussagen können sich nach der gegebenen Sachlage nur auf mich beziehen, der ich zuerst mündlich durch den Herrn Bischof und dann schriftlich durch das hochlöbliche Landeskonsistorium noch unter dem 30. Mai 1935 mit der Leitung der kirchlichen Jugendarbeit betraut worden bin. Und sie bedeuten ihrem Wesen nach nichts anders als die Zurückweisung eines scheinbar unberechtigten Anspruchs, einer unbefugten Einmischung meinerseits. Dem gegenüber muss ich doch mit aller Entschiedenheit und um der Klarheit und Wahrheit willen folgende Feststellungen machen:

Zunächst sei ausdrücklich darauf hingewiesen, dass ursprünglich, d. h. gelegentlich meiner mündlichen bezw. schriftlichen Betrauung ein Unterschied zwischen der Schul-entwachsenen Jugend und der Schuljugend nicht gemacht worden ist. Auch in der am 25. April in Hermannstadt abgehaltenen Konferenz ist dieser Unterschied nicht zu Tage getreten, im Gegenteil: die Tatsache an sich schon, dass man die Jugendverbände zu dieser Konferenz über das Landesjugenderziehungsgesetz betr. die Zusammenfassung der 7- bis 18-Jährigen zur »Wacht des Landes« eingeladen hatte, beweisst zur Genüge, dass man die Jugendfrage als Ganzes behandelt wissen wollte. Ein weiterer Beweis für diese, uns allen gemeinsame Einstellung, ist ferner der Umstand, dass unser Burzenländer Bezirksdechant, der ja zugleich Mitglied des Landeskonsistoriums ist und als solches gelegentlich meiner Betrauung mitgewirkt hat, nicht nur keinerlei Bedenken gegen die von uns im besten Glauben begonnene Arbeit zur Aufstellung der Schulwandergruppen zunächst im Burzenland gehabt, sondern sie zum Teil selbst veranlasst hat. Erst in einem Mitte August mit dem Herrn Bischof in Gegenwart des Hermannstädter Bezirksdechanten Kaestner[26] geführten Gespräch erfuhr ich, dass sich meine Betrauung auf die Schulwandergruppen nicht beziehe, was ich bis dahin eben gutgläubig angenommen hatte. Ich musste nach dem Wortlaut meines Betrauungsschreibens selbstverständlich dem Herrn Bischof recht geben, nicht ohne darauf hinzuweisen, dass die Jugendfrage eben doch als ein Ganzes anzupacken und zu lösen sei. Andererseits hat der Herr Bischof die im Burzenland geleistete Schulungsarbeit ohne weiteres zur Kenntnis genommen, ja sich damit einverstanden erklärt, dass die geplanten Schulungen, analog der im Burzenland veranstalteten, in den übrigen Bezirken abgehalten werden. Diese Arbeit könne aber nur vorläufiger Natur sein, bis das Landeskonsistorium nach Genehmigung der dem Landesjugenderziehungsamt vorgelegten »Satzungen« der Schulwandergruppen in dieser Frage eine endgültige Entscheidung treffe. Daraus ergibt sich mit eindeutiger Klarheit: Wohl habe ich meine Betrauung »Expressis verbis« für die Schulwandergruppen nicht erhalten, aber ich bin von Anfang an bis Mitte August der Überzeugung gewesen, dass sie sinngemäss in meiner Betrauung mit der »Leitung der kirchlich. Jugendarbeit« eingeschlossen sei. Zum mindestens aber hatte ich, wenn auch nicht mit Schrift und Siegel, so doch mit bischöflichem Wort die vorläufige Betrauung, oder, wenn man noch weniger sagen

26 Gustav Kästner (1878 – 1970), Pfarrer in Neppendorf 1920 – 1939.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 96 02.02.17 11:55

will, das Einverständnis mit der begonnenen und noch zu leistenden Schulungsarbeit! *An dieser Sachlage hat sich bis zum heutigen Tage im Wesentlichen nichts geändert.* Darum steht das Rundschreiben mit ihr in einem gewissen Widerspruch.

Wichtiger als diese Frage der Betrauung ist aber ein *Zweites*. In dem oben wörtlich angeführten Satz ist ausgesprochen, dass ausser den erwähnten amtlichen Stellen niemand berechtigt ist, bezüglich der Schulwandergruppen Verfügungen irgendwelcher Art zu treffen. Einige Zeilen vorher ist aber die Rede davon, dass die Ernennung der vorgesehenen »Helfer«, die zum Teil jedenfalls Jugendliche sein werden, *ausschliesslich* durch die Presbyterien bezw. ihre Vorsitzer im *Einvernehmen* mit den Schulleitungen zu erfolgen hat. Von einem Einvernehmen mit der Jugend bezw. ihrer Führung keine Spur, ebenso wenig auch von einem Vorschlagsrecht ihrerseits. Das ist auf die Dauer natürlich nicht tragbar. Wenn man die Jugend zum Einsatz und zur Mitarbeit ruft, wenn man, wie ich, sich mit dem Herrn Bischof einverstanden erklärt, dass diese Mitarbeit im Sinne des Laienhelfersystemes gedacht ist und im Sinne der vorwiegend von der Jugend selbst betriebenen Jugendmission, dann muss der Jugendführung bei aller selbstverständlichen Anerkennung der kirchlichen Verantwortlichkeit und Oberhoheit, die eine ständige Fühlungnahme mit den betreffenden Amtsstellen voraussetzt, *wenigstens in der Durchführung der Arbeit* ein gewisses Verfügungsrecht zustehen, und es müsste das Einvernehmen auch mit ihr in allen wichtigen Fragen und bei Stellenbesetzungen ebenfalls eine Selbstverständlichkeit sein. Jedenfalls darf die Heranziehung der jugendlichen Helfer zur Mitarbeit nicht von dem Ermessen und von dem mehr oder weniger guten Willen der Gemeinde bezw. des Presbyteriums oder seines Vorsitzers allein abhängig sein, sondern wir wollen eine organisatorische Form suchen und finden, die das entscheidende Bestimmungsrecht der kirchlichen Amtsstellen nicht antastet und trotzdem der Jugend eine gewisse Bewegungsfreiheit gibt.

Und noch ein Drittes: In dem mehrfach erwähnten Erlass heisst es unter anderem, dass die Teilnahme der Schulwandergruppen, ihrer Untergliederungen sowie einzelner ihrer Mitglieder an Veranstaltungen und Zusammenkünften anderer Jugendverbände nicht zulässig ist. Ich bin nicht wenig erstaunt, dass das hochlöbliche Landeskonsistorium nun selbst an dieser Forderung festhält, zu der uns früher der Staat gezwungen hat, zu deren Betonung unsererseits angesichts des Landesjugenderziehungsgesetzes aber kein ernster Anlass mehr vorliegt. Im Gegenteil: wir müssten geradezu mit Berufung auf dieses Gesetz die enge Verbindung und Zusammenarbeit der verschiedenen Jugendverbände miteinander anstreben. Dass das Landeskonsistorium dieser Gemeinsamkeit grundsätzlich nicht entgegensteht, geht ja schon aus der Tatsache hervor, dass es seinerzeit die Schaffung des »Deutschen Jugendbundes in Rumänien« und die Einordnung der kirchlichen Jugendverbände in ihn warm begrüsst bezw. befürwortet hat.

Kronstadt-Martinsberg, am 25. Oktober 1935.

Mit Hochachtung eines hochlöblichen Landeskonsistoriums
ergebener
Staedel

Dokument 2: Anordnung des Disziplinarverfahrens seitens des Landeskonsistoriums gegen W. Staedel am 27. Nov. 1935

Z. 6710/1935

Das Landeskonsistorium der evang. Kirche A.B. in Rumänien hat in seiner Sitzung vom 27. November 1935 betr. die »Leitung der kirchlichen Jugendarbeit« erbracht folgenden

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 97 02.02.17 11:55

Beschluss:

»Pfarrer Wilhelm Staedel, Stadtprediger in Kronstadt wird von der mit Erlass Z. 3021/1935 übertragenen Leitung der Jugendarbeit enthoben; damit sind auch alle durch ihn erfolgten Betrauungen aufgehoben.

Gleichzeitig wird gegen Pfarrer Wilhelm Staedel nach § 7 a der D[isziplinar]V[orschrift] wegen Verletzung seiner Amtspflicht das Disziplinarverfahren eingeleitet und nach § 4 D.V. mit der Führung dieser Untersuchung das Kronstädter Bezirkskonsistorium betraut.

Gegen diesen Beschluss ist eine Berufung nicht statthaft.

Begründung:

»Da aus dem Bericht des Kronstädter Bezirksdekanates und den Beilagen hervorgeht, dass Pfarrer Staedel die Mitarbeit in der Jugendpflege nicht nur für sich ablehnt, sondern auch die Teilnahme der ihm folgenden Jugend daran verhindert,

da Pfarrer Staedel dadurch nicht nur die Vorbereitung der Arbeit in unsern Schulwandergruppen erschwert, sondern auch die Jugend zu ihrer Sabotage auffordert und verleitet,

da Pfarrer Staedel dadurch aber die ihm durch die Betrauung von Seiten des Hochwürdigen Herrn Bischofs und ihre Bestätigung durch das hochlöbliche Landeskonsistorium übertragene Pflicht der ›Leitung der kirchlichen Jugendarbeit‹ verletzt hat,

musste gegen ihn wie oben entschieden werden.«

Dieser Beschluss ergeht an:

Das Kronstädter evang. Bezirkskonsistorium A.B.

Das Kronstädter evang. Presbyterium A.B.

Pfarrer Wilhelm Staedel, Stadtprediger in Kronstadt.

Hermannstadt, am 27. November 1935.

Aus der Sitzung des Landeskonsistorium[s] der evang. Kirche A.B. in Rumänien.

Glondys [m.p.]

Bischof.

Für den Hauptanwalt:
Albert v. Hochmeister [m.p.]
Anwalt.

Dokument 3: Einleitung des Disziplinarverfahrens durch das Bezirkskonsistorium Kronstadt gegen Wilhelm Staedel am 12. Dezember 1935

B.K.Zl. 1149/1935,

Gegenstand: Disziplinarverfahren gegen Pfarrer Wilhelm Staedel – Kronstadt.

Das hochlöbliche Landeskonsistorium hat mit Beschluss vom 27. November 1935 unter Zl 6710/1935 gegen Herrn Pfarrer Wilhelm Staedel, Stadtprediger in Kronstadt, auf Grund von § 7 a der D.V. wegen Verletzung seiner Amtspflicht in der Leitung der kirchlichen Jugendarbeit das Disziplinarverfahren einzuleiten angeordnet mit der folgenden Begründung:

»Da aus dem Bericht des Kronstädter Bezirksdekanates und den Beilagen hervorgeht, dass Pfarrer Staedel die Mitarbeit in der Jugendpflege nicht nur für sich ablehnt, sondern auch die Teilnahme der ihm folgenden Jugend daran verhindert,

da Pfarrer Staedel dadurch nicht nur die Vorbereitung der Arbeit in unsern Schulwandergruppen erschwert, sondern auch die Jugend zu ihrer Sabotage auffordert und verleitet,

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 98 02.02.17 11:55

da Pfarrer Staedel dadurch aber die ihm durch die Betrauung von Seiten des Hochwürdigen Herrn Bischofs und ihre Bestätigung durch das hochlöbliche Landeskonsistorium übertragene Pflicht der ›Leitung der kirchlichen Jugendarbeit‹ verletzt hat, musste gegen ihn wie oben entschieden werden.«
Zugleich hat das hochlöbliche Landeskonsistorium auf Grund von § 4 der D.V. mit der Führung dieser Disziplinaruntersuchung das Kronstädter evang. Bezirkskonsistorium betraut, das in Durchführung dieser Anordnung und Betrauung den aus seinen Mitgliedern Pfarrer Fritz Schuller u. Rechtsanwalt Dr. Hans Henning bestehenden Untersuchungsausschuss, ersteren als Leiter der Untersuchung, im Sinne von § 13 der D.V. hiemit entsendet.
Hievon werden im Sinne von § 13 u. § 77, Pkt. 1 der D.V. verständigt:
1. Herr Pfarrer Wilhelm Staedel – Kronstadt,
2. das löbliche evang. Presbyterium A.B. in Kronstadt,
3. Herr Dr. V. Ziske, Diszipl.-Anwalt des Kronst. Kirchenbezirks,
4. der löbl. Untersuchungsausschuss bei Anschluss der Akten
Kronstadt, am 12. Dezember 1935.
Aus der Sitzung des evang. Bezirkskonsistoriums A.B. in Kronstadt.
Bezirksdechant. Bezirksanwalt.

Dokument 4: Anordnung des Disziplinarverfahrens seitens des Landeskonsistoriums am 22. Januar 1936

Z. 442/1936 Gegenstand: Anordnung des Disziplinarverfahrens gegen Pfarrer Wilhelm Städel, Kronstadt.
An das löbliche evang. Bezirkskonsistorium A.B. Kronstadt.
Im Zusammenhang mit der telephonischen Anfrage vom heutigen Tag wird dem löblichen Bezirkskonsistorium ./. anliegend eine Abschrift von »Nachrichtendienst. Zahl 3. 11. Dezember–Julmond 1935« übersendet.
Wer diesen »Nachrichtendienst« herausgibt ist nicht angegeben, doch muss als sicher angenommen werden, dass das »Landesjugendamt« und die Leitung des Jugendbundes auf die Publikation Einfluss nimmt und dass die Mitteilungen nicht ohne Kenntnis von Pfarrer Städel [sic!] erfolgen.
Es wird besonders auf die beiden letzten Sätze des zweiten Artikels (»Was sich in dieser Zeit die Kirche an Verdrehungen und Lügen geleistet hat, spottet jeder Beschreibung. – Die Jugendbewegung hat bewiesen, dass sie bereit war, mit der evangelischen Kirche zusammenzuarbeiten. Die Kirche hat sich selbst ihre Aufgabe verscherzt.«) und den letzten Satz des vierten Artikels (»Die Jugendbewegung stellt sich ausserhalb dieser ihr von der Kirche zugemuteten konfessionellen Jugendpflege.«) sowie auf den »N.S.« (»Sendet regelmässig Berichte an die Leitung des Jugendbundes ein.«) aufmerksam gemacht.
Der Geist, der besonders aus dem zweiten und vierten Artikel spricht, verrät eine Einstellung der Kirche gegenüber, die die disziplinäre Ahndung der Propagierung solcher Ideen fordert.
Auf Grund des Vorausgeschickten wird das löbliche Bezirkskonsistorium beauftragt, gegen Pfarrer Wilhelm Städel, Stadtprediger in Kronstadt, das Disziplinarverfahren einzuleiten.
Sollte in diesem Verfahren die Schuld Pfarrrer Städel's nicht erweisen werden, jedoch andere Angestellte in Kirche und Schule oder sonstige Personen belastet erscheinen, die den Bestimmungen der Disziplinarvorschrift unterliegen, so ist in abgesondertem Verfahren später gegen diese vorzugehen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 99 02.02.17 11:55

Hermannstadt, 22. Januar 1936.
Vom Landeskonsistorium der evang. Kirche A.B. in Rumänien.

Dokument 5: Anordnung des Disziplinarverfahrens durch das Bezirkskonsistorium am 27. Januar 1936

B.K.Zl. 63/1936. Gegenstand: Anordnung des Disziplinarverfahrens gegen Pfarrer Wilhelm Staedel – Kronstadt.

BESCHLUSS

Über Anordnung des hochlöblichen Landeskonsistoriums vom 22. Januar 1936 Zl. 442/1936 beschließt das Kronstädter evang. Bezirkskonsistorium gegen Pfarrer Wilhelm Staedel – Kronstadt auf Grund von § 7 a u. c der Disziplinarvorschrift Zl. 2779/1930 das Disziplinarverfahren einzuleiten und betraut mit der Untersuchung seine beiden Mitglieder Pfarrer Fritz Schuller u. Dr. Hans Henning, wobei die Leitung in den Händen des Herrn Pfarrer Fritz Schuller liegen wird.

Begründung

Im »Nachrichtendienst Zl. 3 vom 11. Dezember 1935, »der allem Anschein nach vom Jugendbund herausgegeben wird, sind eine Reihe von schwersten Anschuldigungen gegen die evang. Landeskirche und ihre Würdenträger und die Erklärung enthalten, dass ›sich die Jugendbewegung ausserhalb dieser ihr von der Kirche zugemuteten konfessionellen Jugendpflege stellt.‹ Da als sicher angenommen werden muss, dass das Landesjugendamt und die Leitung des Jugendbundes auf die Publikation Einfluss nimmt und dass die Mitteilungen nicht ohne Kenntnis von Pfarrer Staedel erfolgten, hat das hochlöbliche Landeskonsistorium die Einleitung des Disziplinarverfahrens angeordnet.

Dieser Beschluss ist zuzustellen:
1. Dem evang. Presbyterium A.B. in Kronstadt.
2. Dem Disziplinaranwalt Dr. Viktor Ziske.
3. Dem Beschuldigen Pfarrer Wilh. Staedel.

Kronstadt, am 27. Januar 1936.
Aus der Sitzung des evang. Bezirkskonsistoriums A.B. in Kronstadt.

Dokument 6: Urteil des Bezirksdisziplinargerichts Kronstadt gegen Wilhelm Staedel am 28. Januar 1937

B.K.Zl. 21/1937.

Das Disziplinargericht des Kronstädter evang. Kirchenbezirkes A.B. hat in der am 28. Januar 1937 unter dem Vorsitz des Dechanten Dr. Wilhelm Wagner und unter Mitwirkung der Disziplinarrichter Dr. Carl Ernst Schnell und Thomas Hermel sowie des Schriftführers Anwalt Dr. Georg Baku abgehaltenen Schlussverhandlung in Angelegenheit der gegen Pfarrer Wilhelm Staedel, Stadtprediger in Kronstadt, durch die Verfügungen des Landeskonsistoriums Z. 2263/1936, Z. 6710/1935 und Z. 442/1936 wegen gröblicher Amtspflichtverletzungen u. öffentliches Ärgernis erregenden Handlungen angeordneten Disziplinarverfahren nach Anhören des Disziplinaranwaltes Dr. Viktor Ziske und des Beschuldigten, Pfarrer Wilh. Staedel, erbrachte das folgende

Urteil:

I. Der Beschuldigte: Pfarrer Wilhelm Staedel, Stadtprediger in Kronstadt – Martinsberg, 46 Jahre alt, evang. A.B., verheiratet, kinderlos, (zwei Ziehkinder 7 u. 3 ½ Jahre alt), im Besitz von fünf Joch Grund in Hamruden, *wird schuldig gesprochen* des gegen § 7. Pkt. a.) u. c.) der Disziplinarvorschrift verstossenden Disziplinarvergehens der

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 100 02.02.17 11:55

gröblichen Amtspflichtverletzung u. der öffentliches Ärgernis erregenden Handlung, begangen dadurch, dass der Beschuldigte das Rundschreiben des Landeskonsistoriums Zl. 924/1936 nicht vorbehaltlos zur Kenntnis genommen, es vielmehr öffentlich abgelehnt und dagegen in seinem »Offenen Brief«, veröffentlicht in der Deutschen Tageszeitung vom 19. April 1936, aufgewiegelt hat, –
ferner wird der Pfarrer Wilhelm Staedel *schuldig befunden* des gegen § 7, a.) der Disziplinarvorschrift verstossenden Disziplinarvergehens der gröblichen Amtspflichtverletzung, begangen dadurch, dass er die ihm aufgetragene Mitwirkung an der Vorbereitung eines Arbeitsplanes für die Schulwandergruppen abgelehnt u. auch andere zur Mitarbeit berufene Personen veranlasst hat, die Mitwirkung abzulehnen.

Wegen dieser Vergehen wird der Angeklagte gemäss § 8, Pkt. f. und § 9 der D.V. zum Amtsverlust für die Dauer eines Jahres, auf dem Gebiet der evang. Landeskirche A.B., ohne Entziehung der Ruhegehaltsberechtigung verurteilt mit dem Beifügen, dass diese Strafe den Verlust der gegenwärtigen Dienststelle des Verurteilten in sich schliesst, sowie den Verlust des Rechtes des Verurteilten, sich während der Zeitdauer eines Jahres, gerechnet von dem Tage, an welchem das Disziplinarurteil in Rechtskraft erwächst, um eine andere Dienststelle im Bereich der evang. Landeskirche bewerben zu dürfen u. mit dem weiteren Beifügen, dass die Möglichkeit einer neuerlichen Bewerbung des Verurteilten auch nach dem Ablauf des Jahres davon abhängig gemacht wird, dass er sich vorher den Bestimmungen der Rundschreiben des Landeskonsistoriums Z. 924/936 und Z. 2245/1936 vorbehaltlos fügt.
Der Beschuldigte wird ferner verurteilt, die Kosten des Verfahrens im Betrage von 400.– Lei sogleich nach dem rechtsgiltigen Abschluss dieses Disziplinarverfahrens in die Kasse der Kronstädter Bezirkskirche zu erlegen. (§ 63 der D.V.)
Die während der Dauer der vorläufigen Amtsenthebung zurückbehaltenen Bezüge des Beschuldigten fallen im Sinne von § 16 der D.V. der Kasse der Kronstädter evang. Kirchengemeinde anheim.
II. Pfarrer Wilhelm Staedel wird von der Anklage eines Disziplinarvergehens, die im Zusammenhange mit den Aufsätzen des »Nachrichtendienstes« erhoben wurde, freigesprochen.
Gegen dieses Urteil kann binnen 15 Tagen nach erfolgter Zustellung desselben schriftlich beim Kronstädter evang. Bezirksdisziplinargericht an das Oberdisziplinargericht berufen werden und zwar vom Verurteilten, vom Kronstädter evang. Presbyterium AB. und vom Disziplinaranwalt.
Dieses Urteil ist zuzustellen:
1. dem Verurteilten: Pfarrer Wilh. Staedel, Kronstadt-Martinsberg.
2. Dem evang. Bezirkskonsistorium A.B., Kronstadt.
3. Dem evang. Presbyterium A.B., Kronstadt.
4. Dem Disziplinaranwalt Dr. Viktor Ziske, Kronstadt.
Das erbrachte Urteil ist nach Ablauf der Berufungszeit, auch wenn keine Berufung erhoben wird, dem Oberdisziplinargericht zur Überprüfung und Genehmigung zu unterbreiten. (§ 4 der D.V.)

Begründung.

I. Die Sorge um die Ordnung und den Frieden in der evang. Landeskirche A.B. hat das Landeskonsistorium im Februar 1936, – als der politische Kampf in unserem Kirchenvolk leidenschaftlich wogte und auch so manchen Angestellten der Kirche in den Strudel des politischen Bruderkampfes hineingerissen hatte, – veranlasst, in seinem Rundschreiben Z. 924/1936 die Angestellten in Kirche und Schule anzuweisen, ihre

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 101 02.02.17 11:55

Zugehörigkeit zu sämtlichen politischen Gruppen und Parteien zu lösen und aus der parteipolitischen Front unverzüglich zurückzutreten.
Hiezu war das Landeskonsistorium angesichts der drohenden Gefahren, Friedensstörungen und Unruhen nicht nur berechtigt, sondern auf Grund des § 93, Pkt. 3 der Kirchenordnung geradezu verpflichtet. Es musste im Interesse der Ordnung und der Kirchenzucht diese Verfügungen treffen, wenn es sich nicht gröblicher Pflichtverletzung selber schuldig machen wollte.
Das Landeskonsistorium forderte in dem erwähnten Rundschreiben auch, dass jeder Angestellte eine schriftliche Erklärung abzugeben habe mit dem Wortlaut: »Ich bestätige das Rundschreiben Zl. 924/1936 zur Kenntnis genommen zu haben«. Es sollten die Angestellten nicht geprüft werden, ob sie mehr dieser oder mehr jener politischen Richtung zuneigten, kein Gewissenszwang sollte ausgeübt werden, nur eine gewisse Zurückhaltung, das Zurücktreten aus der Kampfesfront wurde gefordert, damit die Arbeit der Angestellten, Pfarrer und Lehrer, nicht durch die sonst eintretenden Gegensätze und Spannungen Schaden leide.
Der Verurteilte, Pfarrer Wilh. Staedel, weigerte sich aber diese vorbehaltlose Erklärung abzugeben, und gab vielmehr die vom 4. März 1936 datierte Erklärung ab, in der er sich weigerte, das Rundschreiben Z. 924/1936 ohne weiteres zur Kenntnis zu nehmen, und sich gesinnungsgemäss entschieden zur Erneuerungsbewegung bekannte, wie sie in der »Deutschen Volkspartei Rumäniens« ihre politische Form gefunden hat, und in der er sich weiterhin zu dem von Dr. Alfred Bonfert geführten Deutschen Jugendbund bekannte. Diese Erklärung veröffentlichte der Verurteilte am 19. April 1936 in der Deutschen Tageszeitung, am selben Tage, an welchem in derselben Zeitung sein »Offener Brief« an das Landeskonsistorium erschien, mit dem er den Kampf und die Hetze gegen das Landeskonsistorium und sein Rundschreiben eröffnete.
Pfarrer Wilh. Staedel hätte im Sinne von § 21, Pkt. 7 der K.O. die Pflicht gehabt, darnach zu trachten, dass die Einigkeit und der Friede in der Gemeinde erhalten, der gestörte Friede aber möglichst bald wieder hergestellt werde. Statt dessen schleuderte er durch sein Vorgehen die Brandfackel der Zwietracht und des Hasses in die Reihen des Kirchenvolkes.
Pfarrer Wilh. Staedel hätte im Sinne von § 21, Pkt. 2 die Pflicht gehabt, für die genaue und pünktliche Durchführung der Anordnungen der höheren Behörden Sorge zu tragen. Statt dessen begann er seinen hetzerischen Kampf gegen das Rundschreiben des Landeskonsistoriums Z. 924/1936 und nahm den Standpunkt offener Gehorsamsverweigerung ein.
Das sind gröbliche, andauernde Amtspflichtsverletzungen sonder gleichen.
Der Verurteilte sucht seine unhaltbare Stellungnahme dadurch irgendwie zu stützen, dass er das Rundschreiben als ungesetzlich, im Widerspruch mit der Staatsverfassung und dem Kultusgesetz stehend bezeichnete. Was die Staatsverfassung betrifft, ist es wohl richtig, dass diese den Bürgern des Staates eine freie politische Betätigung zusichert. Der Verurteilte übersieht aber, dass die Landeskirche A.B. laut Kirchenordnung § 1, Absatz 2 eine juristische Person öffentlichen Rechtes ist und dass ihr das Recht zusteht, sich selbst zu verwalten und sich selbst kirchliche Vorschriften zu geben. Die Landeskirche hat, wie aus den Bestimmungen der D.V. klar hervorgeht, ohne Zweifel auch das Recht, nicht nur die Amtsgebahrung, sondern das ganze Verhalten der Angestellten, so auch ihre politische Betätigung zu überwachen und durch Ordnungsvorschriften und Zuchtmassnahmen zu regeln. Dass die Vorschriften des Landeskonsistoriums, wie sie im Rundschreiben Zl. 924/1936 niedergelegt sind, keine Verletzung der

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 102 02.02.17 11:55

staatsbürgerlichen Rechte der Angestellten bedeuten können, geht daraus hervor, dass die Staatsregierung selbst es nicht nur für erlaubt und möglich, sondern für geboten erachtet hat, für das politische Verhalten von Lehrern Anordnungen zu treffen. Der Unterrichtsminister hat im Erlass Z. 181.194/1933 vom 10. März 1934 verfügt: »Die Lehrkörper haben sich der Teilnahme an Aktionen extremistischer politischer Propaganda zu enthalten, um die Schularbeit vor extremistischen Aktionen zu bewahren«. (Landeskonsistorial-Erlass Z[ah]l 1500/1934). Es unterliegt keinem Zweifel, dass das Landeskonsistorium berechtigt war, ähnliche Anordnungen auch seinerseits zu treffen und diese auch auf die Geistlichen auszudehnen. Und was das Kultusgesetz anbelangt, übersieht der Verurteilte, dass sich die im Art. 3 des Gesetzes enthaltene[n] Verbote auf die Glaubenslehren und religiösen Bekenntnisse und nicht auf kirchenregimentliche Verfügungen und Zuchtmassnahmen beziehen, die von den Kirchen auf Grund des Art. 12 des Kultusgesetzes autonom getroffen werden können.

Der Verurteilte sucht ferner seinen unhaltbaren Standpunkt dem Rundschreiben Z. 924/1936 gegenüber dadurch zu stützen, dass er erklärt, die im Rundschreiben erwähnte Volksorganisation seinerseits auch nur als eine Parteiorganisation ansehen zu können, daher in den Worten des Rundschreibens: »Diese Verfügungen gelten für die Volksorganisation nicht« eine Bevorzugung der einen Partei zum Nachteil aller übrigen erblicken zu müssen. Diese Auffassung des Verurteilten fällt als gegenstandslos in sich selbst zusammen angesichts der zusätzlichen Rundschreiben des Bischofs vom 6. März und vom 24. März 1936 und angesichts der Tatsache, dass die Kirchenleitung, ihrer traditionellen Entstellung entsprechend, unter der »Volksorganisation« den in den gewählten Orts- und Kreisräten und im Volksrat in Erscheinung tretenden Volkswillen versteht, gleichviel welche politische Partei oder politische Gruppe jeweils in diesen Körperschaften das Übergewicht hat.

Was der Verurteilte sonst in seinen schriftlichen Äusserungen und insbesondere in seiner in der Schlussverhandlung vorgelesenen Verteidigungsrede in ausführlicher Breite über die seiner Ansicht nach notwendige Erneuerung der Kirche in nationalsozialistischem Geist und über andere Fragen teils weltanschaulicher, teils politischer Natur vorbringt, sind abwegige Erörterungen, die mit dem vorliegenden Disziplinarfall nichts zu tun haben.

Im vorliegenden Disziplinarfall handelt es sich um die Auflehnung gegen das Verbot des Landeskonsistoriums, an den politischen Parteikämpfen teilzunehmen, handelt es sich um eine klar zu Tage liegende Gehorsamsverweigerung, die zur Bestrafung des Pfarrers Wilh. Staedel führen musste.

Zur Verurteilung musste auch das Verhalten des Pfarrers Wilhelm Stadel in der Angelegenheit der von ihm verweigerten Mitarbeit bei der von der Kirche beabsichtigten Einrichtung der Schulwandergruppen führen.

Pfarrer Wilhelm Staedel ist vom Bischof und vom Landeskonsistorium mit der Leitung der im Sinne des Rundschreibens »über die Ausgestaltung der kirchlichen Jugendpflege« zu leistenden Jugendarbeit betraut worden. (Z. 3021/1935). Diese Betrauung hat Pfarrer Wilhelm Staedel angenommen.

Als dann im Verlauf der Dinge über Anordnung des Landeskonsistoriums zunächst die Einrichtung der Schulwandergruppen in Angriff genommen werden sollte und das Landeskonsistorium vom Bezirkskonsistorium Vorschläge für einen Arbeitsplan der Schulwandergruppen erwartete, ernannte der Dechant des Kronstädter Kirchenbezirkes zur Vorbereitung und Ausarbeitung dieses Arbeitsplanes einen unter der Leitung des Volksschulleiters und Bezirkskonsistorialmitgliedes Michael Wilk stehenden Aus-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 103 02.02.17 11:55

schuss, dem ausser Pfarrern, Lehrern und einigen Jugendlichen vor Allem auch Pfarrer Wilhelm Staedel angehören sollte. Er lehnte jedoch in einem an den Dechanten des Kronstädter Kirchenbezirkes gerichteten Schreiben vom 25. Oktober 1935 die Mitwirkung ab, indem er sagte: »ich bin unter den gegebenen Verhältnissen nicht in der Lage, die Betrauung anzunehmen. Ich gehe wohl nicht fehl in der Annahme, dass sich alle jugendlichen Mitglieder des Ausschusses diese meine Entscheidung auch für ihre Person zu eigen machen […] Wir möchten jetzt beiseite stehen. Mag die Kirche nun ohne die Jugend die Vorarbeiten für den Arbeitsplan fertig stellen.«

Die Jugendlichen, die in den Ausschuss berufen worden waren: Herta Lang, Trude Schlattner und Mathias Liebhardt haben in der Tat die Mitarbeit im Ausschuss schriftlich auch ihrerseits abgelehnt. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese drei mittelbar oder unmittelbar von Pfarrer Staedel zu der ablehnenden Haltung veranlasst worden waren, wie das unter Anderem aus der Aussage der Zeugin Trude Schlattner hervorgeht, die erklärte, »dass die Ablehnung erfolgt sei, weil ihr Führer Pfarrer Staedel, die Mitarbeit abgelehnt habe und weil sie nur diesem in Jugendfragen folgen könne«.

Die Einflussnahme Pfarrer Staedel's auf die Entschliessung seiner Parteigänger in der Angelegenheit des Arbeitsplanes der Schulwandergruppen geht klar und deutlich aus einem von ihm herausgegebenen, an die Bezirksjugendwarte gerichteten Rundschreiben hervor. Ein an Michael Ehrlich, Predigerlehrer in Schaas gerichtetes Exemplar dieses Rundschreibens liegt den Akten bei. Daraus ist zu entnehmen, dass er seine »Kameraden« unter Beischluss seines an den Kronstädter Bezirksdechanten gerichteten Absageschreibens vom Vorgefallenen in Kenntnis setzt, indem er gleichzeitig ausspricht: »Ich darf wohl von Euch Allen die gleiche Gesinnungsrichtung und die gleiche Haltung erwarten, so weit Ihr nicht durch ein klares Pflichtverhältnis zur auftraggebenden Stelle gebunden seid«.

Im Hinblick auf § 64, 2. Absatz der K.O., sowie auf Grund des § 21, Pkt. 9 steht es fest, dass Pfarrer Staedel verpflichtet war, die an ihn ergangene Berufung anzunehmen und im Ausschuss an der Ausarbeitung des Arbeitsplanes der Schulwandergruppen mitzuarbeiten. Die Ablehnung dieser Berufung, für die nicht der geringste triftige Grund vorliegt, – denn gekränkter Ehrgeiz kann als solcher eher nicht gelten, – bildet eine gröbliche Amtspflichtverletzung, die nur noch gröblicher geworden ist dadurch, dass Pfarrer Staedel auch andere zur Mitarbeit aufgeforderte Personen zur Ablehnung ermuntert und damit die kirchliche Arbeit zu stören versucht hat.

So musste denn in dem vom Landeskonsistorium gegen Pfarrer Wilh. Staedel unter Z. 6710/1935 angeordneten Disziplinarverfahren Letzterer, dem Ergebnis der durchgeführten Untersuchung entsprechend, ebenfalls schuldig gesprochen und verurteilt werden. Bei dem Ausmass der Strafe, die für die beiden Disziplinarvergehen bemessen wurde, wegen denen Pfarrer W. Staedel schuldig befunden wurde, ist als erschwerender Umstand angesehen worden, dass er der Urheber und Anstifter der Gehorsamsverweigerung ist, die so unheilvolle Folgen für eine ganze Reihe von kirchlichen Angestellten nach sich gezogen hat. Als mildernd galt der Umstand, dass angenommen werden konnte, dass der Beschuldigte nicht aus böser Absicht gehandelt hat, sondern einer Verwirrung zum Opfer gefallen ist.

II. In dem Disziplinarverfahren, das im Zusammenhange mit dem »Nachrichtendienst« gegen Pfarrer W. Staedel eingeleitet worden ist, musste Freispruch erfolgen, weil in keiner Weise bewiesen ist, dass Pfarrer Staedel an der Herausgabe des »Nachrichtendienstes« (später »Nachrichtenblatt« genannt) beteiligt sei; weil nicht bewiesen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 104 02.02.17 11:55

ist, dass er die in Nummer 3 des Nachrichtenblattes erschienenen beanstandeten Aufsätze vor ihrem Erscheinen gekannt oder gar selbst veranlasst habe. Er hat sie nach ihrer Veröffentlichung missbilligt und den dafür verantwortlichen Dr. A. Bonfert aufgefordert, in dieser Sache etwas zur Klärung zu tun.

Die Vorladung der Zeugen, deren Einvernehmung der Beschuldigte beim Untersuchungsausschuss, später auch beim Disziplinargericht angesucht hat, ist abgelehnt worden, weil sich das Disziplinargericht von den Aussagen der angeführten Zeugen keinen Erfolg hinsichtlich der Aufhellung des Tatbestandes und der besseren Beurteilung der Fragen versprochen hat, über die hier zu entscheiden war.

Der Beschuldigte ist trotz des teilweisen Freispruches zur Tragung der gesamten Kosten im Betrage von 400,– Lei verurteilt worden, weil die Untersuchung des Vorgehens, betreff dessen der Freispruch erfolgte, keine besondern Kosten verursacht hat. (§ 63, d.) der D.V.).

Kronstadt, am 28. Januar 1937.

Aus der Sitzung des Disziplinargerichtes des Kronstädter evang. Kirchenbezirkes A.B.

Vorsitzer, Bezirksdechant. Schriftführer, Bezirksanwalt.

[Wilhelm Wagner] [Viktor Ziske]

DR. ULRICH A. WIEN, geboren 1963 in Speyer, veröffentlichte – nach dem Studium der Alten, Mittleren und Neuen Geschichte, der Politikwissenschaften, der Anglistik und der Evangelischen Theologie, dem anschließenden Vikariat und der Ordination zum Pfarrer – 1998 seine in Heidelberg angenommene Dissertation *Kirchenleitung über dem Abgrund. Bischof Friedrich Müller vor den Herausforderungen durch Minderheitenexistenz, Nationalsozialismus und Kommunismus*. Seit 2001 amtiert er als Vorsitzender des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde und publiziert zu Themen der regionalen kirchlichen Zeitgeschichte, aber auch zum 16. Jahrhundert, jüngst im Jahrbuch des BKGE in Oldenburg (2014) den Beitrag *Reformation in Siebenbürgen – aktuelle Forschungen und Desiderate am Beispiel der Damasus Dürr-Predigten und der Synodalprotokolle der Evangelischen Superintendentur Birthälm*. Als Mitherausgeber hat er die Publikation der von ihm angeregten Tagung zur *Securitate in Siebenbürgen* (Böhlau 2014) betreut. Zuletzt (2014) ist von ihm der 622 Seiten starke, reich mit Abbildungsmaterial ausgestattete Sammelband *Resonanz und Widerspruch. Von der siebenbürgischen Diaspora-Volkskirche zur Diaspora in Rumänien* im Verlag des Martin-Luther-Bundes mit Untersuchungen und Quellen zum 19.–21. Jahrhundert erschienen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 105 02.02.17 11:55

»Der Kampf um die selbstgeschaffene Heimat … Ein herrlicher Stoff!«

Adam Müller-Guttenbrunn im Spiegel seines literarischen Schaffens

Von Hans Dama

Die Bedeutung Adam Müller-Guttenbrunns im Prozess der ethnischen Bewusstseinsbildung der Banater und – im übergeordneten Sinne – der Donauschwaben im transleithanischen Teil der Doppelmonarchie ist durch seine Tätigkeit als Romancier, als Kulturpolitiker, als Publizist und Theaterreformator und nicht zuletzt als »Volkserzieher« weit über die Siedlungsgebiete der Donauschwaben hinausgewachsen. Adam Müller-Guttenbrunn machte 1887 bei einem Vortrag in der Wiener Freimaurerloge »Zukunft« alarmierende Einzelheiten über den Bildungsnotstand breiter Volksschichten bekannt. Die Loge ließ den Vortrag drucken und verschickte Tausende Exemplare an prominente Zeitgenossen. Bittere Wahrheiten, die man nicht für möglich gehalten hätte, wurden solcherart verbreitet, der immer noch erschreckend hohe Anteil an Analphabeten beispielsweise. Diese Aktion gab Anstoß zur Gründung des »Wiener Volksbildungsvereins« unter der Ägide des Freimaurers und Wiener Bürgermeisters Dr. Eduard Uhl. Was sollte aus Adam Müller-Guttenbrunns Wirken uns Zeitgenossen unbedingt noch in Erinnerung gerufen werden?

PRÄGENDE KINDHEIT

Dem am 22. Oktober 1852 als uneheliches Kind – seiner Mutter, der Wagnerstochter Eva Müller, wurde, obwohl versprochen, die unstandesgemäße Ehe mit dem Großbauernsohn Adam Luckhaupt verwehrt – Geborenen blieb der Anteil an der geachteten Stellung seiner väterlichen Familie infolge starrer, unüberwindlicher Sozialstrukturen im damaligen Dorfleben versagt. Andererseits sollte der sensible Knabe diese soziale Kluft und deren Auswirkungen auch von einer anderen Seite allzu früh kennenlernen. Seine Mutter fiel einem unvorstellbaren Dorfklatsch zum Opfer: Eine unberechtigte und entehrende Beschuldigung wegen Giftmordes wurde gegen sie erhoben, was den Sohn ein Leben lang bedrückte.

Erst als 65-Jähriger hat Adam Müller-Guttenbrunn sich durch eine literarische Beichte in seinem Roman *Meister Jakob und seine Kinder* (Leipzig, 1918) seinen bereits im Kindesalter aufgestauten Frust von der Seele geschrieben:

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 107 02.02.17 11:55

> Die Scheu, ein uneheliches Kind zu sein, verfolgt einen durch das ganze Leben.[1]

Ein weiteres Unglück ereilte den Buben, der auf Betreiben seines Lehrers Heckmüller (die Vorlage für Heckmann in *Meister Jakob und seine Kinder*; siehe auch *Die Glocken der Heimat* und *Götzendämmerung*) und Pfarrer Dollenz (als Vorlage für Dechant Schuh in *Meister Jakob und seine Kinder* und in *Götzendämmerung*) als Zehnjähriger nach der Volksschule an das Temeswarer Piaristen-Gymnasium kam, wo plötzlich Magyarisch als Unterrichtssprache eingeführt worden war.[2] Die Kette der erlittenen Enttäuschungen verlängerte sich 1863 um ein Glied durch die Heirat seiner Mutter mit dem Witwer Nikolaus Lannert: »Das war ein Schmerz für den Buben, wie er noch keinen empfunden.«[3] Die Illusion höherer Zielsetzungen schien für den am Temeswarer Piaristen-Gymnasium gescheiterten Adam Müller-Guttenbrunn dem Ende nahe. Nun sollte er bei seinem Oheim Johann Guthier, Bader und »Dorfarzt«, ebenfalls dieses Handwerk erlernen, was den Lehrling jedoch bald verdrießen sollte, sodass er 1868 aus der Barbierstube ans Deutsche Gymnasium in Hermannstadt wechselte.[4] Der Enttäuschte schrieb wutentbrannt sein erstes Gedicht:

> Mein Gott, wer reißt mich aus dem Staube,
> Eh' ganz vergiftet ist mein Glaube
> An Dich, o Menschheit, eh' mein Wissen
> Verstumpft in stetem Müssen, Müssen![5]

DIE WENDE IN WIEN

Im Frühsommer 1870 geleitete ihn sein Onkel nach Wien: Bei Mag. Ulrich, wo er das Bader-Handwerk erlernen sollte, war er zunächst Volontär, allerdings führte ihn sein Wissensdrang immer öfter als außerordentlichen Hörer an die Universität und in deren Bibliothek.

Auch am literarischen Leben Wiens fand der junge Mann zusehends Gefallen: Theaterbesuche sowie die Feiern zum 80. Geburtstag Grillparzers und später dessen Begräbnis scheinen seinen weiteren Lebensweg bestimmt zu haben.

Gleichzeitig mit dem Besuch der Handelsschule (ab dem 15. Mai. 1873), die ihm den Brotberuf eines Telegraphisten sichern sollte – Müller-Guttenbrunn war anfangs auch tatsächlich in Linz und Bad Ischl im Telegraphendienst engagiert –, arbeitete er an seinem ersten Theaterstück *Im Banne der Pflicht*, dessen Erfolg beim Publikum und ein positives Echo in der Theaterkritik in der »Linzer Tagespost« (Januar 1876) den Dichter bestärkten, mit Hilfe seines Protektors, des Burgtheaterdirektors Heinrich Laube, im Dezember 1879 nach Wien zu übersiedeln. Über seine Begegnung mit Laube schrieb Adam Müller-Gutenbrunn in seiner 1918 (in Leipzig und Wien) erschienenen Publikation *Österreichisches Literatur- und Theaterleben* Folgendes:

> Man gab mir ohne meine Zustimmung den Namen Adam, dessen ich mich 28 Jahre lang schämte. So alt war ich nämlich (also im Jahre 1880; Anm. H. D.), als ich mit Heinrich Laube persönlich bekannt wurde, und da ich mich bis dahin selbst auf meinen Büchern bloß *Müller aus Guttenbrunn* nannte, so fragte Laube eines Tages: ›Wie heißen Sie denn eigentlich?‹ Ich

1 Adam Müller-Guttenbrunn: Der Roman meines Lebens. Hg. Roderich Müller-Guttenbrunn aus dem Nachlass seines Vaters. Leipzig 1927, S. 302.
2 Ebenda, S. 11.
3 Adam Müller-Guttenbrunn: Meister Jakob und seine Kinder. Leipzig 1918, S. 341.
4 Vgl. Adam Müller-Guttenbrunn: Der kleine Schwab. Abenteuer eines Knaben. Leipzig 1911, S. 31–46.
5 Nikolaus Berwanger: Adam Müller-Guttenbrunn. Sein Leben und Werk im Bild. Bukarest 1976, S. 13.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 108 02.02.17 11:55

war über die Frage ganz erstaunt. Wie ich heiße …? ›Nun ja – Sie müssen doch einen Namen haben?‹ Darauf antwortete ich verschämt: Adam. ›Oh!‹ sagte der Alte. ›So heißt niemand.‹ Wir lachten herzlich und, weiß Gott, von diesem Tage an gefiel mir mein Name, und ich habe ihn seitdem nie wieder unterdrückt.[6]

THEATER ALS LEIDENSCHAFT UND SCHICKSAL

Den Durchbruch schaffte Adam Müller-Guttenbrunn jedoch 1881 mit dem Stück *Des Hauses Fourchambaults Ende*. Dazu äußerte sich der Dichter in *Das Wiener Theaterleben* (Leipzig und Wien 1890) wie folgt:

Jetzt war ich am Ziel – und jetzte krachte das Wiener Stadttheater in allen Fugen, Laube trat für immer vom Schauplatz. Das war einer der härtesten Schläge, die mich getroffen haben. Laube schrieb mir für *Des Hauses Fourchambaults Ende* ein Vorwort, er ließ sich *Im Banne der Pflicht* widmen zum Zeichen, daß er auch dieses Stück aufgeführt hätte. Er schrieb sogar ein Lustspiel mit mir, aber auf seine werktätige Förderung auf dem Theater mußte ich für immer verzichten. Und einen Mann seinesgleichen habe ich im ganzen Bereiche des deutschen Theaters nicht mehr gefunden. Ich schrieb Stück um Stück – umsonst! Und eines Tages warf ich die Leier zu Boden, ging unter die Novellen- und Zeitungsschreiber, unter die Kritiker; da erntete ich Lob und Beifall und mein Schreiben ist seitdem ein öffentliches Wirken geworden in Wien. Ich konnte meine Amtsstellung aufgeben und wurde Feuilleton-Redakteur der ›Deutschen Zeitung‹.

Seine durch die erfolgreiche dramatische Tätigkeit erwiesene Kompetenz sowie seine durchschlagende Wiener Theaterkritik verhalfen Adam Müller-Guttenbrunn am 1. Oktober 1893 zur Übernahme der Direktion des Raimund-Theaters, dem er bis zu seiner Suspendierung im Februar 1896 vorstand. Hermann Bahr wurde zum künstlerischen Beirat des Theaters bestellt.

Es war schon lange Müller-Guttenbrunns künstlerisches und kulturpolitisches Ziel gewesen, ein Volkstheater »auf österreichischer Grundlage zu gründen, und so konnte der Dichter im ›Mariahilfer Burgtheater‹«[7], wie Kritiker das Raimund-Theater zu bezeichnen pflegten, seinen Traum verwirklichen. Intrigen und subversives Betreiben gutbetuchter Mitbesitzer, die unentwegt in die dramaturgischen Belange der Theaterleitung Einfluss zu nehmen bestrebt waren, bewirkten bei der Ausschussabstimmung – 671 Aktien von 60 Personen gegen 616 Aktien von 340 Personen[8] – die Entlassung des Theaterdirektors.

Doch er blieb seiner Kämpfernatur treu und gab nicht auf: Er übernahm am 14. Dezember 1898 als Pächter das Kaiser-Jubiläums-Stadttheater (heute Volksoper), wobei in der Eröffnungsvorstellung Kleists »Hermannsschlacht« (1899 erschien eine Bühnenbearbeitung des Dramas mit einer Einleitung von Müller-Gutenbrunn) gegeben wurde.

Als Theaterdirektor handelte Müller-Guttenbrunn im Sinne Schillers – Theater als Erziehungsmittel – und gestaltete den Spielplan, indem er »sein Theater« als eine Bildungsanstalt für das Volk sah, den Zuschauern aus bescheidenen Bevölkerungsschichten »durch 30-Kreuzer-Sitzplätze«, 300 an der Zahl,[9] den Theaterbesuch

6 http://www.alexanderstefi.de/subsector/privat/dichter/biographie_guttenbrunn.html (Zugriff: 01.12.2014).
7 Ferdinand Ernst Gruber: Der Kulturpolitiker Adam Müller-Guttenbrunn. In: Die Donauschwaben zwischen gestern und heute. Festschrift zur Fünfzig-Jahr-Feier des Schwabenvereins Wiens. Hg. Nikolaus Britz. Wien 1957, S. 81.
8 Ludwig Rogl: Der Anteil Adam Müller Guttenbrunns am völkischen Erwachen des Donauschwabentums. München 1943 (Südosteuropäische Arbeiten 33), S. 5.
9 Gruber: Kulturpolitiker (Anm. 7), S. 81.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 109 02.02.17 11:55

ermöglichte. Er zog es vor, entgegen bisheriger Gepflogenheiten, überwiegend französische und italienische Stücke auf den Spielplan zu setzen, eine deutsche Volksbühne mit Klassikern zu präsentieren.

Da bei Gründung des Kaiser-Jubiläums-Stadttheaters nicht alle Wiener Kulturkreise beteiligt worden waren, wurde seitens dieser das Haus als Parteitheater Luegers[10] abgestempelt. Unter anderem deswegen wurde Adam Müller-Guttenbrunn besonders nach dem Zweiten Weltkrieg Antisemitismus vorgeworfen. Tatsächlich verteidigte sich der Dichter in diesem Falle gegen seine Widersacher in *kulturellen* Belangen. Auf dieses Thema wird weiter unten näher eingegangen.

Im Jahre 1903 kam dann zum zweiten Mal das Aus für den Theaterdirektor Adam Müller-Guttenbrunn, der sich trotz dieser widrigen Umstände um das Wiener Theater besonders verdient gemacht hatte. Auf ihn geht die Einrichtung von Schülervorstellungen an Samstagnachmittagen zurück, die, vom Raimund-Theater ausgehend, bald auch an anderen Wiener Bühnen Schule machten. So fällt Müller-Guttenbrunn die Rolle des geistigen Schöpfers des Wiener »Theaters der Jugend« zu, dem heute noch eine außerordentliche Bedeutung in der künstlerischen Erziehung der Jugend zugestanden werden muss.

Der während Adam Müller-Guttenbrunns Tätigkeit als Theaterdirektor am Kaiser-Jubiläums-Stadttheater entstandene Schuldenberg bewog den Dichter, ab 1903 wieder den journalistischen und schriftstellerischen Weg einzuschlagen, galt es doch, sich von seinen angehäuften Schulden freizuschreiben.

KRITIKER, JOURNALIST, FEUILLETONIST

Im Oktober 1882 reiste der Dichter als Mitarbeiter der Münchner »Allgemeinen Zeitung« und der Wiener »Deutschen Zeitung« nach Guttenbrunn: Er hatte seine Heimat wiederentdeckt…

Unter dem Pseudonym Figaro veröffentlichte er ab November 1883 als ständiger Mitarbeiter theaterkritische Aufsätze in der »Deutschen Wochenschrift«, und seit dem 10. Mai 1886 arbeitete er mit Heinrich Friedjung als Redakteur an der Wiener »Deutschen Zeitung«; ab Februar 1907 dann auch für die »Wiener Zeitung«.

Unter dem Titel *Gegen den Strom* (Flugschriften) setzte sich die von Müller-Guttenbrunn gegründete »Literarisch-künstlerische Gesellschaft« für die Reform des Wiener Kulturlebens ein. Aufsehen erregte seine Studie »Wien *war* eine Theaterstadt« (Heft 2/1884), was als nachhaltigen Erfolg die Gründung des Deutschen Volkstheaters (heute: Volkstheater) zeitigte; eine weitere kritische Schrift »Die Lektüre des Volkes« (Heft 9) führte zur Entstehung des Wiener Volksbildungsvereins (1887), in dessen leitender Funktion Adam Müller-Guttenbrunn über viele Jahre erfolgreich tätig war. Im Nachlass des Dichters fand Ferdinand Ernst Gruber[11] ein Manuskript mit dem Titel: »Im Volksbildungsverein«. Darin schilderte der Dichter aufschlussreich das Volksbildungswesen zu Ende der achtziger Jahre:

10 Karl Lueger (1844–1910); viermaliger Wiener Bürgermeister; besondere Verdienste um den kommunalen Aufstieg Wiens; Gründer der Christlichsozialen Partei (1893). Bekannt sind Luegers antisemitische Sprüche wie: »Juden und Sozialdemokraten werden nicht angestellt« bzw. »Wer ein Jud' ist, bestimm' ich!« Zitiert nach Hellmut Andics: Der Untergang der Donaumonarchie. Österreich-Ungarn von der Jahrhundertwende bis zum November 1918. Wien 1974 (Austriaca 2), S. 45.

11 Gruber: Kulturpolitiker (Anm. 7), S. 80f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 110 02.02.17 11:55

> Wie sich die Wiener Theaterenthusiasten durch Anstellen den Eintritt in das Burgtheater erzwingen, so stellen sich heute die bildungsbeflissenen Elemente der Vororte bei den Freibüchereien an, um nur ja das Buch zu erhalten, auf das sie es besonders abgesehen haben. […] Ein unermeßlicher Strom des Schönen, des geistig Erhebenden, des Nützlichen und Vernünftigen ergießt sich gerade in jene Kreise, die vor der Errichtung dieser Büchereien solcher Wohltaten gänzlich entbehrten. […] Es sei ein Bildungshunger in den Massen des Volkes vorhanden, den zu befriedigen und noch weiter zu steigern, eine gar herrliche Aufgabe für die Wiener Volksbildungsfreunde geworden ist.

Seit 1886 redigierte Müller-Guttenbrunn den Kalender *Das literarische Jahrbuch des Deutschen Schulvereins*. Mittlerweile war sein literarischer Ruf so bedeutend geworden, dass die Leipziger Monatszeitschrift *Die Gesellschaft* sein Bild samt autobiographischer Skizze sowie eine detaillierte Studie über den Dichter veröffentlichte.[12] Nach seiner am 7. August 1886 erfolgten Vermählung mit der Hauptmannstochter Adele Krusbersky wurde 1887 Sohn Herbert geboren, dessen Frau Änne Fritsche, die Schwägerin des späteren Leipziger Müller-Guttenbrunn-Verlegers Alfred Staackmann, dem Schwiegervater zu dessen Veröffentlichungen in Leipzig eine nicht unwichtige Verbindung geknüpft zu haben scheint.

Weit zurückgreifend, gelang Adam Müller-Guttenbrunn der literarische Durchbruch mit dramatischen Werken (*Im Banne der Pflicht* und *Des Hauses Fourchambaults Ende)*, durch die er auch als erfolgreicher Bühnenschriftsteller mit Heinrich Laube in Verbindung getreten war und dessen Freundschaft gewonnen hatte. Doch 1888 gab der Dichter gemeinsam mit Gustav Pavikovsky das *Trost- und Trotzbüchlein der Deutschen in Österreich* (man denke hier an den cisleithanischen Teil der Doppelmonarchie) heraus, eine Sammlung von Gelegenheitsgedichten von Robert Hammerling, Felix Dahn, Ludwig Anzengruber, Eduard von Bauernfeld, Paul Heyse, Gottfried Keller, Friedrich Spielhagen, Ernst von Wildenbruch, Franz Grillparzer u. a.

Wenn in diesem Band mehrheitlich das österreichische »Gesamtdeutschtum« (bezogen auf die ehemalige k. u. k. Monarchie) zu Wort kommt, so beschränkt sich die auf Veranlassung des Heilbronner Eugen Salzer-Verlages herausgegebene Gedichtsammlung *Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn (*Heilbronn 1911) auf das ungarländische Deutschtum. In der Einleitung weist der Herausgeber Adam Müller-Guttenbrunn darauf hin, dass im Ungarlande »mehr Schwaben als im ganzen Königreich Württemberg«[13] leben und dass durch die Magyarisierung den Deutschen ein kulturelles Eigenleben unmöglich gemacht werde: »Der Stamm blüht, aber die Früchte fallen größtenteils in einen fremdem Garten.«[14] In dieser Sammlung erschienen Gedichte von Nikolaus Lenau, Jakob Stein (Pseudonym: Franz Feld nach dem Ort Franzfeld), Otto Krause u. a. Sie sollte im binnendeutschen Sprachraum zeigen, dass auch im Südosten kulturell Wertvolles von einer unter misslichen Umständen lebenden Gemeinschaft geschaffen wird.

Nach der Kaiser-Jubiläums-Stadttheater-Pleite von der Öffentlichkeit wie von der Presse vielseits geächtet, nahm Müller-Gutenbrunn das Angebot Eduard Pötzls, des Feuilletonredakteurs des *Neuen Wiener Tagblattes*, an und veröffentlichte ab Juni 1904 unter dem Pseudonym *Ignotius* regelmäßig seine Feuilleton-Beiträge (insgesamt ca. 400).

12 Hans Wechsler: Adam Müller-Guttenbrunn. In: *Die Gesellschaft*, Leipzig 1889, S. 1318–1330.
13 Adam Müller-Guttenbrunn: Schwaben im Osten. Ein deutsches Dichterbuch aus Ungarn. Heilbronn 1911, S. 2.
14 Müller-Guttenbrunn: Dichterbuch (Anm. 13), S. 5.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 111 02.02.17 11:55

Gleichzeitig schrieb er auch für den *Preßburger Grenzboten*, und ab dem 1. April war ausgerechnet der durch seine Kindheit geprägte, angeblich selten lachende Adam Müller-Guttenbrunn Chefredakteur der humoristisch-satirischen Zeitschrift *Der Liebe Augustin*; ab Februar 1907 arbeitete der Dichter dann auch für die *Wiener Zeitung*.

IM SPIEGEL SEINER GROSSEN ROMANE

Wohl hatte sich Müller-Gutenbrunn mit seinen *Deutschen Kulturbildern aus Ungarn* (1886) und dem Novellenband *Gescheiterte Liebe* (1889) einen Namen gemacht, doch das eigentliche epische Œuvre sollte erst ab 1907 so recht erschrieben werden.

Auf Ersuchen des Akademischen Verlages Wien im April 1907 sollte er einen Roman über Ungarns Verhältnisse zu Österreich (!) schreiben. Voller Eifer reiste der Dichter für einige Tage (vom 12. bis zum 18. Mai) nach Ungarn, um Eindrücke zu sammeln. Auf dieser Reise gelangte er auch in seinen Heimatort, wo er nach aufmunternden Worten zu den Bauern vor ungarischen Gendarmen flüchten musste. Diesbezüglich hält Ludwig Rogl[15] anekdotisch fest:

> Belustigend wirkt die Verwirrung, die auch bei treuen ›Patrioten‹ das ungarische Ortsnamengesetz anrichtet. Nach dem Bericht der ›Südungarischen Reform‹ (22. Mai 1907) über die Jagd auf den ›pangermanischen Giftmischer‹ floh M.-G. von Guttenbrunn nach Temeshidekut, was aber nur der madjarische Name für G. ist.

Seine Empörung über die in Transleithanien vorgefundenen Zustände finden in dem mit Wut und Zorn verfassten Roman *Götzendämmerung. Ein Kulturbild aus dem heutigen Ungarn* – so der Untertitel – ihren Niederschlag, in dem neben der Haupthandlung zwei Nebenhandlungen eingeflochten wurden: Die Vorgänge im rumänischen Dorf Czibova sollen auf die Situation bei der rumänischen Volksgruppe hinweisen und stehen im Zusammenhang mit der Haupthandlung, während die Handlung um den Rechtsanwalt Boldog selbstständig ist. Hier der unter dem Deckmantel des Patriotismus agierende Geschäftemacher, der es bis zum Minister bringt, dort indes der selbstlose, seiner Heimat beraubte Patriot, der für das Wohl seines Vaterlandes (Donauregulierung im Torontaler Komitat zwecks Bannung der Überschwemmungsgefahr) keinen Einsatz scheut.

Durch die Aufdeckung der Zustände in Ungarn löste der Roman in der magyarischen Presse eine Hetzkampagne gegen Adam Müller-Guttenbrunn aus, denn mit Boldog war unverkennbar der Justizminister und Rechtsanwalt Géza Polonyi gemeint. In einer Beleidigungsklage des Ministers gegen den Abgeordneten Zoltán Lengyel hat letzterer in zehn Fällen die Vergehen des Politikers nachgewiesen: Bordellgeschäfte, Erpressung, Fälschung, Hehlerei, Meineid u. a. Eine zwielichtige Rolle spielte in der Presse die Baronin Rosa Schönberger – in der *Götzendämmerung* als Nelly Bárdy –, über die Polonyi zugunsten der Unabhängigkeitspartei der Kossuthisten im kaiserlichen Umfeld politische Spionage und Beeinflussung betrieb.[16]

In dem wohl bekanntesten, 1910 veröffentlichten Roman *Die Glocken der Heimat* geht es nicht mehr um den ungarischen Staat und seine Probleme, sondern um ein mit den Fluten der Donau und Theiß ringendes schwäbisches Dorf, das in diesem Überlebungskampf unterliegen muss, weil chauvinistischen Behörden die Entnationalisie-

15 Rogl: Anteil (Anm. 8), S. 42.
16 *Neue Züricher Zeitung* vom 21.01. und 05.02.1907; siehe auch *Neues Wiener Tagblatt* vom 23.06. und 26.06.1907.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 112 02.02.17 11:55

rung wichtiger ist als die Sicherheit seiner Staatsbürger. Das Romandorf Karlsdorf entspricht schilderungsgemäß dem Heimatort Guttenbrunn, doch tatsächlich handelt es sich als außertextuelle Vorlage wohl um Rudolfsgnad und die Überschwemmungen des Jahres 1907, Ereignisse, die den Dichter auf einer Dampferfahrt nach Peterwardein bewogen, einen Roman ins Auge zu fassen: »Rudolfsgnad – Rudolfsgnad … von der Theiß und der Donau bedroht. – Der Kampf um die selbstgeschaffene Heimat … Ein herrlicher Stoff!«, so der Dichter.[17]

Im Roman lässt der alte Lehrer Heckmüller (offensichtlich Müller-Guttenbrunns Lehrer in Guttenbrunn), der seinen Beitrag zur Heranbildung einer einheitlichen ungarischen Nation verweigert, kurz vor seiner Entlassung, als seine letzte Schulhandlung, die Kinder erstmals öffentlich, vor dem Schulinspektor, das *Schwabenlied* singen.

In der Strophe

> Wer mag den Schwaben fremd in Ungarn schelten?
> Hier saß vor ihm der Türke, der Tatar.
> Er will als Herr auf seiner Scholle gelten,
> Ist Bürger hier und nicht Dein Gast, *Madjar*!

wurde fürderhin mitunter das letzte Wort der vierten Versezeile durch *fürwahr* (!) ersetzt.

Durch die trianonische Dreiteilung des Banats im Jahr 1920 wurde auch das Schwabentum zerrissen: Bei den Schwaben im nachmaligen Jugoslawien hat sich das Lied als Volkshymne durchzusetzen vermocht; im rumänischen Banat wurde es wohl in Ehren gehalten, doch es setzte sich hier das Lied eines Siebenbürger Sachsen durch: »Gruß an Deutschland«, das nach dem Ersten Weltkrieg und besonders aufgrund der zwischenkriegszeitlichen Vorgänge zur »Schwäbischen Hymne« avancierte. Die Ungarndeutschen hielten sich neben Ernst Imrichs »Seid gegrüßt, ihr deutschen Brüder!« auch an Jakob Bleyers »Schwabenlied«, das Müller-Guttenbrunns Gedicht bis in wörtliche Anklänge hinein nahesteht.[18] Wenn die wahrscheinlich 1880 in Rudolfsgnad entstandene Melodie in vielen Dörfern des Banats als Volkslied gesungen wurde, zeugt das für ihre Beliebtheit.[19] Müller-Guttenbrunn beabsichtigte mit diesem Roman, den Schwaben ihr Selbstbewusstsein wiederzugeben. Peter Rosegger schrieb an Adam Müller-Guttenbrunn nach Erscheinen des Romans (Graz, 27. November 1910):

> Ihre *Glocken der Heimat* habe ich (trotz Krankheit; Anm. Hans Dama) lesen können, aber erst im nächsten, noch vor Weihnachten erscheinenden *Heimgartenhefte* kann ich meine Meinung darüber sagen. Jetzt will ich Ihnen nur von Herzen danken, daß Sie dieses Buch geschrieben haben, dieses bedeutsame Buch, das in der ganzen deutschen Welt einen Schrei des Schmerzes und einen Ruf der Bewunderung auslösen muß […] Mich deucht, es ist kein Buch, es ist eine That und sie müßte den Deutschen im Banat zu gute kommen […] Und auf die Stirn, der *Die Glocken der Heimat* entsprungen, will ich einen dankbaren Kuß drücken.[20]

17 Adam Müller-Guttenbrunn: Deutsche Sorgen in Ungarn. Studien und Bekenntnisse. Wien, Leipzig 1918, S. 26.

18 Gottfried Fittbogen: Stammeslieder deutscher Volksgruppen im Südosten. In: *Südostdeutsche Forschungen* 1 (1936), S. 190–193; siehe auch ders.: Verbreitung der »Schwäbischen Hymne« im Banat. In: *Südostdeutsche Forschungen* 2 (1937), S. 394–396.

19 Vgl. Adolf Kirchls Op. 72, erschienen im Verlag Adolf Robitschek, Wien und Leipzig.

20 Ludwig Rogl: Aus dem Briefwechsel Adam Müller-Guttenbrunns. In: *Südostdeutsche Forschungen.* Herausgegeben im Auftrag des Instituts zur Erforschung des Deutschen Volkstums im Süden und Südosten in München. Leipzig 1939, S. 178.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 113 02.02.17 11:55

Der Verfasser erhielt am 18. Februar 1911 für diesen Roman den *Bauernfeldpreis* von der 1894 gegründeten gleichnamigen Stiftung.

Jugenderinnerungen wurden in der Erzählung *Der kleine Schwab* (1910) verarbeitet, die, von einem Dorfschulzen erzählt, in die Hermannstädter Zeit des Dichters zurückführen: Als Johann Mergl gelangt der wegen der an der Temeswarer Piaristenschule einsetzenden Magyarisierungsmaßnahmen (2 Stunden Deutsch, 4 Latein, 16 Ungarisch) gescheiterte Bub nach Siebenbürgen. Adam Müller-Guttenbrunn weilte in den Jahren 1867/68 in Hermannstadt. Mergls Vater, ein Unternehmer, der seinen Schnaps nach Siebenbürgen verkaufte, war von einer seiner Fahrten nicht mehr zurückgekehrt. Auf der Suche nach den Mördern seines Vaters stößt der Sohn auf die Spur einer Zigeunerbande, die schlussendlich verhaftet wird. Der Sohn ist durch den Tod des Vaters zum Studienabbruch gezwungen: Er kehrt ins Bäuerliche zurück. Unter dem Einfluss des Deutsch-Französischen Krieges 1870/71 sind deutschnationale Züge im Unterrichtsgeschehen nicht zu verkennen, denn »wie Apostel redeten [die Lehrer] uns zu«[21]. Obwohl der Verfasser selbst seine Erzählung hinsichtlich ihrer volkspolitischen Werbekraft als etwas harmlos bezeichnet, ist die geschichtsträchtige Handlung mit persönlichen Schattierungen ein Beispiel für die Genese schwäbisch-sächsischer Lebens- und Bewusstseinsfindung.

In der Dekade 1911 – 1921 schuf der Dichter seine meisten Romane; als sein reifstes und schönstes Werk bezeichnet die Müller-Guttenbrunn-Forschung seinen donauschwäbischen Familienroman mit autobiographischem Charakter *Meister Jakob und seine Kinder*. Zwar sind die agierenden Personen aus der Erinnerung des Dichters verständlicherweise mit Namensänderungen bedacht worden, doch spiegeln sich in der Gestalt des *Meisters Jakob* Wagnermeister Müller, der Großvater des Dichters, und in Susi Weidmann, die Mutter des Dichters. Der Roman bietet ein Bild dörflichen Lebens mit all seinen wohl nur für Mitglieder der Dorfgemeinschaft, nicht aber für Außenstehende zu unterscheidenden Nuancierungen, die im ländlichen Milieu als Alltag oder außeralltäglich erscheinen.

Adam Müller-Guttenbrunns »volkspädagogische Absicht tritt naturgemäß hier nicht so deutlich, vor allem nicht so aufdringlich wie in den beiden anderen Heimatbüchern« in den Vordergrund.[22] Die glasklare, unschwer zu durchschauende Handlung erwächst den Kindheitserinnerungen des Dichters und birgt einiges an überlieferungswürdigen Brauchtumsschilderungen: Maibaumsetzen, Kirchweihbräuche, die »Klatta« (die freiwillige und unentgeltliche Nachbarschafts- und Verwandtschaftshilfe beim Hausbau) usw. Man könnte diesen Roman als »schriftliches Bilderalbum« einer Familie wie der gesamten Dorfgemeinschaft einstufen.

Dem allgemeinen Empfinden, dass man den Schwaben mit allen erdenklichen Mitteln Minderwertigkeitsgefühle einzuimpfen und deren nachweisbare Pionierleistungen unter »fremden Völkern« zunichte zu machen versuchte, setzte Müller-Guttenbrunn seine große Romantrilogie *Von Eugenius bis Josephus. Ein deutsches Jahrhundert in Österreich* (1. Der Große Schwabenzug, 2. Barmherziger Kaiser, 3. Joseph der Deutsche), insbesondere den G*roßen Schwabenzug*, entgegen – eine literarisch gestaltete Geschichte der Schwaben, ihrer Herkunft, der gefahrvollen Donaufahrten auf den »Kelheimer Plätten« und »Ulmer Schachteln« hinunter ins ferne Ungarland, des

21 Müller-Guttenbrunn: Der kleine Schwab (Anm. 4), S. 36.
22 Rogl: Anteil (Anm. 8), S. 55.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 114 02.02.17 11:55

Kampfes gegen Unbilden der Natur und mit dem »Ausbeutergesindel« in Pest, die Ansiedlung in der neuen Heimat usw. Müller-Gutenbrunns Botschaft war eindeutig: Die ständige Existenzbedrohung und der Stolz der Menschen, ihrer Herkunft bewusst, sollte die Gemeinschaft zusammenschweißen.

Dem Dichter war es gelungen, dank gründlichen Quellenstudiums in Wiener Archiven und durch Anregungen aus den volkskundlichen Arbeiten von Wilhelm Wettel, von denen Adam Müller-Guttenbrunn in seiner Karte vom 13. Februar 1917 an G. C. Stein (Graz), betreffend Banater Gestalten aus dem Roman *Joseph der Deutsche*, spricht, ein speziell für die Bedürfnisse der Schwaben zugeschnittenes Bild der Geschehnisse mit dem Grafen Florimundus Mercy, einer zentralen Figur im Banat, im Mittelpunkt, in Prosa zu fassen.

Der Roman *Barmherziger Kaiser* spinnt diesen in früheren Werken begonnenen roten Faden fort und präsentiert das Banat als kaiserliche Kronprovinz sowie die Bindung an die Kaiserstadt: Banater Söhne der Folgegeneration(en) studieren in Wien, um als spätere Ärzte und Rechtsanwälte ihrer Heimat dienen zu können. Im Roman wird der Entwicklungsprozess der neuen Provinz Banat eindrucksvoll beleuchtet, wobei der Schriftsteller auch die Banat-Reisen Kaiser Josephs II. in die Handlung einbindet. Zudem wird dem interessierten Leser ein aufschlussreicher Einblick in das Josephinische Wien, in die Szenerie der Literaturcafés und Salons der kaiserlichen Hauptstadt gewährt.

Viele Literaturhistoriker sehen in der Lenau-Trilogie *Das Dichterherz der Zeit (Sein Vaterhaus*, *Dämonische Jahre* und *Auf der Höhe)* als Spätwerk Müller-Guttenbrunns den literarischen Höhepunkt seines Schaffens; es ist eine Erinnerung an die Person des unglücklichen Dichters Nikolaus Lenau, den die Banater als einen der Ihren in Anspruch nehmen.

Obwohl Müller-Guttenbrunn in zahlreichen Novellen, Erzählungen und Romanen Themen aus der Geschichte des Banats, der Donauschwaben und/oder des pannonischen Raumes behandelt *(Die Magyarin*, *Götzendämmerung*, *Der kleine Schwab*, *Die Glocken der Heimat*, *Schwaben im Osten*, *Der Große Schwabenzug*, *Meister Jakob und seine Kinder)*, umfasst die Gesamtproblematik seiner Werke eine breitgefächerte Vielfalt mitteleuropäischer Themen und ist daher berechtigterweise als eine gesamt-österreichische anzusehen. Werke wie *Trost- und Trutzbüchlein der Deutschen in Österreich*, *Im Jahrhundert Grillparzers*, *Das Raimundtheater*, *Aus Polenkreisen*, *Die Dame in Weiß*, *Arme Komödianten*, *Es war einmal ein Bischof*, *Österreichs Beschwerdebuch*, *Altwiener Wanderungen und Schilderungen*, *Wiener Historien*, die Romantrilogie *Von Eugenius bis Josephus. Ein deutsches Jahrhundert in Österreich* (1. *Der Große Schwabenzug*, 2. *Barmherziger Kaiser*, 3. *Joseph der Deutsche*), die Lenau-Trilogie *(Sein Vaterhaus*; *Dämonische Jahre*; *Auf der Höhe)* veranschaulichen die vielfältige Beschäftigung Müller-Guttenbrunns in seinem schriftstellerischen Schaffen.

So gesehen, geschieht Adam Müller-Guttenbrunn Unrecht, wenn man ihn lediglich unter die donauschwäbischen Heimatdichter einreihen wollte, denn die in seinen Werken behandelte Thematik überschreitet bei weitem die Belange donauschwäbischer Siedlungsgebiete, ist gar ein gesamteuropäisches Spiegelbild gewaltiger Umwälzungen des 18. und 19. Jahrhunderts mit ihren wirtschaftlichen, politischen, ethnischen, religiösen und kulturellen Begleiterscheinungen, eine literarische Sammlung von Geschichtebüchern im wahrsten Sinne des Wortes.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 115 02.02.17 11:55

SOZIAL-, KULTUR- UND VOLKSPOLITIKER

Nach den literarischen Erfolgen mit seinen Romanen *Götzendämmerung* und *Die Glocken der Heimat* schickte sich Müller-Guttenbrunn erneut an, einen Volkskalender für »seine« Schwaben herauszugeben. Er suchte dafür einen Redakteur im Banat und erwog, zunächst Michael Kausch, später Jakob Stein (alias Franz Feld) die Aufgabe zu übertragen, doch beide sagten ab. Der Dichter gab den Kalender schließlich unter dem Pseudonym *Vetter Michel* – wohl eine Tarnung vor den ungarischen Behörden – anfänglich selbst heraus: eine aus Sicht der schwäbischen Emanzipationsbewegung mit dem Prädikat »besonders wertvoll« einzustufende Leistung des Dichters. Aufgrund pekuniär-inflationär bedingter Schwierigkeiten nach dem Ersten Weltkrieg musste er die Herausgabe 1918 einstellen und übertrug sie 1920 dem Deutsch-Schwäbischen Kulturverband in Temeswar.

Nicht nur wegen seines didaktisch-erzieherischen, sondern nicht minder wegen seiner literarischen Beiträge beachtet, ist Adam Müller-Guttenbrunns Herausgabe des Volkslesebuches *Der schwäbische Hausfreund* (1912), in dem trotz aller sich vor dem Herausgeber auftürmenden Hindernisse namhafte Mitarbeiter, wie Ludwig Anzengruber, Peter Rosegger, Ella Triebnigg, Otto Alscher, Edmund Steinacker, Rudolf Brandsch, Emil Neugeboren, Viktor Orendi-Hommenau, Josef Gabriel d. Ä., Nikolaus Schmidt u. a., mit Beiträgen in einer den breiten Volksmassen verständlichen Sprache die Leserschaft erfreuten, was verständlicherweise dem Buch einen großen Erfolg bescherte, galt es ja immerhin und immer noch, das »Volksbewusstsein« und den Stolz auf die kolonisatorischen Leistungen der Schwaben zu bestärken.

Adam Müller-Guttenbrunns engagierte Kulturpolitik wurde von den Wienern vielfach gewürdigt: Er stand in Verbindung mit Männern, die für das »Deutschtum« in Ungarn kämpften, ebenso mit donauschwäbischen Bauern. So kam es zu der 1899/1900 entstandenen *Vereinigung deutscher Hochschüler aus den Ländern der ungarischen Krone in Wien.* Treibende Kraft und Ehrenmitglieder waren Müller-Guttenbrunn und Edmund Steinacker sowie der Siebenbürger Rudolf Brandsch, die 1911 daraus den *Deutsch-ungarischen Kulturrat* ins Leben riefen, mit dessen Leitung Müller-Guttenbrunn betraut wurde. Aus diesem Kulturrat ging nachmals die *Deutsch-ungarische Kulturstiftung* hervor. Diese übernahm die Kosten für schwäbische Schüler und Studenten aus dem Banat und aus anderen deutschen Siedlungsgebieten Ungarns zwecks deutschsprachiger Schulausbildung in Siebenbürgen.

In Wien regte der Dichter die Schaffung des *Wiener Volksbildungsvereins* (der heutigen *Volkshochschulen*) sowie der *Volksbüchereien* an (siehe seine volkserzieherischen Maßnahmen als Theaterdirektor!): Am 22. Januar 1887 fand die Konstituierende Versammlung des *Zweigvereins Wien und Umgebung des Allgemeinen NÖ Volksbildungsvereins* statt, zu deren Gründungsmitgliedern u. a. Adam Müller-Guttenbrunn, Eduard Leuschnig, Michael Hainisch, Emil Fürth und Alexander Pecz gehörten.

Im Jahre 1897 wurde von verschiedenen Kreisen versucht, Müller-Guttenbrunn für die seit 1895 bestehende *Wiener Schriftsteller-Genossenschaft* zu interessieren. Der Dichter forderte die Schaffung eines *Allgemeinen Österreichischen Vereins*, weil der *Journalisten- und Schriftstellerverein »Concordia«*, dem Müller-Guttenbrunn als Mitglied angehörte, eine auf Wien beschränkte Organisation war. So wurde im Februar 1897 die *Deutsch-Österreichische Schriftsteller-Genossenschaft* gegründet, zu deren erstem Präsidenten der Dichter bestellt wurde. Drei Jahre später legte der amtsmüde Dichter diese Funktion nieder, wurde aber zum Ehrenmitglied der Genossenschaft ernannt.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 116 02.02.17 11:55

DER KURZZEITPARLAMENTARIER

Das Ziel seiner lebenslangen *politisch-ethnischen* Bemühungen war die Gleichberechtigung für die Deutschsprachigen in Ungarn auf der Grundlage des nach dem Ausgleich (1867) beschlossenen Nationalitätengesetzes aus dem Jahre 1868.

Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie im Jahre 1918 hatte Müller-Guttenbrunn auch ein kurzes politisches Intermezzo: Bedrängt von seinen Freunden, die eine Person mit klangvollem Namen benötigten, kandidierte der Dichter für die Großdeutsche Volkspartei in einem für diese Partei bisher kaum zugänglichen Bezirk Wiens und konnte sich im Februar 1919, wie er ironisch bemerkte, mit den 13.000 Stimmen seiner Leser das Mandat eines Parlamentariers sichern. Seine Hauptsorge in dieser Funktion war die Angliederung »Deutsch-Westungarns«, des sogenannten »Heanzenlandes« (heute etwa das Burgenland) an Österreich. In seiner Schrift *Wohin gehört Westungarn?*[23] legte der Dichter seine historischen, ethnischen und ökonomischen Gründe für die Angliederung dar.

1906 erregte das von Aurel Popovici verfasste Buch »Die vereinigten Staaten von Großösterreich«[24] Aufsehen, in dem der Verfasser für die Erhaltung der Doppelmonarchie durch Umstrukturierung des Habsburgerreiches in Bundesländer auf der Grundlage der Sprachgebiete eintrat, was eigentlich auf den bereits 1848/49 vorangegangenen Plan der Gliederung Ungarns in nationale Kronländer zurückgriff. Ähnliche Umgestaltungsabsichten nach den Ideen von Aurel Popovici und Karl Renner, dem so bedeutenden späteren Politiker der Ersten und Zweiten Republik Österreich, hegte auch der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, ein wesentliches Motiv für seine Ermordung 1914 in Sarajewo. Welche Rolle dem sich in diesem Dunstkreis bewegenden Adam Müller-Guttenbrunn zukam, ist nicht genau bekannt: Aus seinem Tagebuch fehlen die Blätter mit den Eintragungen vom August 1911 bis Dezember 1914.

Auch der Gedanke der Angliederung Westungarns an Österreich war nicht neu, denn schon 1907 hatte der Vorsitzende des *Vereins zur Erhaltung des Deutschtums in Ungarn*, Professor Josef Patry, »Deutsch-Westungarn« für Österreich reklamiert[25] und beharrte, sich selektiv auf die historische Komponente berufend, auf der Idee, dass ganz West-Ungarn bis zur Raab und die beiden Schüttinseln zu Österreich kommen sollten.[26] Allerdings überwarf Patry sich in dieser Sache sogar mit Adam Müller-Guttenbrunn, der die Meinung vertrat, dass eine Einmischung in die Politik den Verein gefährde und so sein »volkspolitisches« Ziel vereiteln könnte.

Nach dem Zusammenbruch der Monarchie konnte der Dichter seine diesbezügliche Zurückhaltung jedoch aufgeben, so dass es im November 1918 zu einem Treffen mit in Wien lebenden Gleichgesinnten – Edmund Steinacker, Stefan Kraft, Reinhold Heeg(e)n u. a. – kam. Laut Beschlussfassung sollte der Versuch gewagt werden, das

23 Adam Müller-Guttenbrunn: Wohin gehört Westungarn? Flugschrift. 3. Auflage. Wien 1919.

24 Aurel Popovici, geb. 1863 in Lugosch/Lugoj, Banat, gest. 1917 in Genf, Vorkämpfer für eine Föderalisierung Österreich-Ungarns. Autor des Buches »Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich. Politische Studien zur Lösung der nationalen Fragen und staatsrechtlichen Krisen in Österreich-Ungarn«. Leipzig 1906.

25 Johann Umlauf, Thomas Polz: Die Geschichte des Anschlusses des Burgenlandes an Österreich. Wien 1931, S. 8.

26 Fritz Zimmermann: Adam Müller-Guttenbrunn und das Burgenland. In: Erstes Adam-Müller-Guttenbrunn-Symposion in Klosterneuburg 1975. Hg. Nikolaus Britz. Wien 1976, S. 26–31. Diese Idee erschien erstmals bereits 1754 in einer Ausarbeitung, mit der Niederösterreich jene Gebiete Westungarns beanspruchte, die ab 1445 rund 200 Jahre unter seiner Verwaltung gestanden hatten.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 117 02.02.17 11:55

deutsche Sprachgebiet von Westungarn für Österreich zu gewinnen. Edmund Steinacker lehnte das Vorhaben jedoch ab, weil er wie Jakob Bleyer[27] dadurch eine Schwächung des Deutschtums in Ungarn befürchtete.

Adam Müller-Guttenbrunn gilt als *geistiger Pate* des Namens Burgenland:

> Komitate Preßburg, Ödenburg, Wieselburg und Eisenburg. Es fällt auf, daß in jedem dieser deutschen Namen eine *Burg* enthalten ist.[28]

In mehreren Parlamentsreden und Aufsätzen rechtfertigte der Dichter die Einverleibung des Burgenlandes, beklagte aber mitunter, dass er zu alt sei, um Berufspolitiker zu werden, denn er wolle auch als Nationalratsabgeordneter das bleiben:

> Was ich immer gewesen bin: ein deutscher Schriftsteller, der nie etwas Höheres kannte, als für sein Volk zu wirken.[29]

Bereits im August 1920 legte er – wie es in der Überlieferung heißt – aus Resignation vor der Macht des Parteigedankens (welch edler Charakter!) sein Abgeordnetenmandat zurück.

Nach seinem Rückzug aus der Politik erlitt der Dichter im November 1920 zwei asthmatische Anfälle; ab diesem Zeitpunkt war er seiner Arbeitsfähigkeit beraubt. Dank seines ungebrochenen Arbeitswillens und eiserner Disziplin schaffte er aber eines noch: das als sein politisches Vermächtnis geltende *Schwabentestament*, bestehend aus 21 Schreibmaschinenseiten, das der Dichter im April 1922 in Weidling (heute Klosterneuburg/Niederösterreich, am Nordrand Wiens), bereits von der Krankheit gezeichnet, diktiert hatte.

Ferdinand Ernst Gruber veröffentlichte 1958 dieses *Testament*[30] erstmals aus dem Nachlass des Dichters, fast vier Jahrzehnte nach dessen Niederschrift.

EHRUNGEN

Nachdem die Stadt Wien Müller-Guttenbrunn bereits zum 60. Geburtstag (1912) für die historische Sammlung der Stadt durch den akademischen Maler Swoboda porträtieren ließ – das Bild (Inventar-Nr. 38.222) befindet sich im Depot des Historischen Museums –, wurde dem Schriftsteller am 6. November 1922 »in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um das deutsche Schrifttum«[31] das Ehrendoktorat der Philosophischen Fakultät der Universität Wien verliehen:

> Den Professoren der philosophischen Fakultät der Wiener Universität gereicht es zu herzlicher Freude, Adam Müller-Guttenbrunn zu seinem siebzigsten Geburtstag mit ihren Glückwünschen zugleich das höchste Geschenk darzubringen […]: die Würde eines *Doktors honoris causa*. Eine an sich seltene Würde.[32]

Der Wiener Gemeinderat beschloss, Adam Müller-Guttenbrunn »in Würdigung seiner Verdienste um das Wiener Kunstleben« zum Ehrenbürger der Stadt Wien zu er-

27 Ludmila Schlereth: Die politische Entwicklung des ungarländischen Deutschtums während der Revolution 1918/19. München 1939, S. 61.
28 Müller-Guttenbrunn: Westungarn (Anm. 23).
29 Müller-Guttenbrunn: Roman meines Lebens (Anm. 1), S. 305.
30 Ferdinand Ernst Gruber: Das Schwabentestament. In: *Südostdeutsche Vierteljahresblätter* 8 (1958), H. 2, S. 126–137.
31 *Neues Wiener Tagblatt* vom 08.11.1922
32 Walter Brecht: Er hat einen Volksstamm gerettet. In: (Hg.): Adam Müller-Guttenbrunn. Ein Lebensbild. Hg. Nikolaus Britz. München 1966, S. 99–101.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 118 02.02.17 11:55

nennen. Ebenso wurde er Ehrenbürger seiner Heimatgemeinde Guttenbrunn/ Zăbrani, bei Arad, und von Weidling (Klosterneuburg), wo er durch Jahre mit seiner Familie in der »Marienburg« gesommert und viele seiner großen Romane verfasst hatte.

Am 5. Januar 1923 verschied »das große Schwabenherz«, und der Dichter wurde am 8. Januar in einem Ehrengrab der Stadt Wien (Zentralfriedhof, Gruppe 0, Reihe 1, Nr. 98) beigesetzt. Adam Müller-Guttenbrunns Verdienste in bzw. für Österreich und darüber hinaus in sozial-kulturellen Belangen werden in unserer kurzlebigen Zeit hierzulande bedauerlicherweise viel zu wenig zur Kenntnis genommen. Zu wenig wahrgenommen wird jedoch auch der »andere« Adam Müller-Guttenbrunn:

DIE ANDERE SEITE: ADAM MÜLLER-GUTTENBRUNNS LITERARISCHER ANTISEMTISMUS

In der österreichischen Geschichtsschreibung nach dem Zweiten Weltkrieg wird Adam Müller-Guttenbrunn als »Beispiel […] eines literarischen Antisemiten«[33] bezeichnet – eine schwerwiegende Anschuldigung, die u. a. Nikolaus Britz[34] und Anton Schwob[35] zu entkräften versuchten.

Um die Jahrhundertwende 1900 bzw. davor und kurz danach gab es keinesfalls einen »Nationalsozialismus« rassistischer bzw. »völkischer« Prägung, wie er ab den zwanziger Jahren propagiert wurde. Der damalige Bürgermeister Dr. Karl Lueger (1844 – 1910) dekretierte nach den Wiener Gemeinderatswahlen 1900, bei denen im großstädtischen Raum die völkischen Parolen Georg Ritter von Schönerers (1842 – 1921)[36] kaum zogen, die braven Kleinbürger sich aber vom Antisemitismus ihres angehimmelten Dr. Karl Lueger nicht abschrecken ließen: »Juden und Sozialdemokraten werden (im kommunalen Bereich Wiens; Anm. H. D.) nicht angestellt.«[37] Paradoxerweise bescheinigte just Dr. Karl Renner[38] seinem politischen Gegner Karl Lueger, der in der Literatur stets als »Judenhasser« apostrophiert wird:

> Im Übrigen ist in der ganzen christlichsozialen Ära Wiens keinem Juden ein Leid geschehen, und das jüdische Element in der Presse, in der Literatur, im Theaterwesen, im Geschäftsleben gewaltig vorwärtsgekommen, viel weiter als je zuvor in der sogenannten liberalen Ära.[39]

Dass Adam Müller-Guttenbrunn ob seiner gesellschaftlichen Stellung als Theatermann Widersacher einiger jüdischer Journalisten und Übersetzer war, geht auf literarisch-kulturelle Belange zurück, denn diese literarischen Übersetzer kreuzten Adam Müller-Guttenbrunns Pläne, ein Theaterprogramm auf deutschsprachiger Grundlage

33 Erika Weinzierl: Antisemitismus in der österreichischen Literatur 1900 – 1938. In: *Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs* 20 (1967), S. 357.

34 Nikolaus Britz: Nachwort. In: Adam Müller-Guttenbrunns Feuilletons. Hg. ders. Wien 1981, S. 266 ff.

35 Anton Schwob: Adam Müller-Guttenbrunn – ein Heimatdichter? Probleme seiner literaturhistorischen Einordnung. In: *Südostdeutsches Archiv* 19/20 (1976/77). S. 117f.

36 Georg Ritter von Schönerer, 1842–1921, war ein österreichischer Gutsherr und Politiker. Er hatte von 1879 bis zur Jahrhundertwende Bedeutung als Führer zunächst der Deutschnationalen und später der Alldeutschen Vereinigung.

37 Andics: Untergang (Anm. 10), S. 45.

38 Dr. Karl Renner war ein österreichischer sozialdemokratischer Politiker, Jurist und Publizist. Nach dem Ersten Weltkrieg leitete Renner die österreichische Delegation bei den Verhandlungen in Saint-Germain. Staatskanzler 1918 bis 1920, danach bis 1934 Abgeordneter zum Nationalrat, von 1931 bis 1933 Präsident des Nationalrates. Nach dem Zweiten Weltkrieg war Renner Leiter der provisorischen Regierung. Von 1945 bis zu seinem Tod 1950 Bundespräsident.

39 Andics: Untergang (Anm. 10), S. 322, Anm. 4.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 119 02.02.17 11:55

(d. h. mit deutschen und österreichischen Dichtern) zu etablieren, was Übersetzern Tantiemenverluste bescheren würde.

Müller-Guttenbrunn wurde Präsident der als national und antisemitisch eingestuften *Deutsch-österreichischen Schriftstellergenossenschaft*. Dazu schreibt Horst Fassel:

> In Wien selbst hatte sein Ansehen gelitten, weil er einem Theaterverein beigetreten war, dessen Satzung antisemitische Zielsetzungen enthielt.[40]

Müller-Guttenbrunn fügte sich den Anordnungen »von oben« und schrieb 1903 in einer »Denkschrift« gar devot an den Bürgermeister Lueger:

> Durch die Gründung dieses Schauspielhauses sollte der Beweis erbracht werden, daß die deutsche Literatur reich genug ist, das deutsche Theater zu versorgen und daß wir der internationalen Mode-Literatur und der zumeist durch jüdische Übersetzer eingeschleppten französischen Unsitten-Stücke, die das gesunde Gefühl unseres Volkes verpesten, entraten können; durch dieses Theater sollte die vom jüdischen Journalismus vollständig überwucherte und entmutigte heimische Produktion, die seit drei Jahrzehnten fast versiegt schien, wieder geweckt werden; auf dieser Bühne sollte den arischen Talenten auf dem Gebiete der Literatur und der Schauspielkunst der Weg geebnet, durch den Bestand dieses Theaters sollte Bresche gelegt werden in den Ring, der das gesamte deutsche Künstlerleben unterjocht und dasselbe zu seiner geschäftlichen Domäne gemacht hat.[41]

Andererseits hat sich kein Geringerer als der jüdische Schriftsteller Karl Kraus in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Die Fackel* in zahlreichen Aufsätzen mit Müller-Guttenbrunn und den beispiellos unfairen Methoden der *Neuen Freien Presse* gegen ihn (Adam Müller-Guttenbrunn, Anm. Hans Dama) befasst. Dabei interessierte Karl Kraus weniger das Kaiser-Jubiläums-Stadttheater als solches, auch nicht das persönliche Schicksal Müller-Guttenbrunns, der durch die Intrigen gegen seine Person schließlich seinen Posten als Theaterdirektor verlor, vielmehr wollte Karl Kraus an diesem paradigmatischen Fall die raffinierte, unehrliche und unehrenhafte, mit geistiger Brutalität gedrechselte Taktik der aus seiner Sicht nur nominell »freien Presse« Wiens bloßstellen.[42] Über Müller-Guttenbrunns Scheitern am Kaiserjubiläums-Stadttheater schrieb Karl Kraus:

> Zu seinen Gunsten spricht, daß er nicht blind ins Unheil getappt ist, sondern die maßgebenden Personen über die wirtschaftliche Lage des antisemitischen Theaters aufgeklärt hat. Zu seinen Ungunsten, daß er, der Literat, – und dies wird seinem frischen Ansehen bei der liberalen Presse gewiß nicht förderlich sein – eine Schaubühne politischer Propaganda dienstbar gemacht, Shakespeare als antisemitischen Hausdichter verwendet und die Parteifessel als Schmuck getragen hat […][43]

Nikolaus Britz hat Adam Müller-Guttenbrunns zwischen 1886 und 1892 in der Wiener *Deutschen Zeitung*, dem Organ des Wiener Deutschen Klubs, veröffentlichten *Feuilletons* auf die von Erika Weinzierl[44] dem Dichter vorgeworfenen antisemitischen Äußerungen untersucht und festgestellt, dass »das Wort Jude zum ersten Mal in der Ausgabe vom 1. Jänner 1887 […] in seiner dort abgedruckten Erzählung *Verschiedene Lebenswege*«[45] fällt. Der Dichter geht auf seine Temeswarer Schulzeit ein:

---

40 Horst Fassel: Ostdeutsche Gedenktage – Persönlichkeiten und historische Ereignisse 1998. Bonn 1997, S. 21.
41 *Die Fackel* vom 11.11.1903.
42 Schwob: Heimatdichter (Anm. 35), S. 117f.
43 *Die Fackel* vom 11.11.1903.
44 Weinzierl: Antisemitismus 1900–1938 (Anm. 33), S. 358.
45 Britz: Nachwort (Anm. 34), S. 91.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 120 02.02.17 11:55

> Vor der madjarischen Sprache aber ergriff ich die Flucht – ich ging anstatt ins Gymnasium auf den Fischfang im Begakanal. Mein Zeugnis war danach, und die Schläge, die ich daheim erhielt, waren es ebenfalls. Mit dem Studium sollte es aus sein, ganz aus. Da mengte sich Herr Jellinek, unser kluger Dorfjude, in die Sache, und er redete meinen Leuten ein, daß ich nach Hermannstadt müsse, wo es noch deutsche Schulen gäbe.

Dazu Nikolaus Britz:

> Dieses Jugenderlebnis verdankte Adam Müller-Guttenbrunn einem Juden: Er wird Herrn Jellineks bis an sein Lebensende stets warmherzig gedenken.[46]

Britz durchforstete Adam Müller-Guttenbrunns *Feuilletons*, analysierte gleichsam die judenbezogenen Romanfragmente und versucht die gegen den Dichter erhobenen Anschuldigungen Zug um Zug zu widerlegen.[47] Darüber hinaus stellt er fest:

> Ein Jude aus Rumänien, Dr. Heinz Stănescu, schreibt im *Österreichischen biographischen Lexikon* unserer Tage über Adam Müller-Guttenbrunn kein Wort über den angeblichen Antisemiten Adam Müller-Guttenbrunn. Warum wohl? […] Aus Liebedienerei? Möglich. Sicherlich aber deshalb, weil die Bedeutung des Mannes anderswo liege und seine antisemitischen Bemerkungen – so man sie als solche wirklich qualifizieren darf – eine Episode im Zeichen der Verärgerung und folglich ohne besonderes Gewicht und auf keinen Fall rassisch bedingt waren. Das Völklein, für das Müller-Guttenbrunn gewirkt, wurde im Gefolge des Zweiten Weltkriegs wie die Juden dezimiert. Man muß auf diese Tatsache um der Aktualisierung willen, die der *Erzschwabe* (= Adam Müller-Guttenbrunn, Anm. H. D.) jüngst erfahren, hinweisen. Die KZs der Donauschwaben heißen Gakowo, Jarek, Kruschewlje, Mitrowitza, Molidorf, Rudolfsgnad, und die Männer, die für den Genozid verantwortlich gemacht werden, Moša Pijade und Ilja Ehrenburg, um nur zwei Namen zu nennen. Jener entstammt dem jugoslawischen, dieser dem russischen Judentum. Ob ihre böse Tat purer Zufall war?[48]

Für viele scheint es bedauernswert, dass durch vermeintliche Fehlinterpretationen der Nimbus einer verdienten Persönlichkeit derart leiden musste. Anton Schwob schlussfolgert beispielsweise:

> Adam Müller-Guttenbrunn hat seit seiner Direktionszeit das Odium des kämpferischen Antisemiten nie mehr ganz verloren: er ist deshalb Gegenstand zahlreicher Fehlinterpretationen geworden.[49]

Bezugnehmend auf diese Aussage Schwobs fügt Nikolaus Britz hinzu:

> Im genannten Artikel der Frau Professor Weinzierl scheint mir die jüngste Variante dieser Fehlinterpretation vorzuliegen.[50]

Bei akribischen Nachforschungen entsteht in Sachen *Antisemitismus* jedoch ein völlig anderes Bild von Adam Müller-Guttenbrunn: Unter dem Pseudonym Franz Josef Gerhold veröffentlichte er 1903 den Roman *Gärungen – Klärungen*.

> In diesem Werk spricht er von den Juden als Nomaden und spielt dabei auf die christliche Legende von Ahasver an. Der »jüdische Geist« ist für den Protagonisten des Buches der

46 Ebenda, S. 270.
47 Ebenda, S. 266–327.
48 Ebenda, S. 325f.
49 Schwob: Heimatdichter (Anm. 35), S. 117f.
50 Britz: Nachwort (Anm. 34), S. 270.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 121 02.02.17 11:55

> schlimmste Feind des deutschen Volkes, die Emanzipation betrachtet er als einen »weltgeschichtlichen Irrtum«. Die Aufklärung, die Sozialdemokratie sowie allgemein alle liberalen Anschauungen seien das Werk der Juden, heißt es weiter.[51]

Der Wiener Schriftsteller und Universitätsbibliothekar Karl Wache lobte es 1930 als »eine der stärksten antisemitischen Streitschriften […], die je geschrieben wurden«.[52]

Adam Müller-Guttenbrunn wuchs im binnendeutschen Sprachraum durch seine Angleichungsfähigkeit zu überregionaler Bedeutung und realisierte in seinen Romanen die Symbiose der donauschwäbischen mit der allgemeinen österreichisch-ungarischen Thematik aus der Geschichte und Kulturgeschichte der Doppelmonarchie. Er bleibt durch seine großen Prosawerke von bedeutendem Interesse; der Journalist hingegen zeichnete als genauer und kritischer Beobachter ein scharfes sozial-kulturelles Bild seiner Zeit, einer Zeit des Umbruchs, in die wir durch seine meisterhaften Feuilletons einen tieferen Einblick gewinnen können. Leider fällt durch seinen Roman *Gärungen – Klärungen* ein erheblicher Schatten auf die Leistungen des Dichters.

HANS DAMA, 1944 in Großsanktnikolaus/Sânnicolau Mare, Rumänien, geboren, studierte unter anderem Germanistik und Geographie. 1974 verließ er Rumänien und promovierte 1986 an der Universität Wien. Seine zahlreichen Gedichte und Prosawerke erschienen in den unterschiedlichsten Zeitschriften, unter anderem in Mexiko. Fachlich setzt er sich sowohl mit interkulturellen Beziehungen als auch mit der Literatur aus dem Banat auseinander. Neben dem Schreiben ist Dama auch als Übersetzer tätig. 2003 wurde ihm beim 23. Lucian-Blaga-Festival der Übersetzer-Preis verliehen. Zuletzt ist von Dama der Gedichtband *Im Werden reift vergehen* erschienen.

51 Christian Pape: Adam Müller Guttenbrunn. In: Handbuch des Antisemitismus. Judenfeindschaft in Geschichte und Gegenwart. Hg. Wolfgang Benz. Bd. 2/2, Berlin 2009, S. 567f.

52 Karl Wache: Der österreichische Roman seit dem Neubarock. Leipzig 1930, S. 72.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 122 02.02.17 11:55

Mythos Banat?

Von Anton Sterbling

Das Banat gibt es noch nicht. Das Banat gibt es bald. Das Banat gibt es schon. Das Banat gibt es jetzt. Das Banat gibt es nicht mehr. Das Banat gibt es wieder. Das Banat gibt es wieder nicht mehr. Das Banat gibt es bald wieder. Das Banat gibt es vielleicht bald wieder, vielleicht auch nicht. So mag man räsonieren, wenn man einem imaginären historischen Zeitstrahl folgt und die wechselvolle Geschichte dieser Region im Blick hat. Es bestehen selbst geographische Unschärfen und Zweifel, wiewohl das historische Banat mit einigem Einvernehmen als jene Landschaft verstanden wird, die die Banater Tiefebene, das Banater Hügelland und das Banater Bergland umfasst und, grob gesprochen, zwischen der Theiß im Westen, der Marosch im Norden, der Donau im Süden und den Ausläufern der Südkarpaten im Osten liegt. Zumeist werden aber auch einige Gebiete nördlich der Marosch zum Banat gerechnet.[1] Bei der Stadt Arad beginnen indes bereits Diskussionen und begründete Zweifel, was die Zugehörigkeit zum Banat betrifft, wenngleich die Banater Schwaben vielfach dazu neigen, auch alle deutschen Siedlungsgebiete nördlich der Marosch, etwa Orte wie Neupanat, Pankota, Schiria und Maria Radna oder natürlich Sanktmartin und Sanktanna großzügig zum Banat zu rechnen.[2] Guttenbrunn sowieso, ist doch dort der bekannte banatschwäbische Heimatschriftsteller Adam Müller geboren worden, der in mehreren Werken[3] die Ansiedlung der Schwaben im Banat und ihre Leistungen beschrieb und eben den zusätzlichen Namen seines Herkunftsortes trug.

Wenn es das Banat heute noch gibt, so keineswegs als einheitliches Gebiet eines Staates, wie es als solches in der Habsburger Zeit bestand, sondern – seit dem Ersten Weltkrieg – dreigeteilt.[4] Auch bildet es gegenwärtig keine territoriale Verwaltungs-

1 Hans-Heinrich Rieser: Das rumänische Banat – eine multikulturelle Region im Umbruch. Stuttgart 2001, S. 36–57. Die genannten Ortsnamen mit ihrer heutigen offizielle Bezeichnung: Neupanat/Horia (Panatul Nou), Pankota/Pâncota, Schiria/Şiria, Maria Radna, Sanktmartin/Sânmartin, Sanktanna/Sântana, Guttenbrunn/Zăbrani.

2 Städte und Dörfer. Beiträge zur Siedlungsgeschichte der Deutschen im Banat. Hgg. Elke Hoffmann, Peter-Dietmar Leber/Walter Wolf. München 2011; Josef Wolf: Development of Ethnic Structure in the Banat 1890–1992. Wien 2004.

3 Als wichtige Prosawerke Adam Müller-Guttenbrunns (1852–1923) gelten *Die Glocken der Heimat* (1910), *Der kleine Schwab* (1910), *Der große Schwabenzug* (1913) und *Meister Jakob und seine Kinder* (1918). Zur Biographie und dem Gesamtwerk siehe Anton Peter Petri: Biographisches Lexikon des Banater Deutschtums. Marquartstein 1992, S. 1317–1321.

4 Anton Sterbling: Der Erste Weltkrieg, das Ende der Habsburgermonarchie und das Banat. In: 1914–1918: Das Ende des »alten Europa« und der Beginn des »Europäischen Bürgerkriegs«. Der Erste Weltkrieg in

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 123 02.02.17 11:55

einheit, zumal selbst das rumänische Banat eigentlich drei Kreise, nämlich Temesch, Karasch-Severin und teilweise auch den Kreis Arad umfasst. Ob es mal wieder eine rumänische Region namens »Banat« geben wird, ist im Rahmen der aktuellen Regionalisierungsdiskussionen[5] zwar eine mögliche Option, aber – wie das Regionalisierungsvorhaben überhaupt – eine offene und zugleich umstrittene Frage. Vermutlich ist und bleibt das Banat aber unbestritten eines: ein Mythos. Zumindest als Frage sei daher erörtert, inwiefern von einem Mythos Banat zu sprechen ist, welche Facetten dieses Mythos zu erkennen sind und welche Bedeutung diesem Mythos im Kontext eines Europas der Regionen zukommen könnte.

ZUR EIGENHEIT VON MYTHEN IN KOLLEKTIVEN ERINNERUNGS- UND VERGEWISSERUNGSPROZESSEN

Was aber ist überhaupt ein Mythos? Welche Funktionen und Bedeutungen kommen Mythen in kollektiven Erinnerungs- und Vergewisserungsprozessen zu? Welche Besonderheiten weisen historische Mythen auf?

Mythen und Mythenbildung sind keineswegs nur geistige Erscheinungen des archaischen Zeitalters, sondern erfüllen auch in modernen Vergesellschaftungsprozessen und Vorgängen der kollektiven Daseinsvergewisserung wichtige und nachgeradezu unverzichtbare Funktionen. Die Nationenbildung[6] im Rahmen der Modernisierung in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten ist wohl ein bis heute häufig zu beobachtender Gesamtvorgang, bei dem die Rekonstruktion, Instrumentalisierung wie auch und nicht zuletzt die Erfindung historischer Mythen eine erhebliche Rolle spielen. Aber auch in verschiedenen anderen Prozessen der kollektiven Identitätsfindung und Selbstvergewisserung erscheinen Mythenbildungen oder Bezugnahmen auf Mythen wie auch mythische Umformungen historischer Wissensbestände vielfach relevant und sozial wirkungsmächtig. Die Berücksichtigung sinnstiftender Mythen ist daher ein gängiger Weg zur kritisch-reflektierten historischen Betrachtung, denn die zirkulierenden kollektiven historischen Erinnerungen sind vielfach Beides zugleich, »Realität« und »Mythos«, wobei deren Verhältnis gewöhnlich viel komplizierter erscheint und keineswegs in einer einfachen Gegenüberstellung aufgeht.[7] Mein weiteres Vorgehen wird daher zunächst auf eine Explikation von Mythen und ihrer Rolle im kollektiven geistigen Sinn- und Orientierungshaushalt angelegt sein und sodann – auf das Banat bezogen – keine Destruktion von mythischen Denkfiguren anstreben, sondern eine Dekonstruktion, bei der versucht werden soll, den realen Kern, der wohl in allen Mythenbildungen steckt, zu erschließen. Es geht also weder um eine Affirmation noch um eine Zerstörung von Mythen, sondern um deren grobe Rekonstruktion und – zumindest in Ansätzen – um deren kritische Analyse.[8]

Geschichte und Erinnerung mitteleuropäischer RegionenHgg. Andreas Schönfelder, Justus H. Ulbricht. Dresden 2015 (in Vorbereitung).

5 Anton Sterbling: Zur Lage in Rumänien. Ein soziologischer Blick auf zentrale Strukturprobleme. In: *Südosteuropa Mitteilungen* 54 (2014), 2, S. 6–19, hier S. 9.

6 Justin Stagl: Volkskultur, Hochkultur, Nationalkultur. In: Zusammenbruch des Sowjetsystems – Herausforderung für die Soziologie. Hgg. Bálint Balla, Anton Sterbling. Hamburg 1996, S. 213–227; Anton Sterbling: Staaten- und Nationenbildung in Südosteuropa. In: ders.: Kontinuität und Wandel in Rumänien und Südosteuropa. Historisch-soziologische Analysen. München 1997, S. 101–117.

7 Lucian Boia: Geschichte und Mythos. Über die Gegenwart des Vergangenen in der rumänischen Gesellschaft. Köln, Weimar, Wien 2003.

8 Siehe zu Folgendem auch Anton Sterbling: Überlegungen zum »Wiedererwachen« der Geschichte. In: *Südosteuropa. Zeitschrift für Gegenwartsforschung* 42 (1993), S. 219–243; Anton Sterbling: Unterdrückung, Ideologie

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 124 02.02.17 11:55

In den Wissenschaften treffen wir auf ein denkbar weites Spektrum unterschiedlicher Auffassungen und Analyseansätze von Mythen, etwa auf die Betrachtungsweise des Mythos im Lichte der vergleichenden sprachwissenschaftlichen Forschung der sogenannten »Naturmythen-Schule« (Max Müller u. a.) oder auf die ebenso intensive wie kontroverse Beurteilung der »mythischen Welt« in der Religionssoziologie[9] und Kulturanthropologie. So wies Ernst Cassirer zutreffend auf die ausgeprägten Gegensätze in der Auffassung des »mythischen Denkens« in der Anthropologie hin.[10] Während zum Beispiel Edward Burnett Tylor und James George Frazer von einer weitgehenden Strukturähnlichkeit des primitiven und gleichsam mythischen und des modernen und wissenschaftlichen Denkens ausgehen,[11] markiert der Durkheim-Schüler Lucien Lévy-Bruhl eine scharfe Trennlinie zwischen »prälogischer« primitiver Mentalität und modernem Denken.[12] Diese Kontroversen setzen sich mit bestimmten Variationen bis in die gegenwärtige anthropologische Diskussion, zum Beispiel des Strukturalismus und des Kulturrelativismus, fort. Mythische Denkstrukturen werden natürlich auch in der Kognitions- und Entwicklungspsychologie und in der Psychoanalyse behandelt,[13] eine Auseinandersetzung mit mythischen Denkweisen findet in der erkenntnistheoretischen und wissenschaftsphilosophischen Diskussion ebenso statt[14] wie in der Analyse moderner Mythen in der kulturhistorischen und politisch-philosophischen Forschung.[15]

Im Folgenden sollen einige Gedanken und Thesen zum Stellenwert mythischer Denkformen in der geistigen Ökonomie der Wirklichkeit und insbesondere im kollektiven Orientierungshaushalt kurz umrissen werden. Nach Bronislaw Malinowski[16] ist der

> lebendige Mythos […] nicht eine Erklärung, die wissenschaftliche Interessen befriedigt, sondern die narrative Wiederherstellung einer ursprünglichen Wirklichkeit, deren Erzählung tiefe religiöse Bedürfnisse, die Sehnsucht nach Moral, soziale Ergebenheit und Zuversicht und sogar Erfordernisse der Praxis befriedigt. In der primitiven Kultur erfüllt der Mythos eine unabdingbare Aufgabe: Er formuliert, steigert und kodifiziert den Glauben; er schützt und vertieft die moralische Ordnung, bezeugt die Wirksamkeit des Rituals und vermittelt praktische Orientierungsregeln.

---

und der untergründige Fortbestand der Mythen. In: Mythen, Symbole und Rituale. Die Geschichtsmächtigkeit der Zeichen in Südosteuropa im 19. und 20. Jahrhundert. Hgg. Dittmar Dahlmann, Wilfried Potthoff. Frankfurt a. M. u. a. 2000, S. 275–293; Anton Sterbling: Was ist Mythos? Zur Bedeutung von Ursprungsmythen in der kollektiven Erinnerung. In: Aufbruch und Ausklang. Zur Aussiedlung und »Rückwanderung« der Banater Schwaben. Kulturtagung 2007–2008 Sindelfingen. Dokumentation. Hg. Landsmannschaft der Banater Schwaben. Landesverband Baden-Württemberg. Stuttgart 2009, S. 19–30.

9 Rolf Eickelpasch: Mythos und Sozialstruktur. Düsseldorf 1973; Mircea Eliade: Geschichte der religiösen Ideen, 3 Bde. Freiburg, Basel, Wien 1985–1987.

10 Ernst Cassirer: Der Mythus des Staates. Philosophische Grundlagen politischen Verhaltens. Frankfurt a. M. 1985, S. 14–24.

11 Edward Burnett Tylor: Primitive Culture. New York 1874; James George Frazer: The Golden Bough. 3. Aufl. New York 1935.

12 Lucien Lévy-Bruhl: Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures. Paris 1910.

13 Hier wären die Arbeiten Jean Piagets zur Entwicklung des moralischen Denkens näher in Betracht zu ziehen. Was die psychoanalytische Mythenforschung betrifft, ist auf die von Sigmund Freud und Carl Gustav Jung vorgezeichnete Denktradition zu verweisen. Heinz Reinwald: Mythos und Methode. Zum Verhältnis von Wissenschaft, Kultur und Erkenntnis. München 1991, S. 65–84.

14 Paul Feyerabend: Wider den Methodenzwang. Skizze einer anarchistischen Erkenntnistheorie. Frankfurt a. M. 1977; Harald Holz: Vom Mythos zur Reflexion. Thesen zum Strukturgesetz der Entwicklung des abendländischen Denkens. Freiburg, München 1975; Ernst Topitsch: Erkenntnis und Illusion. 2. Aufl. Tübingen 1988.

15 Gerd Brand: Welt, Geschichte, Mythos und Politik. Berlin, New York 1978; Cassirer: Mythus des Staates (Anm. 10); Ernest Gellner: Pflug, Schwert und Buch. Grundlinien der Menschheitsgeschichte. München 1993.

16 Bronislaw Malinowski: Die Rolle des Mythos im Leben. In: ders.: Schriften zur Anthropologie. Bd. 4/2. Frankfurt a. M. 1986, S. 139–144, S. 143f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 125 02.02.17 11:55

Wenngleich diese Begriffsbestimmung vornehmlich auf den »lebendigen Mythos« in der »primitiven Kultur« bezogen ist, finden sich darin doch eine Reihe wesentlicher Elemente des mythischen Denkens überhaupt angesprochen, wie sie – bei durchaus unterschiedlichen Akzentuierungen im einzelnen – der gängigen Mythenforschung zu entnehmen sind.

Der Mythos ist danach narrative, also mehr oder weniger kohärent erzählende Wiederherstellung eines vermeintlich ursprünglichen, zeitlosen Zustandes, ist Ursprungslegende mit umfassendem, zumeist religiös oder weltanschaulich überhöhtem, jedenfalls nicht zu hinterfragendem Deutungs- und Geltungsanspruch. Er ist so etwas wie die Suche und Fixierung eines Ursprungs oder Urgrunds für eine wesentliche Sache, der alles Weitere gleichsam vorbestimmt. Der Mythos weist in der Regel »transzendente« Sinnbezüge[17] auf und ist von Glaubensmotiven und Gefühlsbindungen durchsetzt. Der »lebendige« oder sozial wirksame Mythos besitzt gesellschaftsbildende, insbesondere die normative Ordnung stützende und die kollektive Identität bestätigende Integrationskraft und hat mithin auch eine kulturkonstitutive Bedeutung.[18] Er ist nicht nur mit einzelnen gängigen sozialen und kulturellen Ritualen und Handlungsmustern, sondern vielfach mit wesentlichen Komponenten der gesellschaftlichen und nicht zuletzt der politischen Praxis eng verflochten.

Das mythische Denken weist damit Grundzüge auf, die nicht nur der wissenschaftlich-rationalen Erklärung und Erkenntnispraxis[19] entgegengesetzt sind, sondern auch – zumindest auf den ersten Blick – mit einer aufgeklärten, rationalen Gesellschaftspraxis im Sinne abendländischer Vernunftprinzipien nur schwer vereinbar erscheinen. Lucian Boia stellt denn auch fest: »Bei den Mythen herausfinden zu wollen, was ›wahr‹ und was ›unwahr‹ ist, ist der falsche Problemansatz.« Und er fügt dem hinzu:

> Mythen haben eine eigene Struktur, und es ist im Grunde genommen gleichgültig, ob diese aus realem oder aus erdachtem Material bestehen oder aus einem Gemisch beider. Wichtig ist allein, daß die Mythen der Logik des Imaginären gehorchen.[20]

Gleichwohl ist auch und gerade die moderne Gesellschaft und ihre politische Praxis – so lehren uns nicht zuletzt die historischen Erfahrungen des 20. Jahrhunderts – nicht selten von Überzeugungssystemen, Ideologien und Heilslehren beeinflusst und mitbestimmt, die unter der dünnen Decke rationaler Kultur und fortgeschrittener Zivilisation irrationalen Gegenkräften und mythischen Denkfiguren große Wirkungskraft und Handlungsrelevanz und gleichsam eine geschichtsmächtige Bedeutung verleihen.[21] Insbesondere in Prozessen der politischen Vergesellschaftung, in denen es um die Ausdehnung des Geltungsbereiches, um die Homogenisierung und die Bestärkung

17 Siehe dazu die phänomenologische Auslegung des Mythosbegriffs bei Brand: Welt, Geschichte (Anm. 15).

18 Siehe Holz: Vom Mythos (Anm. 14), S. 13–19.

19 Anton Sterbling: Intellektuelle Kritik, Werturteilsfreiheit und Fragen der sozialwissenschaftlichen Erkenntnistätigkeit. In: ders.: Verwerfungen in Modernisierungsprozessen. Soziologische Querschnitte. Hamburg 2012, S. 15–45.

20 Vgl. Boia: Geschichte und Mythos (Anm. 7), S. 3.

21 Cassirer: Mythus des Staates (Anm. 10); Eric Hobsbawm: Nation und Nationalismus. Mythen und Realität seit 1780. Frankfurt a. M. 1991; Dietmar Schirmer: Mythos – Heilshoffnung – Modernität. Politisch-kulturelle Deutungscodes in der Weimarer Republik. Opladen 1992; Mythos und Nation. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 3. Hg. Helmut Berding. Frankfurt a. M. 1996; Anton Sterbling: Stalinismus in den Köpfen – zur kommunistischen Gewaltherrschaft in Rumänien. In: *Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde* 30/101 (2007), 1, S. 78–88; Anton Sterbling: »Die Schlafwandler« – eine soziologische Lesart. In: *Silesia Nova. Vierteljahresschrift für Kultur und Geschichte* 11 (2014), 1, S. 65–76.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 126 02.02.17 11:55

moralischer Ordnungen und um die Klärung von Fragen der kollektiven Zugehörigkeit, Solidarität und Identität geht, ist die Neigung verbreitet, auf die gesellschaftsbildende und kulturkonstitutive Kraft mythischer Denkmuster im kollektiven geistigen Orientierungshaushalt zurückzugreifen. Dies gilt nicht nur für Prozesse der modernen Nationenbildung[22], sondern auch in anderen sozialen Vorgängen – zum Beispiel im eng mit der Nationenbildung zusammenhängenden und darauf reagierenden Prozess der kollektiven Identitätsvergewisserung und sozialen Integration ethnischer oder kultureller Minderheiten, wie etwa bei den Banater Schwaben. Auch bei ihnen spielten »soziozentrische« Denkmuster[23] und Mythenbildungen eine wesentliche Rolle. Darauf wird noch einzugehen sein.

Insbesondere historische Mythen erscheinen in unserem Betrachtungszusammenhang aufschlussreich, denn man kann dem aus dem Banat stammenden Schriftsteller Richard Wagner nur zustimmen, wenn er schreibt:

> In jeder Debatte mit einem Osteuropäer fällt von vornherein das Wort Geschichte – nicht als Stichwort, sondern als magisches Wort.[24]

Als magisches Wort, weil »Geschichte« hier selten als Gegenstand einer sachlichen, faktenbezogenen, auf Ereignisse, Kausalzusammenhänge und Zeitstrukturen achtenden Wissenschaft, sondern meist als Medium der Vermittlung von Geschichtslegenden und Mythen, als spezifische Form des kulturkonstitutiven und gemeinschaftsbildenden mythischen Denkens auftritt.[25] Historische Mythen stellen insofern ein paradoxes Phänomen dar, als Geschichte durch Mythisierung, durch die Transformation historischer Ereignisse in eine imaginäre Struktur eigentlich verdeckt und aufgehoben wird, ist dem wissenschaftlichen historischen Denken doch eine strenge Beachtung von Kontextbedingungen einzelner Ereignisse und von Kausalbeziehungen, von Zeitstrukturen und chronologischen Abläufen eigen, während ein wesentliches Merkmal des Mythos gerade die Entzeitlichung, die vorgebliche Ursprünglichkeit, der zeitlich unbegrenzte Geltungsanspruch darstellt. Bei modernen historischen Mythen, insbesondere bei solchen, die in der kollektiven Erinnerung und in der neuzeitlichen politischen Praxis eine herausragende Rolle spielen, handelt es sich also gewissermaßen um »pseudohistorische« Vorstellungen. Gleichwohl ist zwischen ursprünglichen archaischen Mythen und »neuen« Mythen dieser Art zu unterscheiden, zumal historische Mythen durchaus an historische Fakten anknüpfen, diese aber im Sinne bestimmter Weltanschauungen, Wertvorstellungen und Gefühlsbindungen deuten, stilisieren und vereinfachen sowie symbolisch überhöhen.

Der Symbolcharakter, der übrigens mit der Entzeitlichung eng verknüpft ist, hat für Mythen – und gerade für historische Mythen – eine wesentliche Bedeutung, denn ein Symbol – sei es eine symbolisch überhöhte und verklärte historische Gestalt, sei es ein mythisch gedeutetes historisches Schlüsselereignis, sei es eine Hymne oder Fahne –,

22 Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität. Hgg. Heinrich August Winkler, Hartmut Kaelble. Stuttgart 1993; Justin Stagl: Volkskultur, Hochkultur, Nationalkultur. In: Zusammenbruch des Sowjetsystems (Anm. 6), S. 213–238.

23 Gerhard Vowinckel: Gesinnungstäter und Strategen. Sozioökologie politisch-moralischer Denkformen. In: Zeitgeist und Widerspruch. Soziologische Reflexionen über Gesinnung und Verantwortung. Hg. Anton Sterbling. Hamburg 1993, S. 27–49.

24 Vgl. Richard Wagner: Osteuropa oder die permanente Kollaboration. In: *Kursbuch* 115 (1994), S. 175–181, hier S. 175; Richard Wagner: Mythendämmerung. Einwürfe eines Mitteleuropäers. Berlin 1993.

25 Philippe Ariès: Geschichte im Mittelalter. Frankfurt a. M. 1990.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 127 02.02.17 11:55

mit dem sich Menschen identifizieren, entzieht das mit dem Symbol Versinnbildlichte weitgehend der kritischen Hinterfragung, dem Rechtfertigungs- und Legitimationszwang. In diesem Sinne stellte auch Daniel Ursprung[26] fest:

> Symbole können konsens- und sinnstiftend wirken, wenn sich in kontroversen Fragen die Debatte von der inhaltlichen auf die symbolische Ebene verschiebt. Die symbolische Ebene dient dann als Ersatz für fehlende inhaltliche Übereinstimmung. Die Austragung von inhaltlichen Konflikten kann durch die symbolhafte Überdeckung unsichtbar gemacht werden, und dies kann eine gegenseitige Annäherung erleichtern.

Mythen transformieren – soweit sie kollektive Überzeugungskraft erlangen und mithin sozial wirksam sind – die stets problematische und daher kritisch hinterfragbare soziale Realität in weitgehend entproblematisierte, kollektiv geteilte Selbstverständlichkeiten. Diese sind für die elementaren Zugehörigkeits- und Sicherheitsbedürfnisse von Menschen – und auch für das »Sekuritätsempfinden«[27] moderner Individuen – von großer und wahrscheinlich auch von unverzichtbarer Bedeutung, wie weit Prozesse der »Individualisierung« und der »Subjektivierung« in der heutigen Zeit auch fortgeschritten sein mögen.[28] Historische Mythen haben in diesem Zusammenhang eine besondere Funktion, da sie einerseits die Möglichkeit der kollektiven Identitätsvergewisserung und Rückversicherung in der Vergangenheit[29] bieten, andererseits aber auch – durch die vermeintliche Nähe zur professionellen Geschichtsschreibung – den Anschein wissenschaftlich verbürgter Wahrheit erwecken. Hinzu kommt, dass Intellektuelle und Politiker und insbesondere politische Demagogen die Wirkungskraft historischer Mythen zumeist kennen und geschickt einzusetzen und zu instrumentalisieren wissen und dass Historiker sich häufig selbst bewusst oder unbewusst am Prozess der historischen Mythenschöpfung beteiligen, zumal viele Geschichtswissenschaftler heute ohnehin die Annahme teilen, dass eine »objektive Geschichtsschreibung« selbst als ein »Mythos« erscheint. Lucian Boia[30] schreibt in diesem Sinne aufschlussreich:

> Wichtig ist die Einsicht, daß es *keine objektive Geschichte* gibt, und es gibt sie nicht nur nicht, es kann sie auch gar nicht geben. Es ist das Ende einer Illusion, die der Szientismus der letzten zwei Jahrhunderte genährt hat. Die »kritische Schule«, die den Historiker mit den Worten Leopold von Rankes für fähig hielt, aus Urkunden herauszulesen, *wie es eigentlich gewesen ist*, und die marxistische Gesellschaftstheorie mit ihrer säuberlichen Einordnung aller Erscheinungen in ein Komplettschema der Menschheitsgeschichte sind die beiden Extreme, die der Mythos von einer perfekten und objektiven Geschichte hervorgebracht hat. Der Historiker ist kein Wissender, sondern ein Suchender, sagt Lucien Febvre. Seine Auseinandersetzung mit der Vergangenheit kann sich nicht in einer einzigen Wahrheit niederschlagen, denn das wäre das Ende der Geschichtswissenschaft.

---

26 Daniel Ursprung: Herrschaftslegitimation zwischen Tradition und Innovation. Repräsentation und Inszenierung von Herrschaft in der rumänischen Geschichte. Kronstadt/Braşov 2007, S. 34.

27 Karl Mannheim: Die Bedeutung der Konkurrenz im Gebiet des Geistigen. In: Der Streit um die Wissenssoziologie. Erster Band: Die Entwicklung der deutschen Wissenssoziologie. Hgg. Volker Meja, Nico Stehr. Frankfurt a. M. 1982, S. 325–270, hier S. 338.

28 Heinrich Popitz: Autoritätsbedürfnisse. Der Wandel der sozialen Subjektivität. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 39 (1987), S. 633–647; Anton Sterbling: Der »innengeleitete« oder der »außengeleitete« Mensch im Horizont der Moderne. In: ders.: Wege der Modernisierung und Konturen der Moderne im westlichen und östlichen Europa. Wiesbaden 2015 (in Vorbereitung).

29 Sorin Mitu: Geneza identității naționale la românii ardeleni [Die Genese der nationalen Identität bei den Rumänen Siebenbürgens]. Bucureşti 1997.

30 Vgl. Boia: Geschichte und Mythos (Anm. 7), S. 1f.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 128 02.02.17 11:55

Dies heißt indes keineswegs, dass es keinen Unterschied zwischen an wissenschaftlichen Ansprüchen und Standards orientierter Geschichtsschreibung und historischer Mythenbildung gäbe, sondern nur, dass sich dieses Verhältnis weitaus komplizierter darstellt, als gemeinhin angenommen wird, so dass stets eine umsichtige und wachsame kritische Reflexion dieses Verhältnisses notwendig erscheint. Dies soll die folgenden Dekonstruktionsversuche denn auch leiten.

»HEILIGE VATERLANDSERDE«, »NEUE HEIMAT«, »INTERKULTURALITÄT«

Das Banat gibt es, nicht erst seit der Dreiteilung nach dem Ersten Weltkrieg, sozusagen mehrfach. Nahezu jede der dort lebenden Ethnien hatte gleichsam ihr eigenes Banat – und insbesondere ihren mythisch überhöhten und »begründeten« Anspruch auf diese Region. Für die Magyaren war es – trotz hundertfünfzigjähriger osmanischer Herrschaft und der zeitweiligen direkten Verwaltung durch Wien – Teil des Reichsgebiets der tausendjährigen »Stephanskrone«; die Rumänen betrachteten ihren Territorialanspruch als durch ihr Anrecht als ursprüngliche und kontinuierlich hier siedelnde Bevölkerung und ihre Bevölkerungsmehrheit begründet; für die Serben war das Banat ebenfalls »heiliger Vaterlandsboden«, und auch die Banater Schwaben sahen dieses Land – als Ergebnis ihrer Ansiedlung, Kolonisierung und Urbarmachung nach der von den Türken hinterlassenen Verwüstung, Verödung und Entvölkerung und der Rückeroberung durch die Habsburger Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts – als ihre »neue Heimat« an. Wie verlief, bei all diesen unterschiedlichen Vorstellungen und konkurrierenden Ansprüchen, die neuere Geschichte des Banats? Welche Erwartungen wurden dabei eingelöst?

Nach dem österreich-ungarischen Ausgleich 1867 war Ungarn bestrebt, die Komitate des Banats (Temesch, Torontal, Karasch-Severin) stärker in den ungarischen »Nationalstaat« zu integrieren. Dabei wurde ein bereits vorher gegebener herrschender »Magyarisierungsdruck« nochmals intensiviert, der in der ungarischen Reichshälfte insbesondere Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts zu einer mehr oder weniger freiwilligen Assimilation eines Teils der Angehörigen der damaligen ethnischen Minderheiten, auch der Banater Schwaben[31], an die ungarischen Herrenschichten führte. Dieser Prozess wurde indes durch den Ausbruch, Fortgang und Ausgang des Ersten Weltkriegs nachhaltig gestört und sodann auch abrupt unterbrochen. Andere nationalistisch und nicht zuletzt durch entsprechende nationale Mythen begründete Territorialansprüche traten konkurrierend und letztlich auch politisch entscheidend in Erscheinung.

Bereits 1915 meldete Serbien in London seine Ansprüche auf das gesamte Banat an. Vor seinem Eintritt in den Krieg im Sommer 1916, nach zwei Jahren der Neutralität, ließ sich Rumänien nach langen Verhandlungen mit den Mächten der Entente seine Ansprüche auf die überwiegend von Rumänen bewohnten Gebiete Österreich-Ungarns zusichern, darunter neben Siebenbürgen und der Bukowina auch das Banat.[32] Im Herbst 1918 ging der Erste Weltkrieg bekanntlich mit dem Zusammenbruch der

31 Annemarie Röder: Deutsche, Schwaben, Donauschwaben. Ethnisierungsprozesse einer deutschen Minderheit in Südosteuropa. Marburg 1998; Mathias Weifert: Volksgruppenidentität, sozialer und kultureller Identitätswandel bei den sogenannten Donauschwaben (1683–2008). München 2013.

32 Siehe dazu Rieser: Das rumänische Banat (Anm. 1), S. 84–111. Zu den Entwicklungen im Vorfeld des Ersten Weltkriegs siehe Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. 7. Aufl. München 2013.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 129 02.02.17 11:55

Mittelmächte zu Ende. Ungarn strebte durch seine rasch erklärte Eigenstaatlichkeit an, möglichst große Teile seiner Reichshälfte, natürlich auch die Komitate des Banats, zu behalten.[33] Nicht zuletzt die kurzlebige »Räterepublik« 1919 erschwerte dieses Vorhaben, so dass sich das Territorium Ungarns durch den Friedensvertrag von Trianon vom 4. Juni 1920 von 283 000 (ohne Kroatien) auf 93 000 Quadratkilometer verkleinerte und seine Bevölkerung von 18,2 auf 7,6 Millionen verringerte.[34]

In der unmittelbaren Folge des Waffenstillstands vom 13. November 1918 wurde das Banat durch serbische Truppen besetzt. Durch den Nationalrat der Serben in Neusatz (Novi Sad) wurde der Anschluss Südungarns einschließlich des gesamten Banats an Serbien beschlossen. Damit sollten schon vor den Pariser Friedensverhandlungen territoriale Tatsachen zu Gunsten Serbiens geschaffen werden. Dieses Vorhaben stieß allerdings auf den entschiedenen Widerstand Rumäniens, wobei in den Karlsberger Beschlüssen, der »Proklamation von Alba Iulia«, am 1. Dezember 1918 bekanntlich der Anschluss der Bukowina, Siebenbürgens und des gesamten Banats an Rumänien gefordert und entsprechend proklamiert wurde. Bekräftigt wurde dies 1919 durch das Vorrücken rumänischer Truppen bis in die Nähe von Budapest.

Um befürchtete Zusammenstöße zwischen serbischen und rumänischen Truppen zu verhindern, rückten Anfang 1919 französische Besatzungstruppen zwischen diese, zudem wurde Serbien zum Rückzug aus dem östlichen Banat gezwungen. Im Sommer 1919 zeichnete sich in den Pariser Friedensverhandlungen sodann immer deutlicher die staatsterritoriale Dreiteilung des Banats ab. Im August 1919 besetzten rumänische Truppen Temeswar. Die Grenze zwischen Rumänien und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Jugoslawien) wurde im Jahr 1920 und sodann endgültig 1923 festgelegt. So ergab sich letztlich und bis heute fortbestehend, dass der größte, nordöstliche Teil des Banats seit dem Ersten Weltkrieg zu Rumänien (18 715 km²), dessen kleinerer, südwestlicher Teil zu Serbien (9307 km²) und dessen westlicher Zipfel zu Ungarn (271 km²) gehört und das historische multiethnische Banat durch neue Staatsgrenzen dreigeteilt wurde und dies bis heute blieb.[35] Die Deutschen wie auch andere ethnische Gruppen wurden zunächst in allen drei Teilen des Banats zur Minderheit.

Ein anderer, den nationalistisch grundierten Mythen des Banats gleichsam entgegengesetzter ist der Mythos von der durchgängigen »Multikulturalität«[36] dieser zwischen Mitteleuropa und dem Balkan gelegenen Grenzregion. Welchen realen Kern hat diese Vorstellung, und was daran ist Mythos?

Das Banat stellt einen Sozial- und Kulturraum dar, in dem sich – historisch betrachtet – verschiedene ethnische, kulturelle und religiöse Gebilde kompliziert überlagert und administrative und politische Grenzen mehrfach verschoben haben.[37] Das Banat war und ist eigentlich bis heute, seiner Bevölkerungsstruktur nach, eine multiethnische Region.[38]

---

33 Miklós Molnár: Geschichte Ungarns. Hamburg 1999, S. 351–371; Zsolt K. Lengyel: Auf der Suche nach dem Kompromiß. Ursprünge und Gestalten des frühen Transsilvanismus 1918–1928. München 1993.

34 Molnár: Geschichte Ungarns (Anm. 33), S. 363f.

35 Rieser: Das rumänische Banat (Anm. 1) S. 36–57.

36 Anton Sterbling: Interkulturalität, »weiche« Normen und soziale Konventionen. Beobachtungen aus dem multiethnischen Banat. In: Interkulturalität und kulturelle Diversität. Hgg. Alois Moosmüller, Jana Möller-Kiero. Münster u. a. 2014, S. 141–153.

37 Reinhard Leber: Politische Kultur und Systemtransformation. Lokalstudie zu der Stadt Temeswar. Frankfurt a. M. u. a. 1996; Victor Neumann: Die bürgerliche Kultur in Siebenbürgen und im Banat: Die Rolle Temeswars in den politischen Umgestaltungsprozessen vom Dezember 1989. In: *Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik* 11 (1999), S. 38–51.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 130 02.02.17 11:55

Bereits im Jahre 1774 wurden auf das Gebiet des Banats bezogen 220 000 Vlachen (Rumänen), 100 000 Serben und Aromunen, 53 000 Deutsche, 2400 Magyaren und Bulgaren sowie 340 Juden erwähnt.[39] Betrachtet man die Komitate Temesch, Torontal und Karasch-Severin als das historische Banat, also die damaligen Verwaltungseinheiten ohne Berücksichtigung des Komitats Arad, so stieg die Bevölkerung dieses Gebietes von 1.337.989 im Jahr 1869, über 1.433.424 im Jahr 1890 und 1.519.602 im Jahr 1900, auf 1.571.395 im Jahr der letzten Volkszählung vor dem Ersten Weltkrieg 1910 an.[40] Ihrer Sprachzugehörigkeit nach bezeichneten 1910 in den Komitaten Temesch, Torontal und Karasch-Severin 37,4 Prozent Rumänisch, 24,5 Prozent Deutsch, 18,0 Prozent Serbisch, 15,3 Prozent Ungarisch, 1,4 Prozent Slowakisch, 0,3 Prozent Kroatisch, 0,2 Prozent Ruthenisch und 2,9 Prozent eine sonstige Sprache als ihre »Muttersprache«, wobei die jüdische Bevölkerung des Banats die ungarische wie auch die deutsche (jiddische) Sprache verwendete. Der Konfession nach bekannten sich 1910 im Banat 54,1 Prozent zum orthodoxen, 37,4 Prozent zum römisch-katholischen, 4,8 Prozent zum evangelischen oder reformierten, 2,3 Prozent zum griechisch-katholischen,1,3 Prozent zum israelitischen und 0,1 Prozent zu einem sonstigen Glauben.[41]

Die Städte des historischen Banats, insbesondere Temeswar, Reschitza, Lugosch, Großsanktnikolaus, Hatzfeld, Karansebesch, Orschowa, Orawitza, Herkulesbad, Detta, ebenso Werschetz, Pantschowa, Großbetschkerek, Großkikinda u. a., bei denen es sich zumeist um Kleinstädte handelte, aber auch Arad, waren in der Regel multiethnisch bewohnt, wobei die einzelnen ethnischen Gruppen allerdings häufig in eigenen Stadtvierteln konzentriert lebten. Daneben gab es multiethnische Dörfer, in denen sich die Angehörigen einzelner Ethnien allerdings auch in eigenen Ortsteilen oder Straßen konzentrierten. Es gab indes vielfach auch Dörfer, in denen nahezu exklusiv oder zumindest zahlenmäßig stark dominant die Angehörigen bestimmter Ethnien lebten.[42]

Das Banat war demnach multiethnisch, wobei allerdings vielfach festgestellt wurde, dass einzelne Bevölkerungsgruppen zumeist eher nebeneinander, in gewissen Hinsichten aber auch miteinander lebten – und zwar vielfach friedlich, mitunter aber auch in Spannungen und unter feindselig ausgetragenen Konflikten.[43] Was die Mehrsprachigkeit als ein Aspekt der »Multikulturalität« betrifft, so war diese bei erheblichen Teilen der Banater Bevölkerung zwar gegeben, aber die Volksbefragung 1910 zeigte auch, dass die Alphabetisierungsrate nur bei etwas mehr als der Hälfte der Bevölkerung lag und dass, trotz forcierter Magyarisierung, weniger als ein Drittel über Kenntnisse der ungarischen Sprache verfügte.[44]

---

38 Identitate şi Cultură. Studii privind istoria Banatului [Identität und Kultur. Studien zur Geschichte des Banats]. Hg. Victor Neumann. Bucureşti 2009.

39 Vgl. Gerhard Seewann: Banat. In: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas. Hgg. Edgar Hösch, Karl Nehring, Holm Sundhaussen. Wien, Köln, Weimar 2004, S. 89f., hier S. 90.

40 Vgl. Josef Wolf: Die Bevölkerung des Banats vor dem Ersten Weltkrieg. Eine historisch-demographische Zustandsbeschreibung. In: Deutsches Kulturleben im Banat am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Der Beitrag von kleineren Städten und Gemeinden. Hgg. Walter Engel, Walter Tonţa. Stuttgart 2013, S. 37–82, hier S. 82. Die im Folgenden genannten Ortsnamen mit ihrer heutigen offizielle Bezeichnung: Temeswar/Timişoara, Reschitza/Reşiţa, Lugosch/Lugoj, Großsanktnikolaus/Sânnicolaul Mare, Hatzfeld/Jimbolia, Karansebesch/Caransebeş, Orschowa/Orşova, Orawitza/Oraviţa, Herkulesbad/Băile Herculane, Detta/Deta, Werschetz/Vršac, Pantschowa/Pančevo, Großbetschkerek Zrenjanin, Großkikinda/Kikinda.

41 Vgl. Wolf: Die Bevölkerung des Banats (Anm. 40), S. 78–80.

42 Wolf: Development of Ethnic Structure (Anm. 2); Städte und Dörfer (Anm. 2).

43 Sterbling: Interkulturalität (Anm. 36).

44 Vgl. Wolf: Die Bevölkerung des Banats (Anm. 40), S. 81.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 131 02.02.17 11:55

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass das rumänische Banat auch heute, allerdings nur noch recht eingeschränkt, als »multiethnische« oder gar »multikulturelle« Region angesehen werden kann. Die Volkszählung 2012 ergab im Kreis Temesch 85,5 Prozent Rumänen, 5,4 Prozent Ungarn, 2,2 Prozent Roma, 1,6 Prozent Serben, 1,3 Prozent Deutsche und 4,2 Prozent Angehörige anderer Ethnien. Im Kreis Karasch-Severin lebten 89,2 Prozent Rumänen, 2,7 Prozent Roma, 1,9 Prozent Kroaten, 1,9 Prozent Serben, 1,2 Prozent Ungarn, 1,1 Prozent Deutsche und 2,8 Prozent andere Ethnien. Im Kreis Arad wurden 83,9 Prozent Rumänen, 9,1 Prozent Ungarn, 4,0 Prozent Roma, 0,8 Prozent Deutsche und 2,2 Prozent Angehörige anderer ethnischen Gruppen gezählt.[45]

DER MYTHOS VOM BANAT ALS »WOHLSTANDSREGION«

Das Banat gilt spätestens seit dem 19. Jahrhundert als »Wohlstandsregion« im östlichen Mitteleuropa. Dies lässt sich so allerdings nicht uneingeschränkt vertreten, sondern hat vor allem historische und komparative Gründe. Zunächst geht es um die vielfach hervorgehobene Fruchtbarkeit der Böden und die zumeist prosperierende Landwirtschaft. Diese kannte allerdings immer wieder auch Krisenerscheinungen. Die Neuanfänge im 18. Jahrhundert in den Sumpflandschaften des Banats, aber auch noch Anfang des 19. Jahrhunderts waren sicherlich schwierig. Erst danach stiegen die landwirtschaftlichen Erträge und der bäuerliche Wohlstand. Dies ging indes mit Prozessen der sozialen Ausdifferenzierung der landwirtschaftlichen Bevölkerung, nicht nur, aber auch entlang ethnischer Zugehörigkeiten, einher. Ende des 19. Jahrhunderts führte eine wachsende Bevölkerung und landwirtschaftliche Überbevölkerung zur massiven Auswanderung aus dem Banat, insbesondere in die Vereinigten Staaten von Amerika, aber auch in andere Zielgebiete.[46] Die Bodenreformen nach dem Ersten Weltkrieg in Rumänien und Serbien hatten eher negative Auswirkungen, ebenso die Enteignungs- und Kollektivierungsprozesse nach dem Zweiten Weltkrieg. Auch die postsozialistische Bodenrestitution und die weiteren Entwicklungen verliefen im Banat wie in anderen Teilen Rumäniens recht problematisch.[47] Das Banat ist bis heute noch weit davon entfernt, sein landwirtschaftliches Potenzial angemessen zu nutzen. Und doch zählte und zählt das Banat zu den landwirtschaftlich ertragreichsten Gebieten Rumäniens.

Der relative Wohlstand des Banats ist natürlich auch als Ergebnis der bereits im 19. Jahrhundert wie auch im Vorfeld des Ersten Weltkriegs erfolgenden wirtschaftlichen Modernisierungsprozesse zu betrachten, bei denen es sich um eng miteinander verbundene Vorgänge der Entwicklung der Infrastruktur, insbesondere des Schienennetzes, der Industrialisierung und der Urbanisierung handelt. Vor allem Städte wie Temeswar und Reschitza ließen bereits um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert einen bemerkenswerten industriellen Aufschwung erkennen. So wuchs beispielsweise die Bevölkerung von Temeswar, nicht zuletzt in Folge der Entwicklung des Fabrikwesens, zwischen 1869 und 1910 von 36 844 auf 68 471 Einwohner, also fast auf das Doppelte. Reschitza wurde ein wichtiges Zentrum der Schwerindustrie, insbesondere

45 Volkszählung in Rumänien. In: *Banater Post*, 20. Februar 2012, S. 2.

46 Tibor Frank: From Austria-Hungary to the United States: National Minorities and Emigration, 1880–1914. In: ders.: Ethnicity, Propaganda, Myth-Making. Studies on Hungarian Connections to Britain and America 1848–1945. Budapest 1999 (S. 73–91); Wolf: Die Bevölkerung des Banats (Anm. 40), S. 66–74.

47 Anton Sterbling: A qui appartient la terre transylvaine? In: *Etudes rurales* 138–140 (1995), S. 87–101.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 132 02.02.17 11:55

der Metallurgie und des Maschinenbaus.[48] Bemerkenswert ist zugleich, dass sich um die Jahrhundertwende auch in einer Reihe von Agrarkleinstädten des Banats das Gewerbe, das Fabrikwesen sowie Handel und Banken wie auch das kulturelle Leben, das Schul- und Vereinswesen, die Zivilgesellschaft insgesamt, auffällig entwickelten, wie sich etwa am Beispiel der Kleinstadt Hatzfeld oder auch Großsanktnikolaus näher zeigen lässt.[49] Dessen ungeachtet blieb das Banat bis zum Ersten Weltkrieg und auch danach mit einem Anteil von über 70 Prozent bäuerlich-ländlicher Bevölkerung eine vorwiegend agrarwirtschaftlich geprägte Gesellschaft.

Die Dreiteilung des Banats nach dem Ersten Weltkrieg hatte teilweise gravierende sozial- und wirtschaftsstrukturelle Auswirkungen, zumal ein einheitlicher Wirtschafts- und Kulturraum, der im Vorfeld des Ersten Weltkriegs gerade eine beachtliche Modernisierung und Dynamisierung erfahren hatte, gespalten wurde und zudem nationalistisch motivierte Agrar- und Wirtschaftsreformen, insbesondere in den »Siegerstaaten« des Ersten Weltkriegs, sich nachteilig und diskriminierend für die ethnischen Minderheiten auswirkten.[50] In komparativer Perspektive indes, im Vergleich zu anderen Regionen der neuen Nationalstaaten, insbesondere dem Königreich Rumänien und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen (ab 1929 Jugoslawien), wurden die Gebiete des Banats Landesteile mit einem hohen, mithin auch für Zuwanderer attraktiven Wohlstandsniveau. Dies blieb so in der Zeit des Sozialismus und setzte sich bis in die Gegenwart fort – es begründet und stützt mithin den Mythos vom Banat als »Wohlstandsgebiet«.

MYTHEN, FESTE UND RITUALE DER BANATER SCHWABEN

Obwohl es die Banater Schwaben im rumänischen Banat fast gar nicht mehr gibt, im serbischen und ungarischen Banat ohnehin nicht mehr, sei doch auch ein kurzer Blick auf ihre Ursprungs-, Heimat- und Gemeinschaftsmythen geworfen, denn die Mythen überleben nicht selten die Realitäten, auf die sie sich beziehen.[51] Zu den historischen Gestalten, die den Herkunftsmythos der Banater Schwaben ausschmücken und die daher bis heute nahezu allen bekannt sind, zählen Prinz Eugen,[52] der als Befreier und Rückeroberer des Banats nach den Jahrhunderten türkischer Herrschaft gilt, und die zumeist als »Kaiserin« bezeichnete Maria Theresia, von der unter den Banater Schwaben die Vorstellung zirkulierte, dass sie deren Ahnen oder Urahnen im Banat angesiedelt habe. Ihr Portrait fand sich auf Münzen, die für die Banater Schwaben einen großen Wert besaßen, und zwar nicht nur, weil die entsprechenden Maria-Theresien-Taler aus Silber geprägt waren, sondern weil »Kaiserin« Maria Theresia – wie die Banater Schwaben mehr ahnten als wussten – etwa Gewichtiges mit ihrer Vergangenheit und Herkunft zu tun hatte. Prinz Eugen und Maria Theresia waren für diese mithin historisch verklärte Gestalten mit einer mythischen Aura und schwer

48 Wolf: Die Bevölkerung des Banats (Anm. 40), S. 58–66.

49 Hans Vastag: Das Hatzfelder Kulturleben Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Schule, Presse, Vereine. In: Deutsches Kulturleben im Banat (Anm. 40), S. 93–127; Heimatbuch Großsanktnikolaus im Banat. Beiträge zur Geschichte der Deutschen im Ort. Hgg. Franz Wolz, Peter-Dietmar Leber. Rohrbach/Ilm 2005.

50 Anton Sterbling: On the Development of Ethnic Relations and Conflicts in Romania. In: *Anthropological Journal on European Cultures* 4 (1995), 2, S. 37–52.

51 Sterbling: Was ist Mythos (Anm. 8).

52 Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736) war Oberbefehlshaber des kaiserlichen Heeres bei der Eroberung des Banats 1716, worauf durch den Friedensvertrag von Passarowitz 1718 die Abtretung des Banats an die Habsburger Monarchie besiegelt wurde. Gerhard Seewann: Passarowitz, Friede von (21.7.1718). In: Lexikon zur Geschichte Südosteuropas (Anm. 39), S. 535–536.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 133 02.02.17 11:55

fassbaren symbolischen Bedeutung. In dieser imaginären Erscheinungsform waren sie feste geistige Größen der mit der Herkunft und sozialen Identität der Banater Schwaben eng verbundenen Kollektivvorstellungen. Prinz Eugen und Maria Theresia waren geradezu konstitutive Grundfiguren eines Mythos, eines identitätsstiftenden historischen Ursprungs- und Herkunftsmythos der Banater Schwaben.[53]

Der Herkunfts-, Ansiedlungs- und Heimatmythos wurde sodann auch vielfach durch Banater Künstler wie den bereits erwähnten Schriftsteller Adam Müller-Guttenbrunn, etwa in seinem Roman »Der große Schwabenzug«[54], oder den Maler Stefan Jäger, von dem das Triptychon »Die Einwanderung der Schwaben ins Banat« stammt[55], wie auch von anderen Volks- und Heimatkünstlern leitmotivisch dargestellt und anschaulich gemacht. So entstanden generationenübergreifende prägende Bilder und Imaginationen der kollektiven Erinnerung und wurden entsprechende Mythen gleichsam verstärkt.

Ergänzt wurde dies bei den Banater Schwaben wie bei anderen ethnischen Gruppen im Banat durch Feste und Feiern, die mit so etwas wie einem Identitäts- und Gemeinschaftsmythos verbunden waren und eine bedeutende sozialintegrative Rolle spielten. Insbesondere die »Kirchweih«[56] mit ihren festen Ablaufformen und Ritualen erfüllte diese Funktionen der sozialen Integration, Selbstbestätigung und Abgrenzung nach außen. Feiern und Feste aktualisieren bestimmte Wertideen, Mythen und kollektive emotionale Zustände, in denen sich Erhabenheit, Erlebnis und Spannung vielfach mit Vertrautheit, sozialer Bestätigung, Unterhaltung, Entspannung und Ausgelassenheit verschränken und verbinden.[57] Durch die Orientierung an gemeinsamen Verhaltensmustern, Wertideen und Symbolen, durch die Teilhabe an vertrauten Ritualen und Zeremonien, durch die Bezüge zur Tradition und durch die Herstellung möglichst im Gleichklang stehender kollektiver Gefühlszustände tragen Feste und Feiern wie die »Kirchweih« – und darin liegt eine ihrer grundlegenden sozialen Funktionen – zur Festigung kollektiver Identitätsvorstellungen und zur Stärkung der sozialen Kohäsion bei. Ebenso zur Förderung des konsensorientierten normativen Bewusstseins, denn wiederkehrende Feiern und Feste sind nicht selten mit festen Regeln, Konventionen und Gepflogenheiten verbunden, wobei nur deren weitgehend freiwillige Beachtung und Befolgung ein Gelingen des Unternehmens ermöglicht und sichert. Gerade in Zeiten der Krise, wie sie für die Banater Schwaben nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben waren, haben solche »Gemeinschaftsmythen« aktivierende Feste wie die

53 Zu historischen Ursprungsmythen siehe auch Thomas Wünsch: Benennung und Bewertung sozialer Ungleichheit in der ersten »Europäisierung Europas«. Der böhmische Vorgeschichtsmythos des Cosmas von Prag vom Beginn des 12. Jahrhunderts. In: Soziale Ungleichheit in der erweiterten Europäischen Union. Hgg. Maurizio Bach, Anton Sterbling. Hamburg 2008, S. 19–38.

54 Hans Dama: Im Spannungsfeld zwischen geschichtlicher Realität und mythischer Vorstellung. Zu Adam Müller-Guttenbrunns Roman »Der große Schwabenzug« aus heutiger Sicht. In: Aufbruch und Ausklang. Zur Aussiedlung und »Rückwanderung« der Banater Schwaben. Kulturtagung 2007–2008 Sindelfingen. Dokumentation. Hg. Landsmannschaft der Banater Schwaben. Landesverband Baden-Württemberg. Stuttgart 2009, S. 115–146.

55 Franz Heinz: Ein Stück von uns: Stefan Jägers Einwanderungsbild und die Identität der Banater Schwaben. In: Aufbruch und Ausklang (Anm. 54), S. 147–161.

56 Siehe dazu ausführlicher Anton Sterbling: Kirchweih bei den Banater Schwaben. Gestaltung und Funktionswandel. In: Feste, Feiern, Rituale im östlichen Europa. Studien zur sozialistischen und postsozialistischen Festkultur. Hg. Klaus Roth. Zürich, Berlin 2008, S. 237–251.

57 Wolfgang Kaschuba: Ritual und Fest. Das Volk auf der Straße. Figurationen und Funktionen populärer Öffentlichkeit zwischen Frühneuzeit und Moderne. Dynamik der Tradition. Studien zur historischen Kulturforschung. Hg. Richard van Dülmen. Frankfurt a. M. 1992, S. 240–267.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 134 02.02.17 11:55

»Kirchweih« eine hervorragende soziale Bedeutung. In diesen Zeiten der kollektiven Diskriminierungen und Repressionen gegenüber den Deutschen bildete der »Gemeinschaftsmythos« eine ideelle Grundlage, diese Dinge mit Würde zu ertragen, und er verdeckte zugleich soziale Binnendifferenzierungen der banatschwäbischen Minderheit, wie sie in der Zwischenkriegszeit und auch schon davor bereits weit fortgeschritten waren. Mit der Aussiedlung des größten Teils der Banater Schwaben ist dieser Mythos zwar verblasst, aber bis heute wird die banatschwäbische Kirchweih in manchen Ortschaften des Banats wie auch in landsmannschaftlichen Kreisen in der Bundesrepublik Deutschland regelmäßig weiter gefeiert und trägt mit zur Vorstellung einer fortbestehenden Gemeinschaft der Banater Schwaben bei.

DAS BANAT UND DIE RUMÄNISCHE »REVOLUTION«

Es ist vermutlich kein Zufall, dass die Unruhen, die zum Ende der Ceauşescu-Diktatur im Dezember des Jahres 1989 führten, im Westen Rumäniens, in der geheimen »Hauptstadt« des Banats, in Temeswar, begannen, ebenso wenig erstaunlich erscheint, dass sich der Widerstand gegen das serbisch-nationalistische Milošević-Regime, vom Kosovo einmal abgesehen, am deutlichsten in der Vojvodina und mithin im serbischen Banat formierte und artikulierte. Doch war es im Falle Rumäniens überhaupt eine Revolution? Im Falle des Sturzes von Slobodan Milošević ohnehin nicht.

Natürlich gab es die gewaltsamen Repressionen, den Einsatz bewaffneter Kräfte und leider auch viele Tote, insbesondere in Temeswar, aber nicht nur dort.[58] Der »Mythos der Revolution« zirkuliert natürlich bis heute, und nach den Ereignissen Ende 1989 gabt es eine Menge heldenhafter »Revolutionäre«, auch wenn diese noch wenige Monate vorher wie angepasste Opportunisten ausgesehen und gewirkt hatten. Und doch wird auch, wahrscheinlich mit guten Gründen, von einer »inszenierten« oder »erfundenen« Revolution gesprochen.[59]

Es lässt jedenfalls aufhorchen, wenn der langjährige Bevollmächtigte der deutschen Bundesregierung für den »Freikauf« der Deutschen aus Rumänien, Dr. Heinz-Günther Hüsch, berichtet, dass ihm bereits am 4. Dezember 1989, bei seinem Besuch zu Verhandlungen in Bukarest ganz überraschend eröffnet wurde, dass die rumänische Seite die streng »vertraulichen Vereinbarungen« aufkündigt und die Ausreise der Deutschen zukünftig nicht mehr gegen Zahlungen, sondern allein nach international geltenden humanitären Prinzipien abwickeln wolle.[60] Dies erfolgte bereits vor den Unruhen in Temeswar und bedeutete jedenfalls eine erstaunliche Kehrtwende in der bis dahin praktizierten rumänischen Politik.

Manche Experten gehen davon aus,[61] dass es sich in Rumänien eigentlich um einen in den engeren Zirkeln der Macht[62] schon länger vorbereiteten »Staatsstreich«, unter Nutzung der Massenunruhen, handelte, der unter Beteiligung ausländischer Mächte

58 Leber: Politische Kultur und Systemtransformation (Anm. 37); Der Sturz des Tyrannen. Rumänien und das Ende einer Diktatur. Hgg. Richard Wagner, Helmuth Frauendorfer. Reinbek bei Hamburg 1990.

59 Anneli Ute Gabanyi: Die unvollendete Revolution. Rumänien zwischen Diktatur und Demokratie. München, Zürich 1990.

60 Kauf von Freiheit. Dr. Heinz-Günther Hüsch im Interview mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt. 2. Aufl. Hermannstadt 2013, S. 108–110.

61 Anneli Ute Gabanyi: Systemwechsel in Rumänien. Von der Revolution zur Transformation. München 1998, S. 151–202.

62 Siehe dazu, journalistisch salopp und recht spekulativ, Antonia Rados: Die Verschwörung der Securitate. Rumäniens verratene Revolution. Hamburg 1990.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 135 02.02.17 11:55

und ihrer Geheimdienste schon ein halbes Jahr oder gar zwei Jahre vorher vorbereitet worden war. Dies ist aber vielleicht auch schon wieder das Grundmotiv eines neuen »Mythos«, einer neuen politischen Legende oder Verschwörungstheorie. Die Forschungen über die rumänische »Revolution« und den sie umhüllenden »Mythos« sind wissenschaftlich sicherlich noch nicht abgeschlossen, selbst wenn bereits manche Archive – aus der Sicht professioneller Historiker eher zögerlich und unvollständig – geöffnet wurden.

DAS BANAT UND EIN EUROPA DER REGIONEN, DER »RÄNDER«

Ein von manchen Illusionen[63] begleiteter zeitgenössischer »Mythos« ist der vom Ende der Nationalstaaten und der Entstehung eines neuen Europa der Regionen. Natürlich zielt die EU-Politik auf massive regionale Förderungen, von denen gerade multinationale Regionen der »Ränder« gehörig profitieren. Doch die Nationalstaaten werden als maßgebliche politische Einheiten vermutlich noch lange fortbestehen[64], ob man dies in Intellektuellenkreisen wünscht oder nicht. Die überragende Bedeutung nationalstaatlicher Interessen und Bestrebungen wurde, bei aller rhetorisch vorgetragenen europäischen Solidarität, nicht zuletzt durch die Konflikte im Zusammenhang mit der »Euro-Krise« deutlich. Auch erscheint mir die These plausibel, dass die Verlagerung von Entscheidungen und Zuständigkeiten auf die supranationale Ebene, insbesondere im Rahmen der Europäischen Union, die durch die weitreichenden Wohlfahrtserwartungen der Bürger teilweise überforderten europäischen Sozial- und Wohlfahrtsstaaten im Hinblick auf ihre Legitimationsprobleme eher entlastet, so dass die Nationalstaaten und ihre politischen Systeme dadurch paradoxer Weise auch eher konsolidiert als geschwächt werden.[65] Die demokratische und nationalstaatliche Konsolidierung, ob diese in der Zwischenzeit halbwegs gelungen sein mag oder nicht, bildete übrigens auch einen wichtigen Beweggrund der EU-Osterweiterungen.[66]

Bei aller fortbestehenden Bedeutung der Nationalstaaten gibt es natürlich auch ein Europa der Regionen, wobei sich das Banat in eine Reihe historisch bedeutsamer Grenzregionen oder Regionen der »Ränder«[67] wie das Elsass, Südtirol, Schlesien, die Bukowina oder die Dobrudscha vorzüglich einordnet. Das Banat als Realität und Imagination einer multiethnischen, multikonfessionellen und multikulturellen Region der »Ränder« stellt bis heute ein intellektuell faszinierendes Gebilde dar, das seine historische und kulturelle Tiefenprägung durch die im Ersten Weltkrieg untergegangene Habsburgermonarchie zumindest noch ahnen lässt. Man kann sich dem rumäniendeutschen Schriftsteller Richard Wagner[68] vermutlich anschließen, der scharfsinnig feststellte:

---

63 Anton Sterbling: Gegen die Macht der Illusionen. Zu einem Europa im Wandel. Hamburg 1994.

64 Nationalismus – Nationalitäten – Supranationalität (Anm. 22); Die Europäisierung nationaler Gesellschaften. Hg. Maurizio Bach. Sonderheft 40 der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Wiesbaden 2000.

65 Zu dieser interessanten These siehe auch Elmar Rieger: Politik supranationaler Integration. Die Europäische Gemeinschaft in institutionentheoretischer Perspektive. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*. Sonderheft 35 (1995), S. 349–367.

66 Anton Sterbling: Rumänien und Bulgarien als neue Mitglieder der Europäischen Union. In: *Spiegelungen. Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas* 2/56 (2007), 1, S. 3–9; Sterbling: Zur Lage in Rumänien (Anm. 5).

67 Anton Sterbling: Kultur der Ränder – das multiethische Banat. In: Grenzen in Europa. Hgg. Michael Gehler, Andreas Pudlat. Hildesheim, Zürich, New York 2009, S. 135–144; Sterbling: Interkulturalität (Anm. 36).

68 Vgl. Richard Wagner: Der Donauraum. In: ders.: Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt. Hamburg 2014, S. 62f., hier S. 62. Anton Sterbling: Der Donauraum – Vielfalt und Konkurrenz. In: ders.: Polizeiarbeit, Identitätsfragen, Vielfalt der Moderne. Gesammelte Aufsätze 2012/2013. Rothenburg/OL 2014, S. 131–141.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 136 02.02.17 11:55

> Der Donauraum, so die schlichte Erkenntnis, was das Gegebene angeht, verbindet nicht nur West und Ost, er ist ein Fundament dieser Verbindung.

Und der dem hinzufügte:

> Man kann nicht vom Donauraum sprechen, ohne zwei Begriffe ins Spiel zu bringen: Habsburg und Mitteleuropa. So unterschiedlich sie sein mögen und so verschiedenen man sie auch verstehen mag, ohne sie ist der Raum nicht zu beschreiben.

Auch ohne das Banat ist der Donauraum nicht zu beschreiben, ohne das Banat als Realität und Mythos. Als Mythos mit vielen verschiedenen Facetten, von denen man sich beim intellektuellen Räsonieren nur allzu gern faszinieren und wahrscheinlich auch verleiten lässt.

ANTON STERBLING, Prof. Dr., geboren 1953 in Groß-Sankt-Nikolaus (Banat/Rumänien). Mitbegründer der regimekritischen rumäniendeutschen Autorengruppe »Aktionsgruppe Banat«. Gegenwärtig Leiter des Fachbereichs: Recht, Sozialwissenschaften, Sprachen und Professor für Soziologie an der Hochschule der Sächsischen Polizei, in Rothenburg/OL. Betreuender Professor am Graduiertenkolleg »Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa« an der Friedrich-Schiller Universität Jena und der Universität Erfurt. Aktuelle Buchveröffentlichungen: *Polizeiwissenschaft, Sprachwissenschaft und Sozialwissenschaften. Fragen der disziplinären Identität und Interdisziplinarität*, Rothenburger Beiträge (Band 74), Rothenburg/Oberlausitz 2014; *Wege der Modernisierung und Konturen der Moderne im westlichen und östlichen Europa*, Springer Verlag, Wiesbaden 2015.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 137 02.02.17 11:55

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 138 02.02.17 11:55

Als die Grenze in der Mitte war

Von Elisabeth Axmann

Es ist Anfang März, der Nachmittag fortgeschritten, der dünn bedeckte Himmel jetzt schon heller im Westen. Ein Maler und eine Kunstkritikerin sind, aus verschiedenen Richtungen kommend, unterwegs zum Bukarester Flughafen. In großer Eile, denn es ist fast schon zu spät. Sie hatten eben beide noch eine Menge zu erledigen gehabt, ehe sie sich zu Hause für zehn Tage verabschieden konnten.

Schließlich erreichen beide im letzten Moment das Flugzeug und nehmen, noch ganz echauffiert, ihre Plätze ein.

Sie machen sich bekannt – jeder weiß zwar schon lange, wer der andere ist und was er tut, aber begegnet ist man sich noch nie. »Jetzt, da ich Sie sehe«, beginnt der Maler unvermittelt, »fällt mir ein Stein vom Herzen. Ich hatte schon gedacht, mich schickt man nur noch ins Ausland, wenn jemand dabei ist, der auf mich … also, vor dem ich mich hüten muss.«

Wer sagt Ihnen denn, dass man sich vor mir nicht hüten muss, will die Frau schon fragen, aber sie sieht ihren Reisegefährten an und antwortet beruhigend: »Ach, ins richtige Ausland fahren wir ja nicht, die DDR ist doch – wie sagt man? – ein ›Bruderland‹«. »Ja …« gibt er zu und sagt dann, sein Zögern überwindend: »Aber ganz wie bei uns wird es schon nicht sein, das kann ich einfach nicht glauben.«

In Berlin-Schönefeld holt ein Fahrer des ostdeutschen Künstlerverbandes die beiden ab, bringt sie ins Hotel und verspricht am nächsten Morgen wiederzukommen; alles ist beim Verband schon vorbereitet, die Bilder ausgepackt, Hilfskräfte stehen bereit, und hier im Hotel wird es ihnen an nichts fehlen. Er wünscht angenehmen Aufenthalt und gute Nacht.

Nachdem sie ihre Zimmerschlüssel bekommen haben, verabreden sie sich: in einer halben Stunde, im Hotelrestaurant, zum Abendessen.

Die Frau, die, im Unterschied zu ihrem Reisegefährten, schon einmal in Ostberlin war, stellt aber oben nur rasch ihren Koffer ab und läuft schnell das kurze Stück Unter den Linden hinunter; die Universitätsbuchhandlung ist hell beleuchtet, sie tritt ein, da liegen die Neuerscheinungen, darunter die »Schriften in einem Band« von Jakob Michael Reinhold Lenz – Büchners Lenz! –, sie kauft das Buch, tritt wieder auf die Straße und ist auch schon an der Ecke, von der man zum Bahnhof Friedrichstraße hinüber sehen kann. Und da ist es wieder, wie damals, im August 68, als sie zum ersten Mal hier

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 139 02.02.17 11:55

stand – mitten im geschäftigen Treiben dieses Aus, das einen, obwohl erwartet, wie ein Schlag vor die Brust trifft, schlimmer als die Mauer selbst, wo man sie sieht.

Während des Abendessens sprechen sie zunächst über Lenz und sein Gehen über die Berge. Dann über Sartre – man sprach damals überall viel über Sartre –, über das Reisen, über Grenzen und Begrenzungen. Über die eingefahrenen Geleise schließlich, auf denen man sich – auch ohne äußeren Zwang – so oft bewegt. Da erzählt die Frau dem Maler Musils Gleichnis vom Fliegenpapier, soweit sich so etwas erzählen lässt: wie man, in der Mitte des Lebens angekommen, meist schon in einer dicken Hülle steckt, so als hätte einen der klebrige Streifen, dem man zu nahe kam, allmählich eingewickelt …

»Getäuscht, gefangen – inwieweit tut man sich das selbst an?«

»Und der mächtige Honigstreifen, mit dem man die Völker umschlingt?«

»Die Fliegen meinen, dort Nahrung zu finden.«

Es ist spät geworden, und sie gehen auseinander.

Am nächsten Morgen beim Künstlerverband wird den Ankömmlingen Herr L. vorgestellt: ein beflissener untersetzter Mann in mittleren Jahren, der einen zu langen Wintermantel trägt und einen zu kleinen Hut. Der Verband beschäftigt ihn, wenn Gäste aus Rumänien kommen und ein Übersetzer gebraucht wird. Er soll die aus Bukarest angereisten Kollegen begleiten, ihnen in allem behilflich sein. Die aber lehnen dankend ab, sie brauchen keinen Übersetzer, sie können beide gut Deutsch und kommen bestimmt bestens zurecht.

»Keine übertriebene Bescheidenheit, bitte, uns kommt es darauf an, dass Sie nicht nur Ihre Arbeit hier machen, sondern auch die Hauptstadt der DDR und ihre wichtigen Kulturstätten kennenlernen, wir wollen, dass Sie sich bei uns wohl fühlen, keinen Augenblick im Stich gelassen.«

Und tatsächlich lässt Herr L. seine Schützlinge keinen Augenblick im Stich.

Im Hotel »Unter den Linden« ist das Zimmer zwischen den beiden der Gäste frei, und so sitzt er schon am Frühstückstisch, wenn sie morgens herunterkommen. Er zeigt ihnen, was sie am Büffet wählen sollen und was weniger gut schmeckt. Er berät sie, wie sie ihre DDR-Mark ausgeben sollen – sie wollen doch bestimmt ihren Ehepartnern und Kindern kleine Geschenke mitbringen, nicht wahr? Und nein, jeder soll doch bitte seinen Kaffee selber bezahlen …

Beim Mittagessen schreitet er energisch ein, wenn die an balkanische Verschwendung gewöhnten Reisenden einen freien Tisch besetzen wollen, und führt einen jeden von ihnen dahin, wo sich an besetzten Tischen noch einzelne freie Plätze finden. Und erklärt ihnen die Vorteile solch disziplinierter Abspeisung.

Abends sitzt er mit »seinen« Gästen bei leiser Musik in der Hotelbar und hört zu, wenn sie versuchen, Eindrücke, zaghaft auch Gedanken und Erinnerungen auszutauschen. Und wenn sie es schließlich aufgeben und nur noch schweigend zuhören, wie draußen die Autos eilig zur Grenze fahren, die sie noch vor Mitternacht passieren müssen, übernimmt er das Erzählen. Herr L. hat alles im Blick, er weiß alles.

Nur eines scheint er vorerst nicht zu wissen: dass die Frau, auf die er aufpassen soll, in aller Frühe aus ihrem Zimmer schleicht, bis zu der Ecke läuft, von wo sie zum Bahnhof Friedrichstraße hinüberschauen kann. Dort werden zur Morgenstunde die Schleusen für die Westberliner geöffnet, die seit neuestem ihre Verwandten im Osten für ein paar Stunden besuchen dürfen. Sie hört all die alten Frauen laut aufschluchzen und sieht,

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 140 02.02.17 11:55

wie sie einander in die Arme fallen, tränenüberströmt ohne Unterschied, ob sie nun Ost- oder Westkleidung tragen.

Um eine Zeit allerdings scheint der Übersetzer doch etwas von diesen Alleingängen zu ahnen – oder hat es ihm vielleicht der Pförtner gemeldet? Er wird jedenfalls strenger und setzt das Frühstück früher an.

In den Stunden, in denen man mit der Vorbereitung der Ausstellung rumänischer Aquarellmaler beschäftigt ist, die hier gezeigt werden soll, findet sich für ihn kaum etwas zu tun. Er sitzt dann auf einem Stuhl und verfolgt das Geschehen. Und während der Eröffnung, zu der viele Leute gekommen sind und die Reporter mit ihren Aufnahmegeräten, wird er auch nicht eingesetzt, denn die »geschätzte Kollegin aus Bukarest« hat sich vehement dagegen gewehrt, die Eröffnungsrede auf Rumänisch zu halten und übersetzen zu lassen, und auch für das Interview, das sie anschließend einem populären Radiosender gibt, braucht sie L.s Hilfe nicht. Nachträglich allerdings wird ihr mitgeteilt, dass das Aufnahmegerät defekt gewesen sei.

Aber dann sind die Gäste frei und Herr L. ist voll im Einsatz. Die beiden rennen durch die Stadt, dass er ihnen kaum folgen kann. Sie verbringen immer wieder Stunden um Stunden auf der Museumsinsel, stehen lange vor jedem Stein und vor jedem Scherben, sprechen immer nur miteinander, sprechen undeutlich und schnell, meist über Dinge, die keinen Sinn ergeben – oder vielleicht doch? Oft ist vom Dichter Rilke die Rede und von einem Tier, das es nicht gibt. Der Maler hat ein Buch von diesem Dichter illustriert, er fühlt sich ihm verwandt.

Eines Morgens, beim Frühstück, fehlt L. Da liegt nur ein Zettel, auf dem steht, er entschuldige sich und bitte die Gäste, ihn auf seinem Zimmer aufzusuchen. Dort finden sie ihren »Übersetzer« ganz aufgelöst im Bett, mit hochrotem Gesicht. Sie bemerken zunächst nur, dass sein schneeweißes Nachthemd verrutscht ist, der blau passepoilierte Kragen weit offen, dann erst sehen sie eine Beinprothese, an den Nachttisch gelehnt. Der Mann hat Tränen in den Augen, als er zu sprechen beginnt. Sein linkes Bein, sagt er und deutet auf den Stumpf, der sich unter der Decke abzeichnet, hat sich entzündet. Er kann heute unmöglich die Prothese anlegen, aber wenn er im Bett bleibt und die Entzündung behandelt, ist morgen alles wieder gut. Er bittet die lieben Freunde deshalb, einen Tag lang ohne ihn auszukommen. Und ja niemandem von seiner Unpässlichkeit zu erzählen, beim Künstlerverband darf man auf keinen Fall etwas davon erfahren, die würden ihn sofort feuern, und was würde er dann machen? Die beiden versprechen, selbstverständlich versprechen sie alles, und L. rückt jetzt erst mit dem Wichtigsten heraus: »Und ich bitte Sie, ich flehe Sie an, nähern Sie sich ja nicht der Grenze, Sie haben überhaupt keine Chance hinüberzukommen, das wissen Sie, und für mich wäre es das Ende.«

Natürlich versprechen sie auch das.

Sind sie schadenfroh? Nein, sie sind nicht schadenfroh, der arme Mensch tut ihnen sogar leid, sie freuen sich nur wie Kinder, denen man sagt, heute ist schulfrei.

Es ist ein milder Vorfrühlingstag, wie zum Spazierengehen geschaffen. Unversehens sind sie wieder auf dem Weg zur Museumsinsel, gehen aber vorerst in keines der Häu-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 141 02.02.17 11:55

ser. Sie bleiben stehen und schauen, auf das eiserne Geländer gestützt, lange ins schwarze Wasser des Kupfergrabens hinunter.

Weshalb wird man so mitteilsam, wenn man weit weg von zu Hause ist? Der Maler erzählt seiner Reisegefährtin, warum er solche Angst vor Aufpassern hat. Die Begebenheit liegt schon einige Jahre zurück, man hatte ihn auf eine Studienreise nach Italien geschickt. Seine Frau und das Baby – sein Sohn war kurz vorher geboren worden – blieben als Garanten zurück, er war ja als braver Familienmensch bekannt. Er hatte mit seiner Frau aber vereinbart, er würde im Westen bleiben und sie mit dem Kind nachholen, sobald das möglich wäre. Das bedeutete natürlich eine unbestimmte Zeit der Trennung und schwere Kämpfe, doch es war anderen gelungen und würde ihnen, so hofften sie, auch gelingen.

Wenn die Frau aber sehe, dass sie allein nicht zurechtkommt, wenn die Behörden ihr allzu große Schwierigkeiten machten, solle sie ihm telefonisch sagen – falls es möglich sein werde – oder durch eine Vertrauensperson mitteilen lassen, er möge ihr ein Giotto-Album mitbringen. Dann käme er sofort zurück.

»Und so geschah es dann. Es muss schlimm für sie gewesen sein, und auch ich habe wahrscheinlich nicht schnell und nicht klug genug gehandelt. Sie verlangte mir den Giotto, und ich kam zurück. Meine Frau erwartete mich am Flughafen, aber sie ist allein wieder nach Hause gefahren, mich hatten nämlich auch die ›Jungs‹ von der Behörde erwartet, und es hat lange gedauert: den ganzen Tag, die folgende Nacht und noch einen Tag …«

»Die haben Sie bedroht und erpresst …«

Er winkt ab. »Es ist nicht nur das. Ich habe Angst, natürlich. Und ich fühle mich gedemütigt, es beleidigt mich jedes Mal, wenn ich einen von ihnen auch nur sehe. So auch jetzt, hier … Herrgott, ich habe gedacht, hier, wo es ältere zivile Traditionen gibt …

Aber das Schlimmste bleibt, dass es mir nicht gelungen ist – ich kann einfach nicht aufhören, mich nach Italien zu sehnen«.

* * *

Den beiden Reisenden war dann noch ein kurzer Aufenthalt in Dresden vergönnt. Ob aber auch L. mitgefahren ist, kann heute niemand mehr sagen. Denn der Maler ist einige Jahre später, jedenfalls noch vor dem Sturz des Diktators in seiner Heimat, an einer schweren Krankheit gestorben – oder vielleicht doch an jener mächtigen Liebe, die ihm verwehrt wurde? Die Frau, um die es dabei ging, erfuhr seine ehemalige Reisegefährtin, die jetzt im Ausland lebte, von einer aus Bukarest angereisten Kollegin, war etwas ganz Besonderes, eine zarte Schönheit wie Simonetta Vespucci, sie trug immer weich fallende Gewänder und breitkrempige Hüte. Seine Gattin aber hat ihn nicht freigegeben, sie hat um ihren Mann gekämpft und ist, so sagen alle, immer schon die Stärkere gewesen.

Und sie selbst, die ehemalige Reisegefährtin des Malers, kann sich heute nicht mehr erinnern, ob der invalide Übersetzer damals mit ihnen nach Dresden gefahren ist. Es sei auch nicht wichtig, meint sie. So lebhaft ihr noch die erschütternde Begegnung mit der ehemaligen Schönheitskönigin unter den Städten gegenwärtig ist, deren Kuppeln und Türme damals noch nicht wiederaufgebaut waren, die aber dennoch, vor allem wenn es auf den Abend zu ging, Konturen von bestechender Anmut in den sich langsam verdunkelnden Himmel schrieb – und die Amseln, die Amseln sangen ganz früh schon am Morgen, man hörte sie im Hotelzimmer, das war ungewohnt, in Bukarest

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 142 02.02.17 11:55

gab es im Stadtzentrum nur Spatzen –, so abwesend ist in ihrem Gedächtnis, in diesem Zusammenhang, L. Nach seinem Malheur mit dem entzündeten Beinstumpf taucht er in keinem der Bilder mehr auf, an die sie sich erinnert.

Statt dessen sieht sie sich und den Maler, wie sie an jedem der kostbaren Tage in Dresden, zu den Alten Meistern pilgern und erinnert sich auch an das leider uneingelöste Versprechen, später einmal wiederzukehren. Sie sieht, wie sie durch die Straßen spazieren, über Brücken, am goldenen Kurfürsten auf seinem sich hoch aufbäumenden goldenen Ross vorbei. Oft geht auch ein Dritter mit, ein älterer Künstler, der sein ganzes Leben hier verbracht hat und ihnen die Stadt zeigen will. Seit 45, seit Dresden brannte, erzählt er, malt er immer nur brennende Städte, davon kommt er nicht los. Und wenn er einmal fühlen wird, dass es mit ihm zu Ende geht, wird er ein großes Autodafé veranstalten und all diese Bilder verbrennen, denn wem könne man so ein Erbe schon zumuten?

Am letzten Tag dann hätten sie, wieder mit offizieller Begleitung, in Pillnitz dicht am Ufer der Elbe gestanden, hätten zum Schloss hinübergeschaut und ins breit und still fortgleitende Wasser. Die Elbe, hätte sie damals gedacht, fließt nach Hamburg. »Ja, so war das in jener Zeit, wir glaubten, das wirkliche Leben sei drüben.«

BRUNO UND DIE ANDEREN

Es regnete in Strömen, den ganzen Tag schon hatte es geregnet. Und es war kalt. Lisa ging, zusammen mit einer anderen, etwas jüngeren Frau, neben einem Pferdewagen her. Manchmal griff sie nach der Seitenleiter des Wagens, um sich festzuhalten, denn ihr schwindelte. Ihre Kleider waren durchnässt, und die Schuhe voll Wasser, sie fror aber schon seit einer ganzen Weile nicht mehr, nur ab und zu lief ein Frösteln über ihren Rücken.

Der Fuhrmann ging vor den beiden Frauen und führte das Pferd am Halfter, ein großer, zweitüriger Schrank nahm die ganze Länge des Wagens ein.

Noch vor dem Haus der Buchhändlerin, beim Aufladen, hatte es Streit gegeben. Sein Wägelchen sei ja gar nicht für Möbeltransporte geeignet, darauf beharrte der Fuhrmann, und ob es denn wirklich nötig sei, den Schrank noch heute bei diesem abscheulichen Wetter in die Klosterschule der Englischen Fräulein zu bringen? Ob das nicht bis morgen Zeit hätte?

Aber die Frauen verlegten sich aufs Bitten. Die jüngere, die Buchhändlerin, kannte der Mann, sie war Witwe, hatte ein Kind, und er wollte ihr behilflich sein. Bestimmt brauchte sie das bisschen Geld, das ihr die Nonnen für das alte Möbelstück zahlten mochten. So gab er schließlich nach und sie fuhren los, im strömenden Regen.

Egal, Lisa wollte gehen und an nichts denken, mechanisch nur gehen, das hier musste getan werden, jemand musste es tun, und sie selbst hatte gar keine andere Arbeit und sah auch sonst nichts vor sich. Sie schloss die Augen. An nichts denken. Aber der Strom, der sich durch ihr Bewusstsein wälzte wie die trüben, vom Regen gepeitschten Wasser der Donau – dort unten, links, gar nicht weit von hier –, ließ sich nicht aufhalten. Heute war ihr dreiundvierzigster Geburtstag. Sie konnte es kaum glauben. Erst dreiundvierzig Jahre alt, sie fühlte sich wie hundert und mehr.

Vor einem Jahr, als sie zweiundvierzig wurde, waren sie auch schon seit Monaten auf der Flucht, damals noch im äußersten Westen des Landes, aber wie anders, wie

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 143 02.02.17 11:55

anders war alles, ihr Vater und ihre Mutter lebten damals noch, und sie hatte zwei Kinder. Zwei …

Sie blieb stehen, griff nach der Wagenplanke, die Buchhändlerin zerrte sie weiter, und sie ging. Aber der Damm war gebrochen, die Flut der schrecklichen Bilder stürzte herein … Das überlebt niemand. Sie hat nach dem Unglück so getan, als lebte sie weiter, als wäre sie noch dieselbe, denn sie hatte ja noch das andere Kind.

Als jemand ihr eines Tages Schlaftabletten gegeben hat, hat sie sie genommen.

Als sie aufwachte – wie viel Zeit war vergangen? –, hörte sie ihre Tochter mit jemandem sprechen. Sie stemmte sich hoch. Da war eine junge Frau im Zimmer, ganz ratlos sah sie aus, bedrängt. Die kam jetzt nahe ans Bett heran und stellte sich vor: »Ich bin Buchhändlerin hier in der Stadt«, sagte sie, »ich bin gekommen, weil ich von Nachbarn gehört habe, dass hier Flüchtlinge wohnten, die Deutsch miteinander sprechen, sie seien Deutsche oder so. Und ich brauche dringend Hilfe. Sie können sich nach mir erkundigen, die Leute kennen mich, wir waren immer angesehene Leute in dieser Stadt, Sie können Vertrauen haben.«

Und dann erzählte sie: Im vorigen Jahr, im August, als Rumänien plötzlich die Fronten gewechselt hatte, gab es hier an der Donau auf einmal so viele deutsche Soldaten, die waren auf dem Rückzug aus der Ukraine, wo die Front zusammengebrochen war, und in dem heillosen Durcheinander, das damals herrschte, schafften es manche nicht, rechtzeitig zu ihren Einheiten zu gelangen. Keiner wusste ja auch, was weiter geschehen würde, ob die Front sich nicht doch noch hier festigen würde. Manche versteckten sich, um nicht von den Russen gefangen zu werden, auch ihre Schwester hatte einen Deutschen versteckt. Sie dachten ja alle, es sei nur für kurze Zeit, es würde zu einem Gegenangriff kommen und die Versprengten würden sich zu ihren Leuten durchschlagen können. Aber dann waren die Russen Herren im ganzen Land, die Front war weit weg und zog immer weiter. Die versteckten Deutschen und ihre Beschützer, die Leute, die sie versteckt hatten, saßen in der Falle. Als es für ihre Schwester zu gefährlich wurde, hat sie selbst den fremdem Soldaten zu sich genommen, sie hatte unter dem Dach ein besseres Versteck, da konnte er die meiste Zeit verbringen – ihre Familie nur und einige gute Freunde wussten, dass er da war. Abends, wenn kein fremder Mensch in der Nähe war, kam er herunter, ging später, nachts, auch schon mal in den Hof. Er war ein stiller Mensch, freundlich zum Kind, machte dem Kind allerhand Spielsachen. Vor einiger Zeit aber hatte eine gute Bekannte ihr gesagt, dass auch sie einen Deutschen versteckt hielt, sie hatten die beiden nachts manchmal zusammengebracht, damit sie miteinander redeten, kein Mensch kann ja leben, wenn er nicht mit jemandem spricht. Und dann hat es sich irgendwie ergeben, dass noch ein Dritter dazukam, ein junger Offizier. Der aber war nicht wie die beiden anderen, er war ein fanatischer Mensch und hatte einen Revolver, da sind sie alle ängstlich geworden.

Und die Buchhändlerin bat Lisa, doch zu ihr zu kommen, wenn die drei einmal beisammen sind, und dem jungen Offizier – Walter hieß er – ins Gewissen zu reden, man wird weich, wenn man in der Fremde die eigene Muttersprache hört, und ihm zu erklären, dass man sie alle auf der Stelle erschießen würde, wenn man bei ihm eine Waffe fände, und dass man die Waffe in die Donau werfen müsse, wo das Wasser am tiefsten ist.

Die junge Frau kam auch bald wieder, an einem der nächsten Abende schon – spät, es war fast Nacht –, sie sah jetzt entspannter aus, man hätte sagen können, froh. Ein Bru-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 144 02.02.17 11:55

der ihres Schwagers, erzählte sie, der in der Hauptstadt studiert, sei für einige Tage zu Besuch in der Stadt, man hat ihm von den Schwierigkeiten mit Walter erzählt, er hat sich hinführen lassen, hat den Offizier streng zur Rede gestellt, ihm den Revolver einfach weggenommen und hat versprochen, die gefährliche Waffe irgendwo, weit außerhalb der Stadt, in die Donau zu werfen. Auch hat der junge Verwandte gesagt, er selbst werde dieser Tage in ein ihm bekanntes Nonnenkloster in der Nähe von Tecuci fahren und die Oberin (eine noch junge, aber kluge und mächtige Frau) bitten, einen, vielleicht sogar zwei der jetzt noch hier Verborgenen zu übernehmen. Das sei ein streng nach orthodoxen Glaubensregeln geführtes Haus, weit abgelegen von allen Verkehrswegen, dort komme, vor allem jetzt, da der Winter vor der Tür stehe, kein Mensch so einfach vorbei.

Lisa ging mit, zum Haus der jungen Frau. Die kleine Buchhandlung, die schon seit mehr als einem halben Jahr geschlossen war, nahm in dem nach hinten langgestreckten Haus den größten, an der Straße gelegenen Raum ein und eine kleinere Kammer dahinter. Die beiden Frauen gingen daran vorbei in den Hof und betraten das Haus durch die von einem farbigen Glasbaldachin überdachte Eingangstür zur Wohnung. Sie durchquerten einen Raum, dann noch einen und einen dritten, in dem der kleine Sohn der Buchhändlerin schlief, und kamen schließlich, durch eine Tür, die ihnen auf ein Zeichen hin von innen geöffnet wurde, in eine Art Wohnküche. Hier saßen an einem Tisch drei junge Männer in Kleidern, die, das sah man gleich, nicht für sie gekauft oder angefertigt worden waren, und tranken Tee. Sie standen auf, als die beiden Frauen eintraten, und stellten sich Lisa vor: Walter, der jüngste, war trotz seiner Jugend schon Hauptmann; er stammte aus Düsseldorf, war gleich nach dem Notabitur in den Krieg gezogen, hatte nie etwas anderes vorgehabt, als Offizier zu werden. Er war eher klein von Wuchs und hellblond, hatte einen kleinen, verkniffenen Mund. Er war höchst unruhig. Hans-Joachim, ein baumlanger, sehr blasser Mensch, hatte in Berlin Germanistik studiert, bevor er einberufen wurde. Er liebte, wie Lisa schon während dieses ersten Besuches erfuhr, Hölderlin und schrieb auch selbst Gedichte, im Stabreim. Und schließlich Bruno, mit 29 Jahren der älteste unter den dreien, ein Elektriker aus dem Elsass. Er passte am besten in die fremden Kleider, die er trug. Ein Mann mittlerer Größe, von dunklerer Gesichtfarbe als seine beiden Gefährten, schien er nachdenklich und schwieg die ganze Zeit. Erst später, als er Vertrauen fasste, erfuhr Lisa das eine und andere von ihm: dass er verheiratet war und zwei kleine Söhne hatte, dass seine Heimat schön war und er gerne dort gelebt hatte, obwohl jedes Mal alles von heute auf morgen brutal verändert wurde, wenn man ein anders Vaterland bekam. Bei seiner Taufe, noch zu Kaiser Wilhelms Zeit, hatte der Pfarrer seinen Namen auf der ersten Silbe betont, und so riefen ihn auch seine Eltern, als er aber in die Schule kam, war das Elsass französisch geworden und der Akzent sprang auf die letzte Silbe, dann, als die Deutschen, im Krieg, erneut einzogen, zurück auf die erste. Und wäre er jetzt zu Hause, würde er wieder Brunó heißen. Aber wie konnte er je wieder dorthin gelangen?

Wenig später brachten sie Walter in den Süden der Moldau in dieses Kloster bei Tecuci. Sie färbten dem jungen Mann vorher die Haare, aber das gelang nicht recht, und sie setzten ihm für die Reise eine Wollmütze auf. Sie umwickelten seinen Hals mit weißem Verbandzeug und schlangen einen Schal drum herum. Er sei krank und habe seine Stimme verloren, würden sie sagen, sollte ihn jemand ansprechen wollen. Dann stellte sich Lisa mit ihm und ihrer Tochter (sie konnte es nachher selbst nicht fassen, dass sie

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 145 02.02.17 11:55

das Kind auf diese gefährliche Reise mitgenommen hatte!) an jener Straßenecke auf, an der sie abgeholt werden sollten. Walter, der seit langer Zeit nicht mehr bei Tageslicht auf einer belebten Straße gewesen war, schien aufgeregt. Sie bestiegen, als es soweit war, das offene Geviert eines klapprigen Lasters, der irgendwohin, in die Nähe des Klosters, Baumaterial zu transportieren hatte (vorne, beim Fahrer, saßen schon zwei alte Bäuerinnen). Es war kalt dort oben im Fahrtwind, auch wurden sie die ganze Zeit gewaltig geschüttelt, und als Lisa zu Walter hinblickte, sah sie, dass sein Gesicht ganz blau war, man hätte ihm gut und gerne eine schwere Erkrankung der Atemwege glauben können. Als dann plötzlich ein Sowjetsoldat am Wegrand stand und den Wagen anhielt, dachten alle drei: »Jetzt ist es aus.« Aber der Russe wollte nur bis zum übernächsten Dorf mitfahren und schwang sich von hinten als vierter Passagier auf die Zementsäcke und Balken. Lisa begann sofort eine lebhafte Konversation auf Russisch – dass sie seit ihrer frühen Jugend fließend und akzentfrei Russisch sprach, hatte sich, seit die neuen Besatzer im Land waren, schon oft als Chance erwiesen – und hörte nicht auf zu erzählen, bis der Soldat aussteigen musste.

Noch beschwerlicher wurde dann, vom Abend bis in die späte Nacht, der Rückweg. Sie mussten viele Kilometer weit zu Fuß gehen, bis zur nächsten Bahnstation, und dann, in überfüllten Zügen, bis in die Stadt fahren, die jetzt ihr Aufenthaltsort war.

Bald darauf hörte man, es habe im Nonnenkloster bei Tecuci eine Hausdurchsuchung gegeben und Walter sei von den Russen gefangen genommen worden. Da entschloss sich Lisa, ihre Tochter zu Verwandten in die Hauptstadt zu schicken.

Und eines Tages wurde Bruno ernstlich krank. Zuerst dachten sie, es sei nur eine Magengrippe und würde vorübergehen, aber dann verfärbte sich seine Haut und er wurde zusehends schwächer.

Heftige Übelkeitsanfälle schüttelten seinen mageren, braun-gelben Körper, und wenn sie nachließen, lag er völlig erschöpft da, nur sein Schädel schien größer geworden. Die Frauen waren überzeugt, er habe Gelbsucht, viele Menschen litten in dieser Zeit des brutalen Mangels und der fehlenden Hygiene an dieser Krankheit. Ein befreundeter Medizinstudent, den sie gebeten hatten, zu kommen, bestätigte die Vermutung, konnte aber nicht helfen. Man hätte den Kranken in ein Spital bringen müssen, aber das war ausgeschlossen. Sie flößten ihm Kräutertee ein und versuchten es auch mit gesüßtem Brei, er konnte aber nur selten etwas behalten. Man hatte ihn nicht mehr in den Verschlag unter dem Dach gebracht, sondern sein Lager in einem kleinen Raum bereitet, der früher als Speisekammer gedient hatte. Hans-Joachim saß stundenlang bei ihm und hantierte, wie die Frauen es ihm gezeigt hatten, mit feuchten Tüchern.

Als Lisa und die Buchhändlerin mit dem Wagen vor der Klosterschule der Englischen Fräulein angekommen waren, dunkelte es schon und der Regen war in Schnee übergegangen. Lisa schellte, ging hinein und kam sehr bald mit der Schwester Pförtnerin und zwei Dienstmännern zurück. Sie trugen den Schrank in eines der Nebengebäude, das sie sorgfältig abschlossen.

Erst spät in der Nacht sind dann die beiden Männer, diesmal mit der Oberin und einem jungen Priester, in den Garten gegangen und haben dicht an einer Hecke eine schmale Grube geschaufelt, eigentlich ein kurzes Stück Graben. Sie gruben tief und so schräg, dass der Tote unter der Hecke zu liegen kam.

(Mit freundlicher Genehmigung des Rimbaud Verlages Aachen)

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 146 02.02.17 11:55

ELISABETH AXMANN, geboren 1926 in Sereth, in der Bukowina (die Provinz war bis 1918 Österreichisches Kronland gewesen und kam nach dem Zerfall der Habsburger Monarchie zu Rumänien), hat ihre Kindheit und Jugend in verschiedenen Städten Rumäniens verbracht. Seit 1941 besuchte sie das »Deutsche Mädchenlyzeum« in Hermannstadt, das sie nach zweijähriger Unterbrechung durch Kriegsgeschehen und Flucht 1946 absolvierte. Anschließend studierte sie Philosophie, Germanistik und Rumänistik in Klausenburg, arbeitete zunächst an einem wissenschaftlichen Institut, wurde aus politischen Gründen entlassen, kam in Bukarest zur Zeitung *Neuer Weg*, schrieb über bildende Kunst, Literatur sowie Musik, wechselte 1970 zur neugegründeten deutschen Abteilung des Kriterion Verlages und 1972 zur Zeitschrift *Neue Literatur*. 1977 kehrte sie von einer Reise in den Westen nicht mehr nach Rumänien zurück und lebt seither in Köln, wo sie 23 Jahre lang für die *Deutsche Welle* (vor allem Kunst- und Literaturkritik in rumänischer Sprache) schrieb. Seit 2003 veröffentlicht der Rimbaud Verlag (Aachen) ihre Bücher. Bisher sind erschienen: die Gedichtdammlungen *Spiegelufer* bzw. *Glykon*, der Erinnerungsband *Wege*, *Städte* sowie zwei Veröffentlichungen essayistischen Inhalts *Fünf Dichter aus der Bukowina* und *Die Kunststrickerin*.

Elisabeth Axmann hat die letzten Korrekturen an ihrem literarischen Beitrag wie immer freundlich und kompetent begleitet. Am 21. April 2015 ist sie gestorben. Das IKGS und die Redaktion der "Spiegelungen" verloren auf diese Weise eine herausragende Mitarbeiterin und Autorin, eine Persönlichkeit, die stets sachkundig, freundlich und hilfsbereit war. Ihre Verdienste um die deutschsprachige Literatur und Publizistik Südosteuropas bleiben unvergessen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 147 02.02.17 11:55

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 148 02.02.17 11:55

Gedichte

Von Monika Kafka

kindheitsland

was aber war dort – schön
ich erzählte dennoch

vom überschaubaren
glück zwischen steinen
und wie es ausfranste /gelegentlich/
wenn hände voll vom tage noch
das haar der nacht durchkämmten
damit der morgen heller scheine

von erdschweren liedern
und jahrhundertschatten
die selbst auf jungen wegen lagen

vom *frühen brot der jahre**
im torbogen der dunkelheit
das geteilt und nicht gebrochen

aber es gab ja dort nichts –
und ich schämte mich /ein wenig/
weiterhin von diesem nichts
zu sprechen und dann viel mehr

als das umgestürzte leid
ferngeflimmt durch jedes zimmer ging
*im land der schokolade und bananen***
überlebte mir mein kindheitsland
einzig im gedicht

---

* *Paraphrase nach Heinrich Böll*
** Titel eines Kinderbuchs von Karin Gündisch

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 149 02.02.17 11:55

dass es mich anrührt,

so ein aufgerissenes stück land
im delta des po, lehmig
die brocken in unmäßigen
reihen der sonne aus-

gesetzt wie die geradlinig
durchpflügten äcker, braungenarbt
dem milchigen licht des himmels
überall im westerwald

sattschwarz schließlich und
glänzend, die erinnerte erde
meiner kindheit, tragend
im widerspruch zur magerzeit

dass es mich anrührt
wenn sich der nebel im spiegel hebt
seh ich die furchen, alle
führen sie durch mich

Ursprünglich veröffentlicht:
http://www.blaueschublade.de/RundbriefJuni2014.pdf

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 150 02.02.17 11:55

mein fenster öffnet sich heute
nach osten
über frisch verputzte wiesen
steigt der tag durchs spinnennetz

verrußte bilder
feiern auferstehung
während die schlote schweigen

mutter lächelt wieder
die wäsche weiß und trägt das grüne
kleid bemooster quellen

vater verkauft hoffnung
für einen händedruck /und mehr/
überstunden inklusive

barfuß hängt der sommer
an der leine, im gegenlicht
wird vieles überblendet

die spinne
fädelt weiter die zeit

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 151 02.02.17 11:55

»Du kommst wieder und wieder
durch mein Denken gegangen« – Paul Celan

wie diese grünen Gewitter, damals,
durch den schweigenden Garten
selbst im Winter, sagtest du,
schlafen die Farben nur unter dem Schnee

und hobst das weiße Tuch
von deiner Staffelei, Großmutter,
fiel mir das Bunte, unvollendet noch
entgegen mit jedem Pinselstrich

deine Hand war satter Sommer
und meine erste Poesie

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 152 02.02.17 11:55

Großmutter löscht den Tag
aus der Petroleumlampe
steigt Aladin, kein Wunder

ich weiß, neben dem Gassentor
erwachen die Lupinen, leuchten
Däumelinchen im Schlaf

Der Ofen verschluckt sein eigenes
Feuer, wenn die Schneekönigin
das Zimmer durchbraust, kein Wunder,

Großmutters Worte:
Kreidespuren in der Dunkelheit

Ursprünglich veröffentlicht:
http://schluesselworte.blogspot.de/
http://blog.unternehmen-lyrik.de/tag/monika-kafka/

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 153 02.02.17 11:55

MONIKA KAFKA, geboren 1960, lebte seit 1981 in München. Nach dem Studium der Germanistik und Romanistik war sie als Buchhändlerin und Autorin tätig. Sie hat ihre literarischen Texte in Zeitschriften bzw. Zeitungen, u. a. *Spiegelungen*, *Federwelt*, *Podium*, *Entwürfe*, *Wortschau*, *Kaskaden*, und Sammlungen veröffentlicht, so auch in der internationalen Lyrikanthologie *10 mal 10* oder *Vanderbilt Berlin Wall Project*. 2009 erschien im Verlag TD Textdesign ihr Gedichtband *im grüngefädelten licht*. Im Web war Kafka mit ihrem Blog *schlüsselworte* präsent. Unter diesem Titel wird 2015 auch ein Band mit Lyrik und Prosa von Monika Kafka veröffentlicht.
Die Redaktion hat mit tiefem Bedauern erfahren, dass die Dichterin am 30. April 2014 nach kurzer, schwerer Krankheit gestorben. Die uns zugeschickten Gedichte veröffentlichen wir mit der freundlichen Genehmigung der Familie.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 154 02.02.17 11:55

Lauter Ausreden

(Erstes Kapitel aus dem Roman *Die gläserne Bibliothek*)

Von Werner Söllner

Wie ich mit der unsichtbaren Geige schwanger im Raum liege und Besuch von meinem toten Großvater bekomme – Die geheimnisvollen weißen Kügelchen – Krieg und Frieden in den Abruzzen und in der Kneipe – Dr. Sorgenfreis erster Besuch und seine Ermahnungen, den Sack von meinem Hals loszubinden, um im Meer des Lebens schwimmen zu können – Das linke Ohrläppchen meines toten Großvaters, der Dorfgendarm Negrea und der Jude – »Melde gehorsamst dass ja.« – Wie ich den Anfang der großen, dunklen und schweren Geschichte erzähle und mit meiner toten Großmutter Brot backe – Von der Notwendigkeit, allerlei optisches Gerät mit auf die Reise zu nehmen.

Da haben wir die Geschichte, das Malheur ist passiert. Ich habe einen Paganini und liege in meinem Arbeitszimmer, auf dem Fußboden, rücklings. Rechts von mir stehen die Regale mit Büchern, die ich von Zeit zu Zeit noch brauche, aus Gründen, über die noch zu reden sein wird. Und links kann ich, wenn ich den Kopf ein wenig wende, durchs Fenster blicken, hinaus in den farbigen Herbstnachmittag. Irgendwo in einem Nebenzimmer liegt mein toter Vater und passt auf mich auf, damit ich keine Dummheiten anstelle, denn ich bin schwanger und muss auf mich aufpassen.

Da haben wir die zweite Geschichte, das Malheur ist passiert. Den Hund Suso hat man aus meiner Nähe entfernt, und auch von den andern kann keiner mehr zu mir herein, das Malheur ist passiert. Was war, war. Für gar nichts ist jetzt eine gute Zeit, aber darüber wird noch zu reden sein, wenn meine Schwangerschaft gut verläuft und ich das Böse gebären kann, das von der Welt kommt. Jetzt ist Sauregurkenzeit, denn das Malheur ist passiert, da haben wir die dritte Geschichte im Raum. Zwanzig Bücherregale stehen darin, fünf breite Regale auf jeder Seite, verdecken alle Seiten außer zweien: Ihre Höhe, die sich mit der Höhe des Stockwerks deckt, übertrifft nur wenig die Größe eines normalen Angestellten, des Archivarius Lindhorst. Eine der freien Wände öffnet sich auf einen schmalen Gang, der in eine andere Galerie einmündet. Links und rechts am Gang befinden sich zwei winzig kleine Kabinette. In dem einen kann man im Stehen schlafen, in dem anderen seine Notdurft verrichten. Hier führt die Wendeltreppe vorbei, die sich abgrundtief senkt und sich weit emporhebt. In dem Gang ist ein Spiegel, der den Schein getreulich verdoppelt. In diesem Raum liege ich auf dem Fußboden, ein bisschen niedergeschlagen und schwanger mit der ganzen Geschichte, diesem Malheur. In einem der beiden Kabinette, dessen Wände innen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 155 02.02.17 11:55

ebenfalls mit quadratischen Spiegeln verkleidet sind, schlafen, von so viel Liebe erschöpft, Narziss und Psyche. Als die beiden aufwachen, betreten sie das andere Kabinett, um ihre Notdurft zu verrichten. Ich strecke die linke Hand zum Schreibtisch aus, um mich daran festzuhalten, aber plötzlich merke ich, dass in meinem Arm eine Geige ist. Im Spiegel sehe ich ihren Schein getreulich verdoppelt, obwohl ich nicht weiß, wie ich hier, wahrscheinlich zu spät, zu einer Geige gekommen sein könnte. Aber die Finger meiner linken Hand greifen in die unsichtbaren Saiten, die Hand bebt, aus dem Gelenk, in einem schön durchgehaltenen Tremolo. Ich habe unangenehme Erinnerungen an die Zeit, als ich Musikunterricht auf der Geige beim hinkenden Lehrer Bortos nahm; und ich war froh, als es mir im Alter von neun Jahren gelang, Scharlach zu bekommen, damit der Unterricht endlich mit Anstand abgebrochen werden konnte. Die langen Hosen, die ich damals zum ersten Mal tragen durfte, sind mir zu kurz geworden. Aber ich trage sie immer noch, und damit hätten wir die vierte Geschichte, das Malheur ist passiert. Umsonst versuche ich, mich aufzurichten und andere Hosen anzuziehen, meine Finger zittern, ich spiele auf der unsichtbaren Geige ein Lied, das ich vergessen habe. Ich spiele es, damit ich mich daran erinnern kann. Du hast einen Paganini, sagt mein toter Großvater, der jetzt rittlings auf dem Fensterbrett sitzt und im Begriff ist, das andere Bein ins Zimmer zu schwingen. Du hast einen Paganini, sagt er und lacht laut, wie früher, so dass die Vögel draußen schweigen. Einigermaßen verwundert schaue ich ihm zu, wie er sich jetzt ganz in mein Arbeitszimmer hereinschwingt und sich aufmerksam und, wie ich meine, auch ein bisschen misstrauisch umschaut.

Mein toter Großvater ist ein langer, hagerer, dunkelhaariger Mann, der auch jetzt noch, ganz wie zu seinen Lebzeiten, unrasiert herumläuft. Er hat von der Sonne verbrannte Haut und schwielige Hände. Ich sehe ihn mir genauer an, wie er vor dem Fenster steht, leicht vornübergebeugt von der Hagerkeit und von der jahrelangen Feldarbeit. Er blickt sich um, unruhig, ein wenig gespannt. Die fremde Umgebung behagt ihm nicht, man sieht es ihm an. Nun bist du also im Reich, sagt er, und hast doch schon einen Paganini. Unzufrieden schaut er auf meine immer noch bebende linke Hand und schüttelt den Kopf. Kalt ist es hier, sagt er und reibt sich die Hände. Wo ist die Kammer bei euch?, fragt er. Ich antworte nicht, sondern schaue ihm bloß zu und spiele weiter auf meiner unsichtbaren Geige. Na, dann eben nicht, sagt mein toter Großvater und setzt sich vorsichtig auf den Polstersessel zu meinen Füßen, aber das geht nicht von allein weg, da muss er schon einen richtigen Schluck nehmen. Er steht auf und öffnet die Tür von meinem Arbeitszimmer zum Flur. Ich kann mir schon denken, was er sucht in der Kammer, im dunklen kühlen Kämmerlein hinter der Küche, mit den vielen Einmachgläsern auf den Regalen aus roh gezimmerten Brettern, mit den geräucherten Würsten und Schinken und Speckseiten an den Haken im Mauerwerk, mit dem hölzernen Bottich, aus dem es scharf nach gesalzenem Käse aus Büffel- und Schafsmilch riecht. Er tappt vorsichtig durch die Wohnung, wahrscheinlich will er die tote Großmutter nicht wecken, die einen so leichten Schlaf hat, dass sie es merkt, auch wenn er die Kammer barfuß betritt, das dunkle kühle Kämmerlein hinter der Küche, und nach der Literflasche mit dem doppelt gebrannten Pali, dem botokudischen Pflaumenschnaps, sucht, die sie noch tags zuvor irgendwo hinter den Einmachgläsern vor ihm versteckt hat. Die tote Großmutter ruht sich aus und passt auf den toten Großvater auf, damit er keine Dummheiten macht. Sie weiß, er findet die Flasche, auch wenn sie diese noch so gut versteckt hat, damit noch bis Weihnachten etwas übrig bleibt für die Gäste.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 156 02.02.17 11:55

Mein toter Großvater tappt durch die große Wohnung im Reich und sucht nach der Kammer, aber er findet sie nicht. Ich habe mein Scherzo gerade beendet und lege die unsichtbare Geige ein paar Augenblicke aus der Hand. Ich denke an meinen toten Vater, der sich ausruht und auf mich aufpasst, ich will ihn mit meinem Kratzen auf der Violine nicht wecken. Mein toter Großvater kommt zurück, er steigt über mich und steht jetzt vor dem Fenster. Draußen ist ein schöner, farbiger Herbstnachmittag. Na, sagt er, von nichts kommt nichts. Und er sagt: Na, wo hast du sie denn. Und er wartet einen Augenblick, weil ich nicht antworte, dann sagt er: Deinen Paganini hast du doch auch nicht von nichts bekommen. Sag schon, wo hast du sie. Ich denke, das bin ich meinem toten Großvater schuldig, wenn ich schon nicht zu seinem Begräbnis gegangen bin, dass ich ihm wenigstens einen Schluck zur Begrüßung anbiete, leise, so dass Großmutter nichts hört, dass sie nicht aufwacht und Zeter und Mordio schreit, weil mein Großvater nicht aufhören kann, wenn er einmal damit angefangen hat. Ich weiß, mein Großvater war für seine Verhältnisse schon zu Lebzeiten ein verständiger und gebildeter Mann, deshalb sage ich nur: Brehms Tierleben, zweiter Band. Die Augen meines toten Großvaters leuchten im Halbdunkel meines Arbeitszimmers. Zielstrebig geht er an die Bücherwand und sucht. Er braucht nicht lange zu suchen. Er zieht das Buch aus dem Regal, greift mit der anderen Hand dahinter und strahlt nun über das ganze Gesicht. Als er sich wieder zu mir umdreht, hat er den Napoleon in der Hand und sagt strahlend: Melde gehorsamst dass ja. Er stöpselt die Flasche auf, riecht daran, verzieht den Mund, nimmt einen Schluck, räuspert sich, stößt einmal kurz und heftig Luft aus und streicht sich mit der Hand über den Mund, so dass die Bartstoppeln an der trockenen Haut kratzen. Zer Gesandj, sagt mein toter Großvater in seiner Sprache, zur Gesundheit, in einer Art von Deutsch, in irgend so einer deutschen Sprache, die man nur in Botokudien versteht. Zum Wohl, sagt er noch einmal, schwingt sich übers Fensterbrett und macht es sich auf dem dicken Ast des Kastanienbaums bequem, der vor meinem Fenster auf der Straße wächst. Aus sicherer Entfernung hält er mir die Flasche hin, zieht sie aber gleich wieder an sich. Ich weiß nicht, warum mein toter Großvater mir nicht auch einen Schluck aus der Flasche geben will, jetzt, wo auch mein Vater gestorben ist und nicht mehr auf mich aufpasst, damit ich keine Dummheiten anstelle. Ich weiß es nicht. Aber ich vermute, er will nicht mit mir teilen.

Es ist jetzt Nacht, dunkle Nacht im tiefen Winter. Ich bin aus dem Zug gestiegen, in den meine Mutter mich vor zehn Stunden geschoben hat. Die dicke freundliche Frau im Abteil hat gut auf mich aufgepasst, an irgendeinem der vielen Bahnhöfe an der Strecke hat sie mir sogar eine Limonade gekauft, die nach Staub, Himbeeren und Waschpulver schmeckte. Man hat gut aufgepasst auf mich während der Reise, man hat die Brote ausgepackt, die meine Mutter mir mitgegeben hat, und ich habe sie aufgegessen. Ich war brav während der Reise, ich habe nicht geweint und ich habe nicht in die Hosen gemacht. Ich war höflich zu der dicken freundlichen Frau, und als ich mit ihrem Jungen Karten spielte, habe ich schön brav, wie es sich gehört, verloren. Aber es hat sich ausgezahlt, denn jetzt bin ich angekommen, es ist Nacht, dunkle Nacht im tiefen Winter, ich bin aus dem Zug gestiegen, und mein toter Großvater steht auf dem Bahnsteig, lang, dünn und dunkel, und von seinen Lippen steigen Dampffähnchen auf, als er mich fragt: Na, bist du angekommen, mein Lieber? Und ich antworte auf seine Frage: Melde gehorsamst dass ja. Und mein Großvater lacht lauthals, und er umarmt mich und hebt mich hoch, hoch in die dunkle kalte Winternacht, in der man die Dampflokomotive zischen und schnaufen hört und die Trillerpfeife des Schaffners und das Bellen der Hunde. Mein Großvater hebt mich hoch und gibt mir einen Kuss, der

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 157 02.02.17 11:55

nach Pali riecht und nach Bartstoppeln schmeckt. Dann wickelt er mich in dicke Schaffelle und hebt mich auf den Leiterwagen, vor den er die Pferde des Nachbarn gespannt hat, weil er selbst keine hat. Mein Großvater setzt sich auf den Bock und greift nach der Peitsche. Bevor es losgeht, fragt er mich, wo ich sitzen will, neben ihm auf dem Bock oder dahinter, im Wagen, wo schon eine Kuhle vorbereitet ist, aus Fellen und Tüchern und Heu. Er weiß, dass ich neben ihm sitzen will, dass ich die Zügel halten will, und ich weiß, dass ich die Zügel erst halten darf, wenn wir die Ortschaft verlassen haben, in der die Hunde in den Höfen vom Geräusch des vorbeifahrenden Wagens aufwachen und zu bellen anfangen, so dass die Pferde in der dunklen kalten Nacht erschrecken, wenn sie spüren, dass nicht der tote Großvater es ist, der die Zügel in der Hand hält, sondern sein kleiner Enkel, der in der Stadt lebt und vom hinkenden Lehrer Bortos Musikunterricht auf der Geige bekommt, damit er einmal etwas anderes als der tote Großvater wird. Ich setze mich also auf den Bock neben meinen Großvater, und ich rieche seinen Schweiß, der nach Pali und nach Schaf und nach Pferd riecht, und ich rieche die Pferde, die nach Pferdeschweiß und nach Pferdepisse riechen, und ich rieche die Nacht, die nach Nacht und nach Schnee und nach dem Räuberwald riecht, durch den wir bald fahren werden. Aber den werde ich nicht mehr sehen, denn bis wir zum Räuberwald kommen, bin ich eingeschlafen, und mein toter Großvater hält den Wagen an und hebt mich vom Bock und legt mich nach hinten, in die Kuhle aus Fellen, Tüchern und Heu. Als er mich hineinlegt, wache ich auf und spüre, wie das Heu an meinem Gesicht kratzt, und ich denke im Schlaf, dass es Großvaters Bartstoppeln sind, und ich denke im Schlaf, dass wir bald im Räuberwald sind, und wenn wir aus dem Wald heraus sind, dann darf ich die Zügel halten, weil wir durchs Hochland fahren, fast eine Stunde lang, die verschneiten Felder entlang, über denen Mond und Sterne blitzen, so dass man nicht weiß, ob es Dolche sind, die in der Schwärze der Nacht stecken, oder vielleicht Eissplitter, die die Pferde mit ihren Hufen von der Straße aufgewirbelt haben. Ich liege also auf dem Rücken in der Kuhle aus Tüchern, Fellen und Heu und schlafe ein, beruhigt, dass ich heute keine Geige mehr spielen muss. Ich schmecke die beiden kleinen weißen Kügelchen auf der Zunge, bevor ich schlucke und einschlafe. Die Reise kann also weitergehen. Und mein toter Großvater sitzt auf dem Bock und pfeift und schnalzt mit der Zunge und sagt »nje«, damit die Pferde schneller laufen, und er zieht die dickbauchige Flasche mit dem neumodischen Getränk aus der Uniformhosentasche und nimmt noch einen Schluck, aber man sieht, dass ihm der Schnaps nicht so recht schmeckt. Er wiegt sich also hin und her, pfeifend, auf dem Ast des Kastanienbaums vor meinem Fenster, und fragt leise, damit Großmutter, die sich ausruht und auf ihn aufpasst, dass er keine Dummheiten macht: Hast du nicht vielleicht etwas anderes, vielleicht einen Selbstgebrannten?

In der Ecke sitzt meine tote Großmutter. Sie ist aufgewacht und sieht das Malheur, meinen toten Großvater. Sie sieht es ihm an den Augen an, dass er damit schon angefangen hat, also weiß sie, dass er jetzt auch nicht mehr damit aufhören wird. Sie sitzt in der Ecke, im Nachthemd, es ist Abend, draußen hört man die Schweine grunzen. Der Hund bellt. Im Ofen knistern die Holzscheite. Meine Großmutter hat sich den Zopf, den sie tagsüber wie eine echte deutsche Frau aus dem Reich ringförmig auf dem Kopf trägt, damit man sieht, dass sie keine Zigeunerin ist, aufgeflochten und sucht jetzt im Nachthemd nach Flöhen, damit sie besser schlafen kann. Sie lässt meinen toten Großvater reden. Mein toter Großvater fängt mit dem Krieg an. Meine Großmutter fürchtet sich, weil sie weiß, dass er, wenn er einmal damit angefangen hat, nicht mehr aufhören kann. Mein Großvater fängt damit an, wie schön er angefangen hatte für ihn

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 158 02.02.17 11:55

damals, der Krieg. Im Dorf, sagt mein Großvater, war nichts Lebendiges mehr vor dem Krieg. Wie ausgestorben war damals das Dorf, das Lebendigste waren die Köter und die Flöhe. Mein Großvater fängt damit an, dass man damals, als in der Welt der Krieg begann, im Dorf gar nichts hörte davon. So tot und ausgestorben war das Dorf. Meine Großmutter sitzt in der Ecke, sucht in ihrem Nachthemd nach den flinken Flöhen und hört zu. Meine Großmutter hört zu und nickt und bekommt ganz leuchtende Augen, als mein Großvater erzählt, wie er, mit fortschreitendem Krieg, konfirmiert wurde und Gottes Segen erhielt.

So sitzt mein toter Großvater auf dem Ast vor meinem Fenster und trinkt immer mehr von dem Napoleon und lacht und schimpft und erzählt, und meine Großmutter sitzt in der Ecke und sucht im Nachthemd nach Flöhen und nickt, weil sie weiß, dass man meinen Großvater nicht unterbrechen darf, wenn er einmal damit angefangen hat. Weil mein toter Großvater aber schließlich aus der Kneipe nach Hause kommen muss, denn es ist Sonntag und Zeit fürs Mittagessen, schickt meine tote Großmutter mich in die Kneipe, damit ich meinen Großvater unterbreche. Ich lege also meine unsichtbare Geige zurück in den Kasten und mache mich auf den Weg zur Kneipe neben der Kirche. Ich bin damals ein Kind und darf meinen Großvater unterbrechen. Wenn ich in der Kneipe angekommen bin, sage ich ihm, dass meine Großmutter mich zu ihm geschickt hat. Er soll nach Hause kommen, sage ich ihm, hat meine Großmutter gesagt. Ich sage es, aber ich will nicht, dass mein Großvater nach Hause kommt. Ich will, dass er noch in der Kneipe bleibt, mit den Zigeunern, den Rumänen und den paar Ungarn, mit dem botokudischen Volk und mit dem Juden. Ich will, dass er noch in der Kneipe bleibt und noch ein bisschen von dem botokudischen Pflaumenschnaps trinkt und vom Krieg erzählt. Er soll erzählen, wie man ihm im Krieg das linke Ohrläppchen abgeschossen hat, auf dem Vormarsch über die Abruzzen, wo mein toter Großvater zuerst den österreichischen Kaiser und später den botokudischen König und seine irgendwie deutsche Heimat verteidigt hat vor den Italienern, die irgendwo in den Abruzzen seine deutsche Heimat in Botokudien erobern wollten. Er soll vom Krieg reden und von seinem Ohrläppchen. Mein toter Großvater soll aber mit dem Krieg schnell an die Stelle kommen, an der sein Leutnant, der junge Graf Matuschka, ihn mit der Gulaschkanone gleich hinter die vordersten Linien geschickt hat, melde gehorsamst dass ja. An dieser Stelle hat der Feind nämlich meinem toten Großvater das linke Ohrläppchen abgeschossen, so dass das Leben meines toten Großvaters an einem seidenen Faden hing und das linke Ohrläppchen in die Gulaschkanone fiel, von wo mein toter Großvater es auf Befehl seines Leutnants, des jungen Grafen Matuschka, melde gehorsamst dass ja, wieder herausfischen musste, weil es dort, melde gehorsamst dass ja, nichts verloren hatte. An dieser Stelle greift mein toter Großvater sich an das linke Ohrläppchen, das er in den Abruzzen vor dem Feind verloren hat, und spricht in der Kneipe zu dem anderen botokudischen Volk vom Wetter, das sich ändern wird. An dieser Stelle erinnert er sich an das Wetter und daran, dass er am nächsten Tag aufs Feld gehen muss, um für das Wohl des ganzen Volkes Gras zu mähen oder zu wenden oder auf den Wagen zu laden und heimzufahren, dorthin wo es für das Wohl des gesamten Volkes gewogen und in den großen Scheunen abgeladen wird, damit es später von anderen Männern abgeholt werden kann, weil das ganze Volk, irgendwo in Botokudien, Not leidet, weil mein toter Großvater irgendwo in den Abruzzen seine Heimat verteidigt hat. An dieser Stelle trinkt mein toter Großvater keinen Napoleon mehr. An dieser Stelle nimmt er mich bei der Hand, damit ich auf dem Heimweg keine Dummheiten mache und nicht in den Straßengraben falle, und wir, mein Großvater und ich, gehen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 159 02.02.17 11:55

nach Hause, vorbei an den alten Frauen und Männern, vorbei an den Kindern, die das Mittagessen schon hinter sich haben und auf den Bänkchen vor den Haustüren sitzen und mir zuschauen, wie ich mich schäme, weil mein Großvater Dummheiten macht und in den Straßengraben fällt. Mein Großvater sagt, nachdem er sich aus dem Graben aufgerappelt hat, dass die Wege und Straßen in seinem Heimatdorf wie ein Irrgarten sind, durch den man nicht nach Hause finden kann. Und ich nehme ihn bei der Hand und führe ihn durch den Irrgarten nach Hause.

Zu Hause sitzt die tote Großmutter unter dem alten Birnbaum auf dem Bänkchen vor der Haustür, weil sie das Mittagessen hinter sich hat, und schämt sich, weil das Malheur schon passiert ist, und nickt und sucht im Nachthemd nach Flöhen. Sie ist aufgestanden, weil sie hört, wie der tote Großvater draußen auf der Straße den Wagen anhält. Sie wirft sich schnell ein Schaffell über die Schultern und läuft in den Hof. Großvater hat mich schon aus dem Wagen gehoben. Ich habe geschlafen und schlafe immer noch. Bald nachdem wir abgefahren sind, habe ich vergessen, dass ich die Zügel halten wollte. Ich habe meinen toten Großvater noch eine Weile pfeifen und mit den Pferden reden gehört. Und ich habe bemerkt, wie mein Großvater von Zeit zu Zeit die Paliflasche aus der weiten Tasche der Uniformhose gezogen und ein paar kräftige Schlucke genommen hat. Einmal hat er mit der Peitsche geknallt, damit die Pferde schneller laufen, denn wir waren im Räuberwald, und irgendwo, gar nicht so weit weg, heulten Wölfe. Die Wölfe konnten uns zwar nichts anhaben, aber die Pferde wären vielleicht durchgegangen. Als wir, mein Großvater, die Pferde und ich angekommen sind im Haus meiner toten Großeltern, habe ich die Großmutter im Hof vor dem Haus gesehen. Es war immer noch dunkle Nacht, und der Mund meiner Großmutter war, als sie mir einen Kuss gab, nass. Der Kuss roch nach Flöhen und schmeckte nach frischem Maismehl und Schweiß. In der Stube stand die Büffelmilch im irdenen Krug auf dem Tisch, damit ich bald zunehmen sollte. Aber ich wollte noch nicht zunehmen, ich wollte schlafen.

Nun liege ich also da in meinem Arbeitszimmer, und das Malheur nimmt seinen Lauf. Im botokudischen Dorf meiner toten Großeltern hat es angefangen, und nun hört es nicht auf. Ich liege in meinem Arbeitszimmer und erzähle. Ich habe kapituliert. Als mein toter Großvater sein linkes Ohrläppchen vor dem Feind verlor, in der Gulaschkanone, als er, gleich hinter den vordersten Linien, auf Befehl seines Leutnants, des jungen Grafen Matuschka, auf den Feind zustürmte und in seiner irgendwie deutschen Sprache den Italienern entgegenrief, er komme, als er, das war 1918, mit nichts als einer Gulaschkanone bewaffnet, kapitulierte, da kam sein Leutnant auf ihn zu und sagte: Lauter Ausreden. So geht es auch mir, wenn ich Dr. Sorgenfrei besuche, erhobenen Hauptes zwar, aber mit der weißen Fahne darüber, und ich ihm dies erzähle und ich ihn schließlich sagen höre: Lauter Ausreden, keiner kapituliert freiwillig. Da muss einem schon ein Ohrläppchen abgeschossen werden oder mehr, dass man die Arme über den Kopf hebt oder sich auf den Rücken legt wie ich in meinem Arbeitszimmer, an einem schönen Herbstnachmittag, in meinem Bunker aus Sätzen. Wenn Dr. Sorgenfrei mich in meinem Bunker besucht und mich auf dem Rücken neben dem Schreibtisch liegen sieht, wenn ich ihm dies und das erzähle, Geschichten aus Botokudien oder von anderswo, Geschichten von 1918 oder von heute, dann hört er mir zu, geduldig hört er mir zu, denn er weiß, dass ich, nachdem ich einmal damit angefangen habe, nicht mehr aufhören kann. Er hört mir also zu und nickt und sucht im Nachthemd nach Flöhen, denn er weiß, wie das mit den toten Großvätern war – und mit den langen Reisen auf Pferdewagen und mit den Irrwegen durch botokudische Wälder, er

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 160 02.02.17 11:55

hört mir so lange zu, bis die Zeit mir zu lang wird, bis ich von selbst merke, dass die Mauern aus Wörtern und Sätzen in meinem Bunker mir nur dazu dienen, mich eine Weile dahinter zu verstecken, so lange, bis ich eine andere Mauer aus Wörtern und Sätzen errichtet habe, hinter der ich mich dann verstecken und zusehen kann, wie die erste Mauer aus Wörtern und Sätzen zusammenbricht. Wie ein Lügengebäude.

Dr. Sorgenfrei lässt mich also reden, so lange ich Lust habe, dann sagt er: Lauter Ausreden, Digressionen. Er hat Recht, der Dr. Sorgenfrei. Aber auch ich habe Recht, wenn ich mich hinter dem Wort Digressionen verstecke und daran denke, was es bedeutet, außer einer lasterhaften Ausschweifung im Reden. Ich nämlich rede mich vorläufig darauf heraus, dass es sich bei dem Wort Digression um einen möglichen Blickwinkel handelt, um etwas wie eine Perspektive, um den Winkel zwischen dem Vertikalkreis eines polnahen Sterns und der Nordrichtung. Früher, hat mein toter Großvater immer gesagt, früher haben Bauern und Schafhirten in Botokudien sich immer an den Nordstern gehalten. Aber heute, hat mein Großvater immer gesagt, geht das nicht mehr. Und er hat Recht, denn sogar der Stern Nummer 32 der Giraffe, der Nordstern, steht heute nicht mehr da, wo er vor Zeiten stand. Wenn man seine Digression heute berechnet, weil man sie braucht, um eine Richtung zu finden, dann ist diese anders als früher. Es ist heute nicht mehr so einfach, hat mein Großvater früher immer gesagt, eine Richtung zu finden. Auch der Nordstern bewegt sich auf ewig, und nur wenige wissen, wie schnell und in welche Richtung. Man kennt heute, hat mein toter Großvater früher immer gesagt, viel mehr Sterne als früher, und davon kommt dann das ganze Malheur, wenn es dunkel wird. Man findet die eine Richtung nicht mehr, die man braucht, sondern man irrt sich und richtet sich nach den vielen Sternen, die man sieht, und man findet viele Richtungen, die alle nichts taugen, und die eine Richtung, die man braucht, findet man nicht. So ist das auch in dieser Geschichte. Wenn es dunkel wird in dieser Geschichte, sieht man mehr und immer mehr Sterne.

Als ich aufwache, bin ich zu Hause, bei meinen toten Großeltern, in der guten Stube. Bei meinen toten Großeltern darf ich in der guten Stube schlafen, weil ich zunehmen soll. Es ist Sonntag, und die Glocken vom Kirchturm läuten zum ersten Mal. Noch ist es Zeit, die Glocken haben erst einmal geläutet. Meine Großmutter schickt mich in den Garten hinter die Scheune, ich soll Reseda pflücken und Stiefmütterchen und Ochsenaugen für den lieben Gott, den wir gleich in der Kirche besuchen werden. Der liebe Gott war die ganze Woche allein in der Kirche, weil meine Großeltern die ganze Woche zusammen mit den anderen Toten auf dem Feld gearbeitet haben. In Botokudien sagt man, sie waren auf dem Feld der Arbeit. Wenn man aufs Feld zum Arbeiten geht, dann ist man auf dem Feld der Arbeit. Meine tote Großmutter war ihr ganzes Leben lang auf dem Feld der Arbeit. Mein toter Großvater war nicht nur auf dem Feld der Arbeit. Mein Großvater war in seiner Jugend auch auf dem Feld der Ehre. Damals ist er nicht zum Arbeiten aufs Feld gegangen, sondern zum Töten, damit er seine irgendwie deutsche Heimat aus Botokudien in den Abruzzen vor den Italienern verteidigt. Der Trobünt war durchs Dorf gegangen und hatte gerufen, dass jeder, der will, in den Krieg ziehen muss. Alle Knechte im Dorf mussten damals in den Krieg ziehen wollen, deshalb hießen sie Freiwillige. Sie wollten in den Krieg, weil das Dorf damals vor lauter Frieden wie ausgestorben war. Sonntags tummelten sich die Köter auf den staubigen Straßen, und die Flöhe tummelten sich in ihrem Fell, aber sonst war nichts mehr Lebendiges da. Die Knechte wollten in den Krieg, weil sie etwas von der Welt sehen wollten. So ist auch mein Großvater in den Krieg gezogen und hat Galizien,

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 161 02.02.17 11:55

Böhmen und Italien gesehen, alles ganz andere Länder als Botokudien, alles Länder, wo die Zitronen blühen und auf den Bäumen wachsen, nicht so wie in Botokudien, wo sie, wenn überhaupt, nur in der Stadt liegen, eingeschlossen in staubigen Geschäften, verschrumpelt und sauer wie das Gesicht der alten Nachbarin, die so viele Zitronen zum Leben braucht, weil sie bald sterben muss.

Aber das war früher, viel früher als jetzt, da ich im Garten am Blumenbeet stehe, hinter der Scheune, und Reseda pflücke und Stiefmütterchen und Ochsenaugen für den lieben Gott, den wir gleich in der Kirche besuchen werden, damit er sonntags nicht so allein ist. Ein bisschen Zeit haben wir noch, denn der liebe Gott hat mit seiner Stimme, die an einem dicken Seil im Kirchturm hängt, erst ein einziges Mal gerufen. Dreimal wird er insgesamt rufen, und wer dann nicht bei ihm in der Kirche ist, vor dem verschließt er seine Tür. Meine tote Großmutter ist schon für den Kirchgang angezogen, den schwarzen Rock hat sie an und die weiße Bluse und die schwarzen Stiefel, in denen sie immer so schlecht geht, weil die Stiefel aus der Stadt kommen und von Städtern für Städter gemacht sind, nicht für Bäuerinnen, deren Füße mit der Zeit zu Wurzelwerk werden von der Erde auf dem Feld. Meine Großmutter hat auch den schwarzen Mantel angezogen und steht in der Küchentür und schaut meinem Großvater zu, weil der sich noch nicht einmal fertig rasiert hat vor seinem Scherben, der übriggeblieben ist vom Kommiss. Sie steht in der Küchentür und schaut meinem Großvater zu und schimpft. Er sei, sagt meine Großmutter, wie die Zigeuner und das andere botokudische Volk, das nicht in die Kirche gehen will, da kann der liebe Gott rufen, so oft er will mit seiner lauten, eisernen Stimme, die an einem dicken Seil im Kirchturm hängt, mein Großvater sitzt da und schaut in den Scherben und schabt sich mit dem Messer die Stoppeln aus dem Gesicht, und das Messer hinterlässt Gräben und Narben in seinem Gesicht, so wie mein Großvater Gräben und Narben im Feld hinterlässt, wenn er mit der Sense das Korn vom Acker schabt. Meine Großmutter steht da und weicht nicht von der Stelle, denn sie weiß, was sie will. Auch mein Großvater weiß, was er will. Mein Großvater will, dass meine Großmutter endlich in die Kirche verschwindet, damit er ungestört und in Frieden in die Kammer gehen kann, in das dunkle kühle Kämmerlein hinter der Küche, wo meine Großmutter die Literflasche mit dem scharfen, ungesüßten Pali, dem botokudischen Pflaumenschnaps, hinter den vielen Einmachgläsern so gut versteckt hat, dass mein Großvater fast eine Minute braucht, ehe er sie findet. Ich stehe da, mit Blumen in der Hand. Reseda, Stiefmütterchen, Ochsenaugen und Löwenmäulchen. Die dünnen Beine in kurzen Hosen, denn ich habe noch nicht zugenommen, und der liebe Gott hat schon zum zweiten Mal gerufen. Ich will nicht mit der Großmutter in die Kirche zum lieben Gott, denn kleine Jungen müssen mit den Männern zur Kirche gehen. Mit den Großmüttern und den andern Frauen dürfen die kleinen toten Mädchen gehen, wenn sie in die Kirche müssen und nicht gerade zu Hause bleiben und mit den anderen kleinen toten Jungen, die auch gerade zu Hause bleiben, Onkel Doktor spielen oder andere Spiele mit schmutzigen Hühner- oder Gänsefedern. Ich will auf den Großvater warten, bis er mit dem Rasieren fertig ist, und an seiner Hand in die Kirche gehen. Wenn ich sonntags an der Hand meines Großvaters in die Kirche gehe, bin ich furchtbar stolz, weil mein Großvater ein so großer, schwerer und dunkler Mann ist, der so viele kleine, leichte und helle Geschichten erzählen kann. Die anderen Leute im Dorf sagen zwar, dass mein Großvater nichts als Lügen erzählt. Er lügt, sagen die Leute im Dorf, wie gedruckt. Er lügt, sagen andere Leute im Dorf, dass sich die Balken biegen. Und, sagen die anderen Leute im Dorf, Lügen haben kurze Beine. Aber das ist eine Lüge. Aber ich weiß, wenn

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 162 02.02.17 11:55

ich an der Hand meines Großvaters zur Kirche gehe, dass es eine Lüge ist, denn ich sehe, wie lang die Beine meines Großvaters sind. Mit seinen langen Beinen kommt er auch dann noch rechtzeitig in die Kirche, wenn der liebe Gott mit seiner eisernen Stimme zum dritten und letzten Mal gerufen hat. Mit seinen langen Beinen hat mein Großvater immer noch das bisschen Zeit für einen tiefen Schluck aus der Flasche. Ich weiß, dass die Leute im Dorf lügen, wenn sie sagen, dass mein Großvater lügt wie gedruckt. Ich sehe, dass sie stehenbleiben und meinen Großvater fragen, wenn sie etwas machen wollen, was noch keiner im Dorf gemacht hat.

Ich bin stolz auf meinen Großvater, als er jetzt seinen Scherben in das Holzkästchen legt, in dem er sein Rasierzeug und das Eiserne Kreuz aufbewahrt, das man ihm für sein linkes Ohrläppchen verliehen hat, für seine Tapferkeit vor dem Feind, als er in den Abruzzen, melde gehorsamst dass ja, mit der Gulaschkanone gleich hinter den vordersten Linien zu den hungrigen Italienern marschiert ist, um sein Leben zu retten, das an einem seidenen Faden hing. Der liebe Gott hat nun zum dritten und letzten Mal gerufen, und mein Großvater sagt: melde gehorsamst dass ja. Dann nimmt er noch einen Schluck aus der Flasche und versteckt sie wieder hinter den Einmachgläsern, so dass meine Großmutter nachher, wenn sie aus der Kirche kommt und sehen will, wie viele Schluck mein Großvater getrunken hat, lange suchen muss, bis sie diese gefunden hat und bevor sie sie wieder versteckt, aber nicht hinter den Einmachgläsern, sondern hinter dem Fässchen mit dem eingesalzenen Schafskäse. Mein Großvater sagt, melde gehorsamst dass ja, nimmt mich bei der Hand und macht sich auf den Weg zur Kirche. Der liebe Gott hat dafür gesorgt, dass das Etablissement der Konkurrenz, die Kneipe, an der man vorbei muss, wenn man zur Kirche geht, um diese Zeit geschlossen ist. Da hat der liebe Gott sich mit der neuen Ordnung aber gut arrangiert, sagt mein Großvater, denn er weiß, dass die neue Ordnung es lieber hätte, wenn er und das ganze andere botokudische Volk sonntags in die Kneipe gingen statt in die Kirche, denn sie fürchtet, sagt meine Großmutter, den lieben Gott mehr als den Teufel. Und dass auch die neue Ordnung die Kneipe sonntags geschlossen hält, wenn der liebe Gott die Menschen im Dorf dreimal zu sich in die Kirche ruft, das ist wiederum etwas, was meine Großmutter ein bisschen versöhnlicher stimmt, wenn sie schlecht von der neuen Ordnung spricht. So gehen wir, mein toter Großvater und ich, sonntags in die Kirche. Mein Großvater hat eine Fahne, und ich habe einen kleinen Blumenstrauß mit Reseda, mit Stiefmütterchen und Ochsenaugen und vielleicht auch mit ein paar Löwenmäulchen. Mein Großvater hat es gut, er kann seine Fahne nicht im Kirchhof vergessen wie ich meinen Blumenstrauß, wenn ich draußen vor der Kirchentür stehe, im Garten, und die Ehrentafeln lese, auf denen die Namen jener verzeichnet sind, die ihre irgendwie deutsche Heimat irgendwo weit in der Welt verteidigt haben, in Galizien vielleicht, in Böhmen und Mähren oder, wie mein toter Großvater, in den Abruzzen, in den italienischen Bergen, wo die Zitronenbäume blühen und die Früchte auf den Bäumen wachsen. Depner lese ich da, auf der Ehrentafel, und Schuster und Wagner, und die deutschen Namen Szabó und Varga lese ich auf der Tafel, und ich wundere mich, dass auch die Szabós und Vargas zu uns, zu den Deutschen, gehören und für ihre irgendwie deutsche Heimat in Botokudien kämpfen durften, dass sie nicht zu dem anderen botokudischen Volk gehören, mit dem mein Großvater nachher, nach dem Gottesdienst, in der Kneipe botokudischen Pflaumenschnaps trinkt, auf das Wohl der guten Leute, wie das ganze andere botokudische Volk zu sagen pflegte, wenn es seinen Pflaumenschnaps trank. Im Kirchgarten stehe ich also und lese all die deutschen Namen auf den Tafeln, die Namen jener, die auf dem Feld der Ehre geblieben sind, und ich bedaure meinen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 163 02.02.17 11:55

Großvater, dass sein Name nicht auf den Ehrentafeln steht. Und ich bedaure auch mich, dafür, dass ich vor den anderen Dorfjungen nicht auch mit einem toten Großvater angeben kann.

Ich bedaure mich, dafür, dass ich in meinem Arbeitszimmer liege und Dr. Sorgenfrei mich besucht, mich erzählen lässt und jedes Mal sagt: Lauter Ausreden, wenn ich fertig bin mit dem Erzählen. Lauter Ausreden, sagt er, lauter Lügengebäude. Ich stehe vor den Ehrentafeln mit den vielen deutschen Namen und vergesse meinen Blumenstrauß draußen und gehe dann mit meinem Großvater in die kleine Kirche. Ich beeile mich, ich bleibe an seiner Seite, denn in der Kirche will ich neben ihm sitzen, nicht bei den anderen kleinen Jungen und Mädchen in den vordersten Bänken, wo sie sitzen müssen, damit der liebe Gott leichter ein Auge auf sie haben kann, während er mit dem anderen von dem grünen bestickten Tuch auf die Gemeinde herabblickt, das die Mägde und Frauen dem lieben Gott gestiftet haben, damit der Herr Pfarrer sich nicht erkältet, wenn er beim Predigen die Arme auf die Brüstung der Kanzel stützt. Ich will neben dem Großvater sitzen und nicht bei den Frauen neben der Großmutter, die immer einschläft beim Beten, als wäre sie gestorben, so dass ihre Nachbarin sie wecken muss, wenn die Gemeinde aufsteht und zu singen beginnt. Ganz vorne sitzen also die Kinder, sie sind dem lieben Gott am nächsten. Dann kommen, rechts, vom Altar her gesehen, die alten Frauen, und links die alten Männer, die alle bald sterben müssen. Sie sind dem lieben Gott am zweitnächsten. Dann kommen die jüngeren Frauen und Männer, die noch ein bisschen Zeit bis zum Sterben haben, und oben, auf der Empore, sitzen die anderen jungen Männer und die Knechte, die alle schon viel älter sind, als ich es bin, die auch irgendwann sterben werden, die aber noch so jung sind, dass sie in der Kirche nicht so sehr auf das achten, was der Pfarrer sagt, sondern von ganz weit oben auf die Mägde und die anderen jungen Frauen herabblicken und ihnen zuzwinkern, wenn der liebe Gott gerade nicht hinschaut. Manchmal sitze ich oben und sehe, dass der liebe Gott fast gar nicht hinschaut während des Gottesdienstes, er hört auch nicht zu, sonst würde er einen bestrafen, der ganz zuletzt in die Kirche gekommen ist und den anderen Männern, den jungen wie den alten, sagt, dass die Kneipe schon aufgemacht hat und dass sie in die Kneipe Bier gebracht haben, denn es ist Sonntag, und es ist noch eine gute Zeit in Botokudien.

Manche Männer regen sich in der Kirche auf, wenn sie hören, dass man Bier gebracht hat in die Kneipe. Und sie gehen nach der Kirche in die Kneipe. Sie kommen lachend in der Kneipe an, und es vergeht einige Zeit, in der sie botokudischen Pflaumenschnaps trinken, bis sie nicht mehr lachen, sondern über das ganze andere botokudische Volk schimpfen. Und sie schimpfen auch über den Juden. Auch mein Großvater hat sich in der Kirche aufgeregt, während der Herr Pfarrer gepredigt hat. Auch mein Großvater hat gehört, was der Teufel in der Kirche gesagt hat, dass nämlich die Kneipe schon aufgemacht hat. Auch mein Großvater beeilt sich nach der Kirche zu den anderen Gottlosen, zu den Zigeunern und zu dem Juden, die alle nicht in die Kirche gegangen sind, wenigstens nicht in die kleine Kirche mit den dicken Mauern und dem kleinen eisernen Kreuz auf der Turmspitze. Mein Großvater beeilt sich, zu dem botokudischen Dorfgendarmen Negrea in die Kneipe zu kommen, der jetzt, seit nicht mehr die alte, irgendwie deutsche Ordnung im Dorf herrscht, sondern die neue, die botokudische Ordnung, nicht mehr Gendarm ist, weil er den ganzen Tag in der Kneipe sitzt und auf die neue botokudische Ordnung schimpft. Die neue Ordnung meint, jemand, der auf sie schimpft, könne sie nicht beschützen, und um nicht schutzlos zu sein, hat sie dem Dorfgendarmen Negrea sein Gewehr weggenommen. So sitzt also mein Großvater

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 164 02.02.17 11:55

neben dem Negrea in der Kneipe. Beide lassen sie sich vom Juden immer mehr botokudischen Pflaumenschnaps einschenken und lachen und schimpfen. Sie lachen und schimpfen über die Russen, und sie lachen und schimpfen über die neue Ordnung, die, sagt der Dorfgendarm Negrea, der kein Gendarm mehr ist, keine botokudische, sondern eine russische Ordnung sei. Sie lachen und schimpfen über den Juden, der, anders als mein Großvater und auch anders als das ganze andere botokudische Volk, sonntags nicht in die Kirche geht, weder in eine Kirche mit dicken Mauern noch in eine Kirche mit dünnen Mauern. Das kommt davon, dass der Jude keine Kirche im Dorf hat. Bis vor einiger Zeit hatte der Jude sonntags einen kleinen Spaziergang machen können, zwei Dörfer weit, über die grünen, gelben oder, im Winter, weißen Felder, und in seine Kirche gehen können. In eine kleine, winzig kleine Kirche, die gar nicht wie eine Kirche aussah. Aber die winzig kleine Kirche des Juden ist schon vor einiger Zeit abgebrannt, die neue Ordnung, die den Juden rettete vor Leuten wie meinem toten Großvater, vor den Deutschen und vor den irgendwie Deutschen, hat, wie der Dorfgendarm Negrea sagt, Ordnung gemacht mit dem Judenzeug. Weil die neue Ordnung also den Juden gerettet hat und weil sie aufgeräumt hat mit dem Judenzeug, zwei Dörfer weit, über die grünen, gelben oder, im Winter, weißen Felder, geht der Jude jetzt also sonntags in keine Kirche und sitzt mit meinem Großvater und mit dem Dorfgendarmen Negrea in seiner Kneipe, die nicht mehr ihm, sondern dem ganzen Volk gehört. Und so sitzen die drei, mein Großvater, der Dorfgendarm Negrea, der kein Gendarm mehr ist, und der Jude, der keine Kirche mehr hat, in der Kneipe und trinken immer mehr botokudischen Pflaumenschnaps. Und sie reden und reden und lachen und schimpfen, und meistens hören sie meinem Großvater zu, der redet und redet und lacht und schimpft und nicht mehr aufhören kann, seit er damit angefangen hat.

Und meine Großmutter ist ganz aufgeregt, weil mein Großvater nach der Kirche nicht auf sie gewartet hat, sondern gleich in die Kneipe gegangen ist. Und sie schimpft auf den Dorfgendarmen Negrea und auf den Juden, weil die meinen Großvater immer zum Saufen mitnehmen in die Kneipe, obwohl sie ihn gar nicht mitgenommen haben, er ist freiwillig gegangen, so wie er damals, in seiner Jugend, freiwillig in den Krieg ziehen musste, obwohl er gerade meine Großmutter, die damals noch eine Magd war, kennengelernt hatte. Damals, als sie noch eine Magd war, hat mein Großvater nach der Kirche nicht auf sie gewartet, sondern musste freiwillig in den Krieg ziehen, und auch jetzt hat er nach der Kirche nicht auf sie gewartet, sondern musste freiwillig in die Kneipe gehen. Ganz aufgeregt ist meine Großmutter deswegen. Sie will Brot backen und muss deshalb den großen Backofen aus Lehm heizen, und sie weiß nicht, ob mein Großvater schon das Holz gehackt hat. Aber mein Großvater denkt gar nicht ans Holz und ans Brot, er sitzt da in der Kneipe, er sitzt an einem Tisch mit dem Dorfgendarmen Negrea und mit dem Juden und erzählt und kann gar nicht aufhören damit, obwohl die anderen, die irgendwie deutschen Männer an den anderen Tischen in der Kneipe, ihn schon wieder schief anschauen, weil er an einem Tisch mit dem Dorfgendarmen Negrea und mit dem Juden sitzt und erzählt. Sie schauen ihn schief an und reden miteinander über ihn, und sie zählen, wie viele Schnäpse er trinkt, und sie kriegen ganz lange Ohren, weil sie hören wollen, was er erzählt. Ganz lange Ohren kriegen sie, und sie reden leise miteinander und sie sagen leise zueinander, dass mein Großvater lauter Lügen erzählt, und sie sagen zueinander, dass mein Großvater gar kein Deutscher sei, denn kein deutscher Mann aus dem Dorf könne so lügen wie mein Großvater, keiner könne an einem Tisch sitzen mit dem Dorfgendarmen Negrea, der ja gar kein Dorfgendarm sei, und kein deutscher Mann aus dem Dorf könne an einem Tisch mit

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 165 02.02.17 11:55

dem Juden sitzen, der immer ein Jude bleiben wird. Mein Großvater sitzt also da und erzählt, er zeigt auf mich und erzählt von meiner Geige, die unsichtbar ist, weil ich sie nicht auf die lange Reise mitnehmen durfte, und davon, dass er mir die Geige gekauft hat, damit ich auf ihr spielen lerne und einmal etwas anderes werde als mein toter Großvater.

Es ist also Sonntag, ich lasse meinen Großvater in der Kneipe sitzen, neben dem Dorfgendarmen Negrea und neben dem Juden. Die drei trinken botokudischen Pflaumenschnaps und vertreiben sich die Zeit mit Lachen und Schimpfen. Auch ich möchte mir die Zeit mit Lachen und Schimpfen in der Kneipe vertreiben, aber meine tote Großmutter nimmt mich diesmal nach Hause mit, weil kleine Jungen nichts in der Kneipe zu suchen haben. Ich soll mitkommen, sagt meine Großmutter, und Mittag essen und zunehmen, viel Palukes, botokudischen Maisbrei, mit einem gebratenen Schlegel vom frisch geschlachteten Huhn, ich soll Mittag essen und zunehmen, damit ich nach den Ferien in der Stadt, wo ich von den anderen kleinen Jungen immer eine Ohrfeige bekomme, ihnen zwei Ohrfeigen zurückgeben kann. An der Hand meiner toten Großmutter gehe ich durch die Dorfstraße und bin brav. An der Hand meiner Großmutter gehe ich also nach Hause und grüße die anderen Toten. Niemand sitzt auf den Bänkchen vor den Haustüren, niemand kommt uns entgegen. Im Straßenstaub ist der Mist von den Kühen und Büffeln und Pferden ausgetrocknet, die jeden Morgen auf die Weide und jeden Abend wieder in die Ställe getrieben werden. Die kranke Nachbarin, deren Gesicht wie eine verschrumpelte Zitrone ist, von denen sie so viele zum Leben braucht, ist gestorben. Die Kinder sind in den Wald gegangen, in die Pilze, weil es vorige Woche viel geregnet hat, und dann sind sie ausgewandert ins Reich. Das Echo des Hundegekläffs liegt erstarrt in der Luft. Die Wolken am Himmel bewegen sich nicht. Auf der Straße liegt der abgerissene Kopf einer Puppe aus Lumpen. Ich trete mit dem Fuß danach, so dass das Klümpchen wegrollt. Als wir daran vorbei sind, meine Großmutter und ich, schaue ich mich noch einmal um. Der abgerissene Puppenkopf liegt wieder dort, von wo ich ihn weggetreten habe. Der taubstumme Machel aus dem Haus gegenüber steht wie versteinert auf der Brücke über dem Katzgraben, über dem Bach, der das Dorf in den Obersten und den Untersten Winkel teilt. Der taubstumme Machel sagt mir etwas, und ich verstehe ihn. Er ist der Einzige, der weiß, was im Dorf vorgefallen ist. Das Wasser im Bach fließt vorbei und bewegt sich nicht. Die Rauchfahnen über den Schornsteinen steigen nicht hoch in den blauen Himmel mit der heißen, gleißenden Sonne darin, sondern sie sinken auf die Erde nieder, legen sich auf die Straße, auf die Häuser und Schuppen und Scheunen. Im grauen Hochsommermittag atmen wir, meine Großmutter und ich, den Rauch des Feuers ein, das wir anzünden werden, weil wir Brot backen wollen. Aber wer soll es essen? Warum sollen wir, frage ich meine Großmutter, Brot backen, wenn keiner da ist, um es zu essen. Und meine Großmutter führt mich vorbei an unserem Haus, vorbei an dem alten knorrigen Baum mit den süßen Pfefferbirnen, vorbei am weit offenen Hoftor, in dem das Vieh mit leeren, weit offenen Augen steht und mich anschaut, vorbei an den Schuppen mit dem verrosteten Gerät für die Feldarbeit und den Kästen mit verschimmeltem Mais, in denen tote Mäuse lautlos fiepen, vorbei an den leeren Häusern und den ausgebrannten oder verfallenen Scheunen, vorbei an den Gärten, in denen der Huflattich und der Spitzwegerich und das Gänsekraut und die Wolfsmilch die Blumen und Gemüsebeete überwuchert haben, dass nichts mehr zu sehen ist von Reseda und Ochsenaugen und Löwenmäulchen. Meine Großmutter führt mich zum Dorf hinaus, dorthin, wo der Katzgraben, das tote Gewässer, ins Dorf fließt, dorthin, wo mein Großvater sich aus

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 166 02.02.17 11:55

Laubwerk und Gesträuch eine Hütte gebaut hatte, in der er seine letzten Jahre als Feldhüter verbrachte, sie führt mich zum kleinen Dorffriedhof und zeigt auf die Gräber mit den vielen irgendwie deutschen Inschriften auf den Steinen. Sie zeigt auf die Gräber mit den verfallenden Steinen und sagt: Siehst du, auch sie wollen Brot. Auch die Toten wollen essen. Und so sammeln wir, meine Großmutter und ich, Reisig, verdorrtes Gestrüpp und trockene Blätter von den Bäumen der Straße ein, die zum Friedhof führt, und schichten es zwischen zwei Grabsteinen auf. Darunter streuen wir eine Kehrichtschaufel voll von der Asche, die vom Himmel fällt, und wir schütten ein paar Tropfen Petroleum darauf und zünden das Ganze an. An der Hand meiner Großmutter stehe ich auf dem Friedhof und schaue zu, wie es brennt, während der Wind zwischen den Grabsteinen hängt, und wir warten, meine Großmutter und ich, bis das Feuer zusammenfällt und die Glut schön heiß und rot ist, dann schieben wir die Steine auf die Glut, dass sie zu Brot werden, zu Brot für die hungrigen Toten, die in ihren Gräbern liegen und die Steine nicht beißen können. Und langsam, während die Toten in ihren Gräbern das Brot essen, werden die Maulwürfe und Wiesel wach, die neben den Toten auf dem Friedhof wohnen, und der Wind regt sich in den Ästen, und der Rauch von unserem Feuer steigt hoch hinauf in den blauen Hochsommermittag mit der gelben, gleißenden Sonne darin. Dann stehen wir, meine Großmutter und ich, vor unserer Haustür und gehen in den Hof. Das Feuer im Backofen ist schon zusammengefallen und von der schönen heißen Glut ist der weiße Teig braun geworden. Ich liege im Garten und spiele den Ameisen und den Maulwürfen auf meiner unsichtbaren Geige ein Lied vor, während das Dorf, wie ein Schiff auf dem Meer, in der Erde versinkt.

WERNER SÖLLNER wurde 1951 in Neupanat/Horia im Banat/Rumänien geboren. Nach dem Abitur studierte er zunächst ein Jahr lang Physik, danach Germanistik und Anglistik (1971–1975) in Klausenburg/Cluj. Nach dem Abschluss seines Philologischen Studiums war er als Deutsch- und Englischlehrer und – ab 1976 – als Verlagslektor in Bukarest tätig. 1982 kehrte er von einer Reise in die Bundesrepublik Deutschland nicht mehr nach Rumänien zurück und ließ sich als freiberuflicher Autor in Frankfurt am Main nieder. Von 2002 bis 2010 wirkte er als Leiter des Hessischen Literaturforums im Mousonturm in Frankfurt am Main. Von dieser Stelle trat er Anfang 2011 freiwillig zurück.

In Rumänien erschienen drei Gedichtbücher Werner Söllners. Nach seiner Ausreise veröffentlichte er die Lyrikbände *Das Land, das Leben* (1984), *Kopfland, Passagen* (1988), *Der Schlaf des Trommlers* (1992) und den Prosaband *Es ist nicht alles in Ordnung, aber o.k.* (1985). Sein lyrisches Werk wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet.

Das hier abgedruckte Erzählfragment wurde dem Typoskript des in Arbeit befindlichen Romans *Die gläserne Bibliothek* entnommen.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 167 02.02.17 11:55

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 168 02.02.17 11:55

Rezensionen

Hannelore Baier/Ernst Meinhardt (Hgg.): Kauf von Freiheit. Dr. Heinz-Günther Hüsch im Interview mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt. Hermannstadt: Honterus Verlag 2013. 191 S.

»Es käme auch meinen Absichten nahe, für eine historisch richtige Berichterstattung zu sorgen.« Diese Äußerung stammt von Rechtsanwalt Heinz-Günther Hüsch, dem Mann, der im Zeitraum von 1967 bis 1989 als Unterhändler »In Sachen Familienzusammenführung« im Auftrag von vier deutschen Bundesregierungen tätig war und in dieser Funktion zwischen 210 000 und 236 000 Rumäniendeutsche – je nach Quelle variieren die Zahlen – freikaufte. Ab den Jahren 1967/68 liefen die Verhandlungen zur Familienzusammenführung somit in »geregelteren« Bahnen: Zwischen der deutschen und der rumänischen Seite fanden an verschiedenen Orten in Europa Verhandlungen von Dr. Heinz-Günther Hüsch einerseits und Vertretern der rumänischen Securitate andererseits statt, wobei es jedoch nie zu vertraglichen Abmachungen zwischen den Ländern kam. Die Sprachregelung zum gegenseitigen Einvernehmen lautete vielmehr: »Jede Seite handelt für einen nicht zu benennenden Auftraggeber. Sie legitimiert sich durch Leistungen: Die rumänische Seite durch Auswanderungen, die deutsche Seite durch Zahlungen.« Es hatte aber schon früher – seit den 1950er Jahren – Zahlungen von deutscher Seite gegeben; diese wurden allerdings von Dr. Heinz-Günther Hüschs Vorgänger, dem Rechtsanwalt Dr. Ewald Garlepp, getätigt. Die »Philosophie« des »Freikaufs« hatte ihre Wurzeln in der unmittelbaren Nachkriegszeit, also schon verhältnismäßig früh. Diese ersten Geldflüsse bezogen sich zunächst auf Kriegsgefangene und politisch Verfolgte, doch wurden die Zahlungen offenbar auch auf »normale Fälle« ausgedehnt; sie lassen sich bis zurück in das Jahr 1954 nachweisen. Dass es Quotenregelungen zur Ausreise der Rumäniendeutschen gegeben hat, war der Öffentlichkeit spätestens seit 1978, also seit dem Abkommen zwischen Bundeskanzler Schmidt und KP- und Staatschef Ceaușescu, bekannt. Aber der Umfang, in dem von Seiten der Bundesrepublik Deutschland gezielt Zahlungen getätigt wurden, ist erst mit den Recherchen von Hannelore Baier und Ernst Meinhardt sowie dank der Bereitwilligkeit Dr. Heinz-Günther Hüschs, über seine Tätigkeiten Auskunft zu erteilen, voll zu Tage getreten.

Der vorliegende Band, der auf diesen schon länger zurückreichenden Recherchen beruht, ist ein Zusammenschnitt aus Berichten und Interviews, die im Zuge dieser Nachforschungen entstanden sind, und bietet erstmals einen detaillierten Einblick in die Hintergründe und Mechanismen der Freikaufpolitik zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sozialistischen Republik Rumänien.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 169 02.02.17 11:55

Durch die Unterschiedlichkeit der Beiträge wird die Lektüre abwechslungsreich; den Leser erwartet keineswegs zähe »Forscherkost«. Vielmehr bietet das Buch einen Überblick, der sowohl dem in das Geschehen unmittelbar Involvierten neue Perspektiven und Einblicke als auch dem mit der Thematik weniger Vertrauten einen einfachen Zugang zu den Abläufen ermöglicht.

So betont jeder Abschnitt des Bandes eine andere Facette der Freikaufpolitik: Sehr deutlich nachgezeichnet werden durch die einleitenden Notizen Heinz-Günther Hüschs aus dem Jahr 1992 und die verschiedenen Interviews mit ihm seine Position und die Beweggründe, die aus seiner Sicht die Freikaufpolitik der deutschen Bundesregierungen rechtfertigten: »Mehr als 25 Jahre nach dem Ende des letzten Weltkrieges war die Situation für die Deutschen in Rumänien unerträglich geworden. Auf der einen Seite wuchsen Wohlstand und Lebensqualität in der Bundesrepublik, auf der anderen Seite sank der Lebensstandard in Rumänien beständig. Wer konnte es den Deutschen in Rumänien eigentlich mit moralischem Recht verweigern, in die Bundesrepublik umzusiedeln?«

Wiederholt findet sich in dem Diskurs auch das Motiv der »Freiheit« wieder, die den Rumäniendeutschen mit Hilfe dieser Politik ermöglicht werden sollte. Auch auf die Anfänge der Familienzusammenführung sowie auf die späteren Abmachungen, die ab 1969 zu verzeichnen sind – es gab derer sechs im Zeitraum von 1969 bis 1989 –, nehmen die Beiträge verschiedentlich Bezug. Dabei wird klar, wie sich die Zahlungsmodalitäten im Laufe der Zeit veränderten: Bis 1978 wurde nach Kategorien »freigekauft«, nach diesem Zeitpunkt existierte die Quotenregelung. Auch das Schmidt-Ceauşescu-Abkommen wird näher betrachtet; es erscheint mit Blick auf die Verhandlungen im Hintergrund in einem neuen Licht.

Auch auf andere Themenkreise geht das Buch ein: So werden prominente Härtefälle, wie beispielsweise der des Handballers Hansi Schmidt, der sich 1963 in die Bundesrepublik absetzte, zur Sprache gebracht. Außerdem sind die Schmiergelder, die oft gezahlt wurden, um die Ausreise zu beschleunigen, Teil der Abhandlung: Auch aufgrund dieser Gelder ist die Berechnung der Gesamtsumme, die im Zuge der Auswanderung der Rumäniendeutschen nach Rumänien geflossen ist, schwer. Weitere interessante Gesichtspunkte sind verschiedene Anschaffungen und Lieferungen, die die rumänische Seite von den deutschen Verhandlungspartnern erbat, sowie die Frage, wohin die Gelder nach der jeweiligen Übergabe flossen.

Ergänzt werden all diese Teilaspekte durch den abschließenden Beitrag von Hannelore Baier, in dem sie die rumänische Politik bezüglich der deutschen Minderheit näher untersucht: In diesem Rahmen wird die »Doppelzüngigkeit« der kommunistischen Führung herausgearbeitet, die die Ausreisen vordergründig verurteilte, im Hinterzimmer jedoch kräftig um Devisen feilschen ließ. Nach außen behauptete man, die Bundesrepublik wolle dringend benötigte Fachkräfte aus Rumänien abwerben.

Im Anhang werden die verschiedenen Beiträge durch Dokumente ergänzt, die zum einen die diversen Abmachungen der rumänischen und der deutschen Seite beinhalten und zum anderen den Schriftwechsel Hüschs mit Vertretern der Securitate veranschaulichen.

Die gelegentlich auftretenden Überschneidungen und Wiederholungen, die beim Zusammenschnitt der verschiedenen Interviews und Textbeiträge unvermeidlich waren, erscheinen sinnvoll, weil sie dem Leser eine bestimmte Information mehrmals und in verschiedenen Kontexten aufzeigen und so erklärend auch der Komplexität der Zusammenhänge gerecht werden.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 170 02.02.17 11:55

Der Forschung zur Freikaufpolitik zwischen Deutschland und Rumänien fehlen insbesondere von deutscher Seite – auch weil bestimmte Informationen wegen des deutschen Archivgesetzes noch nicht zugänglich sind – noch einige Details. Dieser Band bietet dem Leser eine unkomplizierte und leicht zu lesende Einführung in die Hinterzimmer der Freikauf-Verhandlungen. Von rumänischer Seite ist im Jahr 2011 der Dokumentenband »Acțiunea ›Recuperarea‹. Securitatea şi emigrarea germanilor din România (1962-1989) [Die Aktion Rückgewinnung. Die Securitate und die Ausreise der Deutschen aus Rumänien (1962-1989)]« erschienen, der einen Einblick in die Verhandlungen um die Ausreise der Rumäniendeutschen aus rumänischer Perspektive bietet.

Positiv anzumerken ist noch, dass die Beiträge sich auf Fakten und Befragungen beschränken, sich aber jeder moralischen Wertung enthalten. Beachtet werden sollte aber, dass der Band seinen Schwerpunkt in den Erfahrungen einer Einzelperson hat, nämlich in jenen von Dr. Hüsch. Nicht alle Perspektiven und Instanzen, die am Vorgang der Freikäufe beteiligt waren, werden damit in gleicher Weise berücksichtigt. Trotzdem hat es eines solchen Buches bedurft, nicht nur, weil es viele neue Aspekte der Aussiedlung der Rumäniendeutschen zu Tage fördert, sondern auch weil es einen Anstoß zum weiterführenden Dialog bietet.

Leider erzählt Dr. Heinz-Günther Hüsch – trotz seiner wohlgesinnten Einstellung gegenüber der Geschichtsschreibung – noch nicht alles aus seiner langjährigen Erfahrung als Unterhändler. Kann er nicht, oder darf er vielmehr nicht? »Ich habe nicht alles gesagt und werde einiges auch nicht berichten.« Sicher gäbe es noch viel mitzuteilen. Die bleibenden Lücken zu schließen wird die Aufgabe künftiger Forschung sein.

Aurelia Brecht

Mathias Beer, Stefan Dyroff (Hgg.): Politische Strategien nationaler Minderheiten in der Zwischenkriegszeit. München: Oldenbourg Verlag 2013 (Buchreihe der Kommission für die Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa 42), 322 S.

Auch 25 Jahre nach der Demokratisierung Osteuropas erfreut sich die Erforschung der Geschichte nationaler Minderheiten großer Beliebtheit, zumal 2014 mit der Wahl des Siebenbürger Sachsen Klaus Johannis zum Staatspräsidenten Rumäniens ein für diese Thematik zentrales politisches Ereignis stattfand, das weit über die Fachgrenzen hinaus für Aufmerksamkeit sorgte.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit Ostmittel- und Südosteuropa mit Ausnahme des Baltikums, dessen Akteure lediglich in den übergreifenden Beiträgen vorkommen. Er besteht aus einer bunten Mischung makro- und mikrohistorischer sowie regionaler, aber auch transnationaler Beiträge und ist das Ergebnis einer Tagung zu Ehren Wolfgang Kesslers, die im September 2011 in Herne stattfand. Einleitend würdigen die Herausgeber Mathias Beer und Stefan Dyroff das Lebenswerk Kesslers. Mittels einer Gegenüberstellung des an einer Integration orientierten deutschbaltischen Liberalen Paul Schiemann in Lettland und des revisionistischen Ungarn Géza Szüllő in der Tschechoslowakei stecken die Herausgeber das Aktivitätsfeld für Minderheitenpolitiker in der Zwischenkriegszeit ab.

Aufbauend auf Rogers Brubaker beschreibt Gerhard Seewann dessen theoretische Idee des »Triadic Nexus« – ohne dabei auf Brubakers Begrifflichkeiten voll einzugehen – aus nationalisierendem Staat, nationaler Minderheit und konnationalem Patronagestaat. Seewann nennt die Minderheit als schwächsten Akteur. Minderheitenpolitiker konnten nur dann überhaupt auf volle politische Teilhabe hoffen, wenn sie nicht revisionistisch

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 171 02.02.17 11:55

agierten, also kein Loyalitätsproblem bestand. Zudem kennzeichnet Seewann den Minderheitenschutz der Pariser Friedenskonferenz als in vielerlei Hinsicht unzureichend, was im Band auch im Beitrag Martin Molls deutlich wird.

Stefan Dyroff widmet sich den Beschwerden der Minderheiten beim Völkerbund. Anhand des Revisionisten Kurt Graebe (Polen) und des eine Revision ablehnenden Wilhelm von Medinger (ČSR) arbeitet er unterschiedliche Arten des Umgangs mit diesem Medium heraus. Oft stand gar nicht das Erreichen des gesteckten Ziels im Vordergrund. Stattdessen sollte v. a. bei Graebe bereits die Beschwerde als solche Öffentlichkeit erzeugen und damit disziplinierend den nationalisierenden Staat von Maßnahmen gegen die Minderheit abbringen.

Die Entwicklung des Verhältnisses der deutschen zu den ungarischen Delegierten auf dem Europäischen Nationalitätenkongress 1925–1938 untersucht Ferenc Eiler. Obwohl Ungarn von Anfang an und Deutschland seit 1928 den Kongress zur Stützung revisionistischer Politik instrumentalisierten, fanden deutsche und ungarische Minderheitenvertreter nur schwer zusammen. Nach 1933 wurden die konzeptionellen Unterschiede so stark, dass die ungarischen Vertreter gar einen Rückzug aus dem Kongress erwogen, aus einer Reihe von Gründen allerdings als kleineres Übel weiter an ihm teilnahm.

Zur Kooperation deutscher mit Vertretern anderer Minderheiten in Polen im Bereich des Schulwesens konstatiert Ingo Eser, dass die Interessen der beteiligten Akteure zu verschieden gelagert waren, wobei die Regierungen Polens selbst keine einheitliche Politik gegenüber den Minderheiten fuhren, sondern diese unterschiedlich behandelten. Auch die ohnehin nur in Ansätzen vorhandenen grenzüberschreitenden Kooperationen zeitigten kaum positive Ergebnisse.

Hanna Kozińska-Witt setzt sich mit den jüdischen Vertretern im Krakauer Stadtrat und in der Stadtregierung auseinander. Die politische Situation in Krakau war dadurch geprägt, dass bis 1933 keine Kommunalwahlen stattfanden, der 1914 gewählte Stadtrat also weiter amtierte. Anhand der vor allem in der Zeit der Sanacja-Herrschaft virulenten Frage der Vizepräsidentschaft eines Juden arbeitet sie sowohl die Positionen der verschiedenen polnischen und jüdischen Strömungen heraus, die einmal mehr die Heterogenität der lokalen Akteure Krakaus mit ihren Kooperations- und Abgrenzungsstrategien klar aufzeigen.

Kenntnisreich analysiert Martin Moll, warum jugoslawiendeutsche Akteure nur in seltenen Fällen den Weg einer internationalen Petition an den Völkerbund wählten. Moll macht als hemmende Faktoren u. a. die nicht gegebene internationale Rechtsfähigkeit der Minderheiten, die Schwäche des Patronagestaates Österreich, das weitgehende Desinteresse Deutschlands sowie die Strafbarkeit des Vorgangs nach jugoslawischem Recht aus. Ebenfalls mit dem SHS-Staat beschäftigt sich Zoran Janjetović, konkret mit der Partei der Deutschen (PdD) in den 1920er Jahren. Er kennzeichnet die Rolle der Partei als bedeutend im Sinne einer Politisierung breiterer deutscher Bevölkerungsschichten, auch wenn sie inhaltlich aufgrund des nationalistischen Klimas nur geringe Erfolge erzielen konnte.

Norbert Spannenberger zeigt, dass die assimilatorische Minderheitenpolitik Ungarns aus der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs mit lediglich kosmetischen Änderungen auch nach der Konsolidierung Ungarns 1919 fortgeführt wurde. Spannenberger erklärt die Hinwendung vieler Deutscher Ungarns zum nationalsozialistischen Deutschen Reich in den 1930er Jahren aus den erfolglosen Bemühungen Jakob Bleyers und seiner Anhänger in den 1920er Jahren, durch

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 172 02.02.17 11:55

unbedingte Loyalität einen wenigstens teilweisen Ausgleich der deutschen Minderheit mit der ungarischen Hauptnationalität zu erreichen.

Entlang des »Triadic Nexus« untersucht Ottmar Traşcă die Einstellungen der verschiedenen konservativen und pro-nationalsozialistischen deutschen Gruppierungen Rumäniens zwischen Loyalität zum Staat und zunehmender Hinwendung zum konnationalen Patronagestaat, dem Deutschen Reich. Neben einem längeren Überblick über die Streitigkeiten der beiden Pro-NS-Gruppierungen, bei denen das Reich die Gruppierung um Fritz Fabritius protegierte, konstatiert Traşcă eine allmählich bröckelnde Loyalität deutscher Nationalsozialisten in Rumänien gegenüber dem rumänischen Staat 1938–1940 im Zusammenhang mit der Expansionspolitik und den anfänglichen Erfolgen des Reichs im Zweiten Weltkrieg.

Transnational setzt sich Natali Stegmann mit dem tschechoslowakischen und dem deutschen Veteranen- und Kriegsbeschädigtenverband in der ČSR auseinander. Beide vertraten überwiegend Mitglieder, die im Heer Österreich-Ungarns und damit aus Perspektive der Staatsräson der ČSR auf der falschen Seite gekämpft hatten. Der Beitrag lotet anhand der Konfrontation auf nationaler und der Kooperation beider Verbände auf der internationalen Ebene Möglichkeiten und Grenzen einer transnationalen Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg in den 1920er und 1930er Jahren aus.

Michal Schvarc behandelt die Politik der »Deutschen Partei« in den fünfeinhalb Monaten slowakischer Autonomie innerhalb der zweiten tschechoslowakischen Republik 1938–1939. Diese Partei begreift Schvarc vorrangig als Filiale der Volksdeutschen Mittelstelle und damit der Reichsaußenpolitik, eigene politische Vorstellungen waren dem nachgeordnet. Die relative Toleranz der neuen slowakischen Regierung unter Jozef Tiso gegenüber den Deutschen kennzeichnet Schvarc als lediglich pragmatisch aufgrund des großen Einflusses des Deutschen Reiches ab 1938.

Der 2012 verstorbene John Hiden widmet sich schließlich dem Verband der deutschen Minderheiten in Europa. Von Anfang an war dieser Verband von Auseinandersetzungen zwischen Vertretern revisionistischer Grenzlandminderheiten mit integrationsbereiten Gruppen geprägt gewesen. Aufgrund des großen Engagements Schiemanns habe in den 1920er Jahren die erste Gruppe dominiert, ehe sich im Fahrwasser des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren die zweite Gruppe vollständig durchsetzte und den Verband damit zu einem Element der NS-Außenpolitik werden ließ.

Insgesamt ist es den beiden Herausgebern mit dem Sammelband gelungen, anregende Forschungen zusammenzutragen und sie damit den Interessierten zugänglich zu machen, weshalb ihm insgesamt eine breite Rezeption zu wünschen ist. Es sei aber gerade angesichts der hier versammelten Expertise darauf hingewiesen, dass manch grober Patzer beim Leser einen schalen Beigeschmack hinterlässt: So war Graebe niemals und schon gar nicht »lange Jahre« Vorsitzender der deutschen Sejm-Fraktion in Polen, und er war auch nicht bis 1933, sondern bis 1935 Abgeordneter (47). Schiemann stammte nicht aus Litauen (66). Naumann war zwar Vorsitzender der deutschen Sejm-, nicht aber der Senats-Fraktion (82). Die Volksabstimmung im Ödenburger Land fand nicht im August 1919 statt (203).

Benjamin Conrad

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 173 02.02.17 11:55

Carl Bethke: Deutsche und ungarische Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina 1918–1941. Identitätsentwürfe und ethnopolitische Mobilisierung. Wiesbaden: Harrasowitz 2009 (Balkanologische Veröffentlichungen Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin 47). 718 S.

Dieses Buch bietet einen genauen Einblick in die spannungsreiche Zeit zwischen den letzten Jahren der Habsburgermonarchie und dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in den im Titel genannten Regionen. Sowohl die Vojvodina als auch (Ost-)Kroatien, zwei kulturell vielfältig geprägte Gebiete, erlebten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einen wachsenden Konflikt zwischen den jeweils ansässigen Nationalitäten. Bethke analysiert in diesem Band ausführlich die verschiedenen Identitätsentwürfe der »Deutschen in Südosteuropa« und die Entwicklung der genannten Gebiete, deren konzeptuelle Definition schwer zu fassen ist. Auf dem Hintergrund der enormen Diversität ergeben sich verschiedene deutschnationale Konzepte – beispielsweise der Schwaben in (Ost-)Kroatien oder der Vojvodina, der deutschsprachigen Bevölkerung Sloweniens oder der »Sprachinsel« der Gottschee/Kočevje.

Angesichts dieser Vielfalt schlägt Bethke eine konkrete geographische Gliederung der Regionen vor, weshalb er sowohl die Vojvodina als auch (Ost-) Kroatien in ihrem heutigen Verständnis untersucht. Die Vojvodina als ein Beispiel für das florierende Zusammenleben verschiedener Nationalitäten und Knotenpunkt des kulturellen Austauschs umfasst die Batschka/Bačka/Bácska, das Banat östlich der Theiß/Tisza und Syrmien/Srijem/Srjem/Szerém (63f.). (Ost-) Kroatien, das weniger heterogen und daher in Bezug auf die Präsenz der Deutschen und Ungarn auch weniger interessant ist, schließt die Baranya zwischen Donau und Drau, West-Syrmien sowie Slawonien/Slavonija (64f.) ein.

Aus historischer Perspektive hebt Bethke die aus dem Zusammenbruch der Habsburgermonarchie resultierenden Spannungen hervor, die z. B. dazu führten, dass die Wojwodina/Vojvodina/ Vajdaság nach der militärischen Annektierung »feindlicher« als (Ost-)Kroatien wahrgenommen wurde. Des Weiteren hebt er hervor, dass die deutsch- und ungarischsprachige Bevölkerung nach 1918 eine entscheidende Rolle für die Entwicklung beider Gebiete spielte. Der Fokus seiner Untersuchung liegt allerdings weniger auf der Frage nach dem Status der Deutschen und Ungarn zu dieser Zeit als auf dem Verständnis der ethnopolitischen Mobilisierung, die vor allem im deutsch-ungarischen Vergleich zutage tritt: In der Konfrontation der deutschnationalen Politik mit ungarischen Identitätsbewegungen treten bedeutende Parallelen auf, deren unterschiedliche Entwicklung einen besseren Einblick in die Geschehnisse von 1941 gibt. Dabei legt Bethke in seiner Arbeit besonderen Wert auf die konstanten Beziehungen mit dem benachbarten Österreich (261f.).

Das aufkeimende deutsche Nationalinteresse zeigte sich z. B. in dem am 20. Juni 1920 in der Vojvodina gegründeten Schwäbisch-Deutschen Kulturbund (SDKB), der einen wichtigen Grundstein für die Präsenz der Deutschen im SHS-Staat, dem späteren Jugoslawien, darstellt. Der SDKB ist laut Bethke von entscheidender Bedeutung für die historische Entwicklung der untersuchten Gebiete, und die Einsicht in seine Rolle trägt zum Verständnis der Umwandlung der Vereine in Volksgruppen-Organisationen bei, die nach der Machtergreifung zum Sieg der Erneuerer beitrugen und somit den Weg zur Nazifizierung bzw. dem Zweiten Weltkrieg ebneten. Dieser Prozess gewinnt im Vergleich mit den ungarischen Bewegungen noch mehr an Relevanz. Mutatis mutandis realisierte sich der Traum eines Ungarischen Kul-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 174 02.02.17 11:55

turbundes erst im Jahr 1940, was zwanzig Jahre zuvor, als der SDKB entstand, noch undenkbar gewesen wäre. Die zeitliche Verschiebung macht die schwierigere Situation der Ungarn deutlich, die im Gegensatz zu den besser gestellten Deutschen das Trauma von Trianon noch nicht überwunden hatten. Ungarische Nationalbestrebungen wurden strenger überwacht als die der Deutschen, so dass ihre Ausbreitung im Keim erstickt wurde. Vor allem der Vergleich zwischen der ungarischen und der deutschen Nationalbewegung sowie der unterschiedliche Umgang mit ihnen wird in Bethkes Projekt eingehend beleuchtet.

Die wissenschaftliche Arbeit umfasst acht Abschnitte. In der *Einleitung* werden die Themen der Untersuchung systematisch vorgestellt. Im zweiten Abschnitt, den *historischen Voraussetzungen*, wird die Situation der Vojvodina und (Ost-) Kroatiens vor 1918 beschrieben. Darauf folgen im dritten Abschnitt die *Rahmenbedingungen* der gesamten Analyse, die im Weiteren wie folgt gegliedert ist: (4.) *Erfahrungen in Parlamentarismus und autoritärem Staat, 1919–1933*; (5.) *Auf dem Weg in die »volksdeutsche Parallelgesellschaft«? Nazifizierung in Jugoslawien, 1933–1939;* (7.) *Die »Volksgruppen«, 1939–1941*. Der sechste Abschnitt, *Mitmachen oder »Distanz«: Die Frage nach den Alternativen*, befasst sich mit politischen und kirchlichen Alternativen zu den Nationalbewegungen der 30er Jahre. Im letzten Abschnitt, *Bilanz: Ethnische Mobilisierung von Schwaben und Ungarn in Jugoslawien – diachrone Vergleiche und Thesen*, schließt Bethke seine Untersuchung ab, indem er sie in Bezug zur politologischen Theorie von Milton J. Esman setzt.

Methodisch knüpft Bethke damit an die von Esman in seinem Werk *Ethnic Politics* (1994) vorgeschlagene Theorie der sieben Parameter zur Erklärung des Erfolgs der ethnischen Mobilisierung an: *Political opportunity structure*, *Leadership*, die Ideologie, die Organisation, die Ziele, die Ressourcen und die Strategien. Die in der theoretischen Einleitung präzise erläuterten Parameter (28–32) werden in der gesamten Arbeit konstant aufgegriffen und im letzten Abschnitt erfolgreich auf die Ergebnisse des Vergleichs deutscher und ungarischer Nationalbewegungen bezogen. Vor allem an dieser Stelle macht sich die methodisch durchdachte Vorgehensweise Bethkes bezahlt.

Der Zweifel, ob eine methodenorientierte Untersuchung dem Thema angemessen ist, wird durch die überzeugende inhaltliche Entwicklung der Arbeit entkräftet, die nur eine der Stärken der gesamten Untersuchung darstellt: Besonders hervorzuheben ist die innovative und exhaustive Auswahl der Quellen, die neben den gängigen auch viele neue aufnimmt wie z. B. den Fonds Kulturbund im Geschichtsarchiv von Esseg/Osijek. Dadurch kann die Arbeit als aktuelles bibliographisches Referenzwerk für ihren Untersuchungsbereich dienen.

Die Arbeit überrascht des Weiteren durch die minutiöse und tiefgreifende Kenntnis der untersuchten Regionen wobei der Autor sorgfältig interne Bezüge herstellt. Daraus resultieren herausragende Exkurse zu verschiedenen Aspekten. Die inhaltliche Kohäsion der einzelnen Abschnitte wird durch die Vernetzung der Ideen gewährleistet und erleichtert nicht nur die Lektüre, sondern bereichert in hohem Maße die Kenntnisse des Lesers. Dieser kann – ob Laie oder Experte – dem inhaltlichen Duktus folgend die Entwicklung der Vojvodina und (Ost-) Kroatiens in der Zeit zwischen 1918 und 1941 stringent verfolgen und dabei vom Enthusiasmus des Autors und seiner exakten Ausarbeitung dieser historisch bisher noch nicht in dieser Tiefe untersuchten Epoche profitieren.

Die von Bethke vorgenommene Revision der Konzepte des »deutschen Südosteuropas« oder Jugoslawiens ist aktuell

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 175 02.02.17 11:55

unbedingt notwendig, da beide Begriffe in der öffentlichen Diskussion fragwürdig sind: »Die Beschäftigung mit ›deutschen Minderheiten‹ oder gar ›Volksdeutschen‹ […] stößt in der bundesdeutschen Öffentlichkeit […] noch immer auf Vorbehalte. […] Auch das Stichwort ›Jugoslawien‹ wird […] als Symbol für die Schrecken ›des Nationalismus‹ behandelt, weckt es doch Assoziationen wie Gewalt, Massenvertreibung und Genozid« (17f.). Dieser Aspekt lässt m. E. eine der größten Stärken der Arbeit erkennen: Die nationalsozialistische Vergangenheit der Deutschen in Südosteuropa kann nur mit Hilfe solcher Forschungsarbeiten untersucht und aufgearbeitet werden, die aus einem unparteiischen und neutralen historischen Blickwinkel heraus und mit einer umfassenden Kenntnis des Niedergangs der Donaumonarchie, seiner historischen Folgen bis hin zum Kontext des Zweiten Weltkriegs argumentieren.

Die Nazifizierung in Südosteuropa war ein langer und undurchsichtiger Prozess – vor allem in einem kulturell diversen Gebiet, in dem der Ausschluss oder die Vorherrschaft einer Rasse per se widersprüchlich erscheint. Daher widmet Bethke der Beschreibung der Lebensbedingungen von Juden sowie dem Aufkommen antisemitischer Tendenzen in den beiden Regionen besondere Aufmerksamkeit. Besonders gelungen sind die Darstellungen deutscher und ungarischer Juden seit den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts (323f.) bis zum Ausbruch der radikalen Judenfeindschaft (588f.).

Gegenüber der ausgezeichneten inhaltlichen Darstellung lassen sich nur kleinere editorische Mängel feststellen, die beispielsweise in typographischen Fehlern evident werden. Außerdem treten vereinzelt orthographische Fehler und im Anhang alternierende Schriftarten sowie Zitierweisen auf. Mit Blick auf die Entscheidung, dem Band keine Landkarten beizugeben, wäre ein Ortsverzeichnis im Anhang sinnvoll und hilfreich gewesen. Ebenso fehlt ein Namensregister, das das Auffinden der in der Arbeit genannten Autoren und Personen erleichtern würde. Die zahlreichen Bezüge auf literarische Werke, kulturelle Darstellungen oder wichtige Persönlichkeiten beider Regionen und Sprachen bereichern zwar die gesamte Untersuchung, sind jedoch ohne genaues Verzeichnis nur eingeschränkt von Nutzen. Zudem hätte ein ausführliches Verzeichnis den Wert der Arbeit als Nachschlagewerk erhöht.

Ferner ist zu berücksichtigen, dass die Darstellungen der historischen Ereignisse im Verlauf der gesamten Arbeit stets dem besseren Verständnis der politischen Entwicklungen dienen, deren Untersuchung, wie im Titel bereits deutlich gemacht, Bethkes eigentliches Interesse ist. Obwohl es ergo die Zielsetzung der Arbeit ist, die politische Alltagskultur der Region abzubilden, werden darüber hinaus viele kulturelle Belege der deutsch- und ungarischsprachigen Bevölkerung angeführt. Hierbei spielt in der gesamten Untersuchung die Sprache an sich nur eine untergeordnete Rolle (75). Diese Entscheidung ist m. E. nachvollziehbar, weil sowohl die nationalsprachlichen Grenzen als auch die genaue Auswertung der verwendeten Umfragen zu den verschieden Sprachen und Nationalitäten kein adäquates Kriterium für das Forschungsvorhaben dargestellt hätten. Nichtsdestotrotz wird mit den Begriffen »Deutsch« und »Ungarisch« in den beiden Regionen ein breites kulturelles Spektrum in Verbindung gebracht, das Bethke erforscht, indem er z. B. universitäre Transfers, die Wirkung des zunehmenden Tourismus, die Vermehrung der Zeitschriften sowie viele weitere kulturelle Ereignisse der beiden Sprachen, z. B. das ungarische Theaterleben (164f.) oder die deutschsprachige Literatur des Osijeker Kreises (180f.) vorstellt. Er nimmt auch auf die literarische Produktion beider Gebiete

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 176 02.02.17 11:55

Bezug und berücksichtigt insbesondere lokale Beschreibungen, Tagebücher und Memoiren. Dank der vielen unterschiedlichen Blickwinkel gewinnt die profunde fachliche Auseinandersetzung noch mehr an Attraktivität und lädt dazu ein, in Richtung der literarischen Themengebiete und offenen kulturellen Fragestellungen weiter zu forschen.

In toto handelt es sich um eine gelungene und gewinnbringende Darstellung des Gegenstandes, dem es an einer solch tiefgreifenden und sorgfältigen Untersuchung mangelte. Dank der ausführlichen und fundierten Ausarbeitung der historischen, kulturellen und politischen Entwicklung der deutschen und ungarischen Minderheiten in Kroatien und der Vojvodina zwischen 1918 und 1941 sowie ihrer ethnopolitischen Mobilisierung trägt der Band zum besseren Verständnis der Bedeutung des »südosteuropäischen Deutschtums« bei.

Alfonso Lombana Sánchez

Enikő Dácz (Hg.): Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert. Baden-Baden: Nomos 2013. 393 S.

Im Februar 2013 fand an der Andrássy-Universität Budapest die internationale Tagung *Minderheitenfragen in Ungarn und in den Nachbarländern im 20. und 21. Jahrhundert* statt. Der vorliegende Band ist die Sammlung der dort präsentierten deutsch- und englischsprachigen Beiträge, er beschäftigt sich grundsätzlich mit den Minderheitengemeinschaften und der sie betreffenden Minderheitenpolitik in Ungarn und in den Nachbarländern. Die Autoren behandeln vier wichtige Gruppen: die Sachsen in Siebenbürgen, die Ungarndeutschen, die Roma und die Ungarn in Rumänien. Darüberhinaus kann der Leser auch einen Einblick in die Internationalisierung des Minderheitenrechts gewinnen. Die behandelte Zeitspanne erstreckt sich mit einer Ausnahme vom Beginn des 20. Jahrhunderts bis in unsere Gegenwart. Die Autoren, die verschiedene Wissenschaftsgebiete vertreten – unter ihnen sind mehrere ausgewiesene Fachleute ihrer Disziplin –, arbeiten mit dabei mit sehr unterschiedlichen Methoden und Quellen.

Die drei Hauptkapitel des Bandes entsprechen den thematischen Schwerpunkten: Der erste, aus den beiden Beiträgen von Christoph Schnellenbach und Günther Rautz bestehende Teil folgt einer rechtlichen Perspektive (13–44), der zweite, neun Aufsätze umfassende, historischen Fragestellungen (45–220). Der dritte Teil mit zehn Beiträgen behandelt aktuelle Probleme.

Ein wesentlicher Zug des Bandes ist, dass neben der globalen bzw. europäischen Ebene der Minderheitenfragen gelegentlich auch die mikrohistorische Ebene betrachtet wird. So schildern Christoph Schnellenbach und Günther Rautz im ersten Teil die Geschichte der Entwicklung des Minderheitenschutzes und die Tätigkeit der internationalen Organisationen.

Der zweite Teil konzentriert sich insbesondere auf Siebenbürgen bzw. auf die Ungarndeutschen in der Zwischenkriegszeit bzw. nach dem Zweiten Weltkrieg. In die spezifischen Probleme der Gesellschaft in Siebenbürgen zu Beginn des 20. Jahrhunderts gibt Timo Hagen eine detailreiche Einführung am Beispiel eines Bauprojektes – der Bau von Schulen war eine Aufgabe, in der sich verschiedenste Interessen ethnischer Gruppen mit den Herausforderungen genereller Modernisierungsziele und gemeineuropäisch zu beobachtender staatlicher Normierungsversuche kreuzten. Anschließend schildern Stéphanie Danneberg und Enikő Dácz das politische Leben in Siebenbürgen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Danneberg stellt das Verhältnis zwischen Siebenbürger Sachsen und Rumänen und die Ursachen des Misserfolgs ihrer Zu-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 177 02.02.17 11:55

sammenarbeit dar. Im Sinne der »Wiederkehr des Individuellen« nimmt Dácz eine kleinere Gruppe von sächsischen Abgeordneten und ihre Beurteilung in der Presse unter die Lupe. Der Analyse und Beurteilung ihrer Tätigkeit legt sie statt des *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatts* die *Kronstädter Zeitung* zugrunde und begründet ihre Entscheidung damit, dass, während Ersteres das offizielle Blatt der Sächsischen Volkspartei war, das Letztere auch den oppositionellen Standpunkt vertreten habe. Besonders interessant ist der letzte Teil ihrer Studie, der das Leben, die Karriere und die Ansichten Lutz Korodis, einer emblematischen Figur der sächsischen Politik, vorstellt.

Weitere fünf Aufsätze befassen sich mit der Geschichte der Ungarndeutschen. Nach Überblickstudien von Gerhard Seewann über den *Patronagestaat Deutschland* und die Entwicklung in Ungarn sowie von Dóra Frey über *völkerrechtliche Quellen der Zwangsmigration nach dem Zweiten Weltkrieg* folgen mikrohistorische Untersuchungen. Gábor Gondas komparative Analyse geht auf zwei von Deutschen bewohnte Ortschaften, Bonnhard/Bonyhád und Großnaarad/Nagynyárád in West- und Südtransdanubien, zwischen 1944 und 1948 ein und untersucht das Zusammenleben der verschiedenen ethnischen Gruppen. Sebastian Sparwasser schildert aufgrund von Interviews die Geschichte der in die sowjetische Besatzungszone ausgesiedelten und von dort heimgekehrten Ungarndeutschen. Erhellend ist, wie der Autor die alltäglichen Konflikte zwischen den Neuankömmlingen und den sie aufnehmenden Familien schildert. Anhand einiger gut gewählter Zitate informiert er über die Lage der heimkehrenden Ungarndeutschen, allerdings hätten es zum Verständnis der Zusammenhänge durchaus noch mehr sein können. Abschließend beschäftigt sich Ágnes Tóth mit dem wenig erforschten Unterrichtswesen der Minderheitengemeinschaften in Ungarn und untersucht die Neuorganisation des Nationalitätenunterrichts der Ungarndeutschen zu Beginn der 1950er Jahre. Sie kommt zu der Schlussfolgerung, dass die rechtliche Regelung in der Praxis nur beschränkt umgesetzt wurde, und macht darauf aufmerksam, dass die bisherige Forschungsliteratur einer von ihr entdeckten Quelle widerspricht.

Das nächste Kapitel über *Minderheitenfragen in der Gegenwart* besteht aus zwei theoretischen Studien, fünf Aufsätzen über die Romastrategien verschiedener Länder und zwei Beiträgen über die ungarische Gemeinschaft in Rumänien. Zoltán Kántor problematisiert die Begrifflichkeit von Nationalismus, Nation und nationaler Minderheit. Seine Ausführungen erläutert er auch am Fallbeispiel des ungarischen Nationalitätengesetzes, was seine theoretischen Überlegungen besonders spannend macht. Vladimir Wakounig präsentiert die Veränderung des Verhältnisses zwischen Mehrheit und Minderheit anhand des Schulsystems in Kärnten. Erzsébet Magyars Aufsatz ist der einzige, der im Kontext der *Romastrategien* ein historisches Thema behandelt. Die Autorin schildert die Beziehungen zwischen Erzherzog Joseph und den Roma. Sie zeigt, wie die erzherzogliche Familie und ihre engere Umgebung auf das besondere Interesse des Erzherzogs für die Roma reagierten bzw. was für ein Bild die Roma von ihm hatten. Magyar meint, die Rolle des Erzherzogs habe darin bestanden, dass er die in der Gesellschaft tief wurzelnden Stereotypien auflösen wollte und ein tolerantes Verhalten vermittelte. Stephan Müller schildert am Beispiel Serbiens mit kritischer Schärfe die EU-Politik in Bezug auf die Roma und kommt zu der Schlussfolgerung, dass die aktuelle Migrationswelle nur mit der Verbesserung der Lage der Roma in ihrem Heimatland gestoppt werden könne. Während einzelne Beiträge des Bandes illustrieren, wie Interviews als Materialbasis auch innerhalb

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 178 02.02.17 11:55

der Präsentation der Ergebnisse genutzt werden können, weil sie Einblicke in die untersuchten Prozesse geben, wird diese Möglichkeit an anderer Stelle verschenkt. Margit Feischmidt und Kristóf Szombati präsentieren interethnische Konflikte am Beispiel der romafeindlichen Ausschreitungen Gyöngyöspata. Sie gründen ihre Forschung auf Interviews und Beobachtungen, machen aber zur Zahl der Befragten, ihren wichtigsten Merkmalen oder auch zu den Umständen der Gespräche keine Angaben und geben auch keine Details zu den Interviews.

Zwei weitere Beiträge behandeln Angelegenheiten der Roma in Rumänien im Rahmen der ungarischen bzw. europäischen Politik. Sergiu Constantin geht in Bezug auf Rumäniens Minderheitenpolitik auch auf die ungarisch-rumänischen zwischenstaatlichen Beziehungen ein, während Tamás Kiss nach der Schilderung der Befunde der Volkszählung 2011 die von Ungarn gewährte doppelte Staatsbürgerschaft kritisch unter die Lupe nimmt und betont, dass Ungarn die Minderheitengemeinschaften in den Nachbarländern als eigene demographische Reproduktionsbasis betrachtet.

Wie der kurze Überblick zeigt, waren die Vorträge der Konferenz in ihrem Inhalt sehr vielseitig und umfassen eine breite Zeitspanne. Die Herausgeberin des Bandes war bestrebt, synchron ebenso wie diachron vorzugehen. Dennoch überwiegen im Band die Studien über Ungarndeutsche und Roma, während sich nur zwei Aufsätze mit den Ungarn in Rumänien beschäftigen. Zu den Stärken der Studien gehört, dass zahlreiche statistische Angaben und Tabellen dem Leser helfen, sich zu orientieren. In seinem Beitrag über die Lage der Roma in Rumänien macht István Horváth allerdings darauf aufmerksam, dass die statistischen Angaben gerade zu dieser Gruppe mit kritischem Abstand zu behandeln sind. Die Studien von Hagen und Magyar beinhalten reiches Bildmaterial. Magyar zitiert auch aus anschaulichen Quellen, wodurch die Gemeinschaft und der Lebensraum der Roma dem Leser veranschaulicht werden.

Insgesamt lässt sich sagen, dass das Buch von all jenen mit großem Nutzen gelesen werden kann, die umfassende Kenntnisse über die internationale Regelung des Minderheitenschutzes erwerben möchten und sich für aktuelle Forschungen der Minderheitengruppen in Ungarn und den Nachbarländern interessieren.

Hajnalka Hluchány

Dana Janetta Dogaru: Die Weihnachtspredigt von 1571 des Damasus Dürr aus Siebenbürgen. Studien zu Textaufbau und Homiletik (Schriften zur diachronen Sprachwissenschaft, 17). Wien: Praesens 2008. 242 S.

Was, wenn Damasus Dürr zusätzlich zu den ihm bekannten und von ihm angewandten linguistischen Mitteln die heutigen technischen Hilfsmitteln wie Beamer, Kurzfilm oder gar Musikaufnahmen für seine Weihnachtspredigt zur Verfügung gestanden hätten? Wie hätten sich diese auf die homiletische Entfaltung der gottesdienstlichen Aufgabe des Predigers, die Kombination von Bibellehre und Glaubensunterweisung sowie die moralische Belehrung und Ermahnung ausgewirkt? Welchen Einfluss hätte die Predigt dann auf den Adressaten gehabt?

Auf diese Fragen werden wir keine Antwort mehr erhalten. Unklar bleibt auch, wie sich die Mundart, die gesprochene Sprache unter bewusstem Einsatz von Gestik, Mimik und Artikulation auf den anwesenden Kirchenbesucher ausgewirkt haben dürfte.

Dana Janetta Dogaru erbringt in ihrer Dissertation den Beweis, dass es dem akademisch gebildeten Prediger gelungen ist, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln die maximale Aufmerksamkeit

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 179 02.02.17 11:55

des Rezipienten und zugleich eine Vertiefung seines Anliegens auf der Wort- und Schriftebene herzustellen. Zudem offenbaren die neunzehn Manuskriptseiten den Inhaltsreichtum der Predigten und ihre Bedeutung für die Entwicklung des Neuhochdeutschen in Siebenbürgen.

Dogaru behandelt *Die Weihnachtspredigt von 1571 des Damasus Dürr aus Siebenbürgen* als Vorlage für ihre Studien zu Textaufbau und Homiletik. Ihr Werk ist als Nachweis der Art und Weise, wie und was in Siebenbürgen unter den Sachsen im 16. Jahrhundert gepredigt wurde, an diejenigen Leser gerichtet, die sich für die Methodik der Kommunikationsprozesse, für Rhetorik, Theologie oder für allgemeine Sprachwissenschaft interessieren.

Unter Berücksichtigung der reformatorischen Gottesdienst- und Kirchenordnung von Martin Luther legt Dürr seiner Predigt eine Bibelstelle zugrunde, um die Zuhörer zum Handeln und zur Verhaltensänderung zu bewegen. Er identifiziert sich dabei durchgehend mit dem Evangelisten Lukas. Die Weihnachtspredigt bezieht sich auf die Geburt Jesu in Bethlehem, die Verkündung durch die Engel und den Besuch der Hirten. Geschickt gelingt Dürr die Verknüpfung mit dem Zeitgeist: Er prangert die mangelnde Demut vor Gott, dessen Worten und Werken an. Er zeigt die moralischen Mängel und den Sittenverfall seiner Zeit auf und stellt geschickt Rückbezüge zum Alten Testament und zu historischen Zeugnissen her. Hauptkritikpunkt wird der spärliche und unregelmäßige Kirchenbesuch seiner Gemeindemitglieder. Eine Kritik, die selbst dem heutigen Leser Anstoß zum Nachdenken und zur Selbstprüfung gibt.

Die Arbeit liefert Anhaltspunkte und Beweise, wie Dürr als Textproduzent mal in die Rolle des Verkünders, mal in die Position des Erziehers schlüpft, wie er reflektiert und problematisiert, kritisiert und berät, um seine Zuhörer in ihrer Denkweise zu beeinflussen oder gar zu überzeugen. Er strebt ein lutherisches Ideal an, appelliert an Vernunft und Gefühl seiner Rezipienten. Der Textfluss, die Themenverknüpfung und -entfaltung nehmen dabei eine entscheidende Rolle ein. Sie erfolgen auf unterschiedlichen Ebenen: beschreibend, erzählend, erklärend oder argumentativ.

Sprachwissenschaftlich gesehen ist die vorliegende Analyse von Dogaru äußerst akribisch. Neben inhaltlichen Aspekten der Predigt untersucht sie die thematische Kohärenz, die Palette von textorganisatorischen Äußerungen und grammatischen Mitteln, die das Gesagte veranschaulichen sollen, und analysiert die Textfunktion und deren Verwirklichung. Ergänzt wird dieses Gerüst durch eine synoptische Tabelle, um die gesamte Verknüpfung von Satzlehre und Textstruktur mit einem Blick zu erfassen.

Alles in allem stellt der methodisch durchleuchtete Predigttext beachtliche Substanz zur Predigtliteratur und zum frühneuhochdeutschen Text- und Sprachkonglomerat am südöstlichen Rand des damaligen deutschen Sprachraums bereit. Dogaru versteht es hervorragend, ein bisher eher gemiedenes Thema sogar für Laien anschaulich zu erörtern, in seine Bestandteile zu zerlegen und auf sprachwissenschaftlich hohem Niveau zu analysieren.

Ausdauer beim Lesen der sachlich nüchternen Textanalyse braucht es dennoch. Auf Grund der zahlreichen Erkenntnisse und Hinweise ist die geistige Aufnahmefähigkeit bald erschöpft, trotz des angenehmen Schreibflusses Dogarus und trotz vorausgesetzter intellektueller Kapazität des Lesers jedenfalls. Die akribische Analyse spornt aber selbst den Skeptiker an, beim nächsten Gottesdienst der Predigt aufmerksamer zuzuhören, allein schon um Vergleiche anstellen zu können. Ob es unseren Pfarrern heutzutage gelingt, der Gemeinde ohne erho-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 180 02.02.17 11:55

benen Zeigefinger den Spiegel vorzuhalten, wage ich zu bezweifeln. Dass immer mehr Christen die Lust am Kirchenbesuch vergeht, ist eine Tatsache. Daran werden weder Dürrs Predigt noch Dogarus Analyse etwas ändern können.

Blanka Fogel-Standecker

Hans-Dieter Döpmann: Die orthodoxen Kirchen in Geschichte und Gegenwart. (Trierer Abhandlungen zur Slavistik, Band 9) Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 2010. 364 S.

Das wissenschaftlich, kirchlich oder primär geistlich motivierte Interesse der aus dem abendländischen Kulturraum stammenden Gelehrten an Geschichte, Spiritualität, Liturgie, Kunst und Kultur der Ostkirche ist ein schon Jahrhunderte altes geistiges Phänomen, das noch im europäischen Mittelalter wurzelt. Stimuliert von manchen führenden Theologen der Reformation, hat sich dieses Streben im Laufe der letzten Jahrhunderte mit unterschiedlicher Geschwindigkeit bis in unsere Gegenwart entfaltet.

Nach dem Umbruch von 1989 und den darauf folgenden politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Veränderungen, aber nicht zuletzt nach der Erweiterung der Europäischen Union nach Südosteuropa mit dem Beitritt Bulgariens und Rumäniens – Prozesse, die von einer massiven Emigrationsbewegung von Ost nach West begleitet wurden – hat das Interesse der westlichen Gesellschaft gegenüber dem historischen, kulturellen und geistigen Erbe dieser Länder und Nationen neue Impulse bekommen.

Um diesen Durst nach Wissen zu stillen oder auch schlichter Neugier entgegenzukommen, und gewiss begünstigt von einer blühenden globalen Tourismusindustrie, legt Gerhard Ressel, Herausgeber der Reihe *Trierer Abhandlungen zur Slavistik*, bei Peter Lang eine zweite, aktualisierte Auflage der *Orthodoxen Kirchen in Geschichte und Gegenwart* des deutschen Historikers Hans-Dieter Döpmann (1929–2012) vor. Von Haus aus Slawist, war Döpmann jahrzehntelang Professor für Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin. Durch seine langjährige historische Forschungstätigkeit und die zahlreichen Publikationen im Bereich der Geschichte und Kultur der orthodoxen Kirche im Allgemeinen und insbesondere der russischen und bulgarischen Nationalkirchen wird er zumindest in historischen, theologischen und kirchlichen Kreisen Deutschlands und Südosteuropas noch lange bekannt bleiben.

Sein neuaufgelegtes Werk war ursprünglich unter dem Titel *Die orthodoxen Kirchen* 1991 in Berlin erschienen. Eine italienische Ausgabe, *Le Ortodosse Chiesse*, wurde 2003 in Genua verlegt. Über die Versprechung des Titels hinaus befasst sich der Autor nicht nur mit der historischen Entwicklung, dogmatischen Identität und gegenwärtigen Organisation der zweitgrößten christlichen Kirche der Welt, sondern liefert, damit der üblichen Terminologie des Ökumenischen Rates der Kirchen folgend, auch eine synthetische Darstellung der Orientalischen Orthodoxen Kirchen, der Altorientalischen Kirchen und der mit Rom unierten Ostkirchen.

Der Band, der von einem Vorwort des Herausgebers eingeleitet wird, ist in dreizehn Kapitel gegliedert. Er schließt mit einer ausführlichen Bibliografie, einem Glossar und einem Personenregister.

Das erste Kapitel, »Verlust der Einheit der Kirche« (17–54), präsentiert die wichtigsten Ereignisse der Kirchengeschichte im römisch-byzantinischen Reich und dessen Einflussgebiet, so Bulgarien und der Kiewer Rus, und verfolgt dann in mehreren Etappen theologische wie politische Faktoren, die schrittweise zu einer Entfremdung zwischen Osten und Westen führten und schließlich mit dem

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 181 02.02.17 11:55

Großen Kirchenspaltung von 1054 endeten. Im anschließenden Kapitel »Die heutigen orthodoxen Kirchen« (55–109) wird der historische Überblick bis zur Gegenwart fortgesetzt. In diesem längsten Kapitel des Bandes eingeschlossen ist auch die aktuelle Situation der autokephalen orthodoxen Kirchen: erstens die der alten apostolischen Patriarchate von Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, sowie der im zweiten Jahrtausend gegründeten Patriarchate Russlands, Serbiens, Georgiens, Rumäniens und Bulgariens, zweitens der autokephalen Kirchen Zyperns, Griechenlands, Polens, der Tschechei und Slowakei und der Vereinigten Staaten von Amerika, und drittens der autonomen Metropolien von Finnland, Japan, Weißrussland, der Ukraine, der Republik Moldau, Estland und Lettland. In beiden Kapiteln stellt der Autor nicht nur kirchengeschichtliche Zusammenhänge im engeren Sinn vor, sondern gibt auch wichtige Informationen über das Umfeld kirchlichen Handelns, von der Osmanenherrschaft bis zur Phase des Kommunismus. Ferner behandelt er die komplizierte kirchenpolitische Situation, die durch den Zusammenbruch der Sowjetunion entstand. Dies betrifft zum einen die umstrittene kanonisch-organisatorische Lage der orthodoxen Kirchen in der Ukraine, in der Republik Moldau und in Estland, wo nach der Wende verschiedene kirchliche Jurisdiktionen ganze oder doch teilweise Autonomie gegenüber dem Moskauer Patriarchat in Anspruch nahmen und dadurch staatliche sowie kirchliche bilaterale Auseinandersetzungen auslösten. Zum zweiten betrifft dies die wichtigsten Themen der intraorthodoxen Beziehungen – die Bestellung einer einheitlichen kanonischen Ordnung, die Zeitplanung eines gesamtorthodoxen Konzils, die Feststellung der Rolle des Ökumenischen Patriarchen unter allen orthodoxen Kirchen, die Frage, welche kirchliche Autorität berechtigt sei, Autokephalie bzw. Autonomie zu verleihen, und wie die heutzutage blühenden orthodoxen Gemeinden aus der sogenannten Diaspora zu organisieren seien.

»Die Struktur der orthodoxen Kirchen« (111–115) betrachtet dann die spezifische Gliederung dieser Kirchen, und zwar ihre synodale Struktur, ihre Ämterhierarchie und die Rolle der Laien. Die folgenden drei Kapitel, »Die äußeren Voraussetzungen für den Gottesdienst« (117–138), »Die Gottesdienstformen des Tages- und Wochenzyklus« (139–161) und »Das Kirchenjahr« (163–199), erläutern detailliert das orthodoxe Gottesdienstverständnis, die Architektur der Ostkirche – in griechischer und russischer Tradition –, die liturgischen Geräte und die Gewänder der Geistlichen, die Verwendung der Nationalsprachen im Gottesdienst, die Rolle der Kirchengesänge, den Zyklus des byzantinischen liturgischen Jahres, die Kalenderproblematik, die Fastentage und die Fastenzeiten und schließlich die Struktur und den Symbolismus der Liturgie. Da Döpmanns Darstellung keine katechetischen Ziele verfolgt, sondern eine Einführung in das Innenleben der Ostkirche für den im Westen beheimateten Leser anstrebt, enthalten seine Ausführungen zahlreiche Bemerkungen über die Verschiedenheiten zwischen der griechischen und der slawischen Tradition, Erläuterungen zu sprachlichen, doktrinären und rituellen Besonderheiten und Hinweise auf Parallelen zur katholischen und lutherischen Tradition. Kapitel sieben (201–225) und acht (227–231) sind dem sakramentalen Leben der orthodoxen Kirche gewidmet. Sie stellen nacheinander die sieben Sakramente (Taufe, Myronsalbung, Buße, Eucharistie, Ehesakrament, Weihesakrament und Heilige Ölung), drei der am häufigsten begangenen Weihriten (Begräbnis, Totengedenken, Wasserweihe) und andere Amtshandlungen (Bitt- und Dankgottesdienste) aus einer liturgischen und dogmatischen Perspektive vor.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 182 02.02.17 11:55

Mit einer kurzen Präsentation des orthodoxen Glaubensverständnisses startet Döpmann seine Erläuterungen über die »Glaubensgrundlagen der orthodoxen Kirche« (233–252). Hier werden die fundamentalen Glaubensquellen (die Heilige Schrift, die Tradition, die Glaubensurkunden), das kanonische Recht, die wesentlichen Glaubenslehren (Trinitätslehre, Sofiologie, Mariologie, Soteriologie, Ekklesiologie) und die Ikonografie des Heilsgeschehens besprochen. Im zehnten Kapitel, »Gelebter Glaube« (253–276), geht der Autor auf Fragen der heutigen Glaubenspraxis ein. Im Zentrum stehen Bedeutung und Rolle des Mönchtums, die Auffassung der Heiligen und die christliche Weltverantwortung von heute (die Missionstätigkeit, das soziale Engagement, das gegenwärtige Verhältnis von Kirche und Staat, die erneuerte Diakonie und der Gesellschaftsbezug in der heutigen postmodernen und säkularisierten Welt).

Die nächsten beiden Kapitel stellen »die orientalischen Nationalkirchen« (die Syrische, die Koptische, die Armenische Apostolische, die Syrisch-orthodoxe Kirche des Ostens in Indien, die Äthiopische, die Eritreische und die Assyrische Kirche vor (277–297) bzw. gehen auf »die unierten Ostkirchen« (Byzantinischer, Ostsyrischer, Westsyrischer, Armenischer und Alexandrinischer Ritus) ein (299–310). Wiederum werden die dogmatischen Vorschriften, die historische Entwicklung und die derzeitige organisatorische Situation dieser Kirchen behandelt. So gelingt es dem Autor, ein vollständiges und dennoch auch für den Nichtspezialisten nachvollziehbares Bild des östlichen Christentums von den christologischen Streitigkeiten des 5. und 6. Jahrhunderts über die Trennung der orientalischen Kirchen von der Reichskirche, die von Rom geprägte Kirchenpolitik des 16. bis 19. Jahrhunderts in Mittel- und Südosteuropa bzw. in Afrika und Asien bis in die komplexe Situation der Gegenwart zu zeichnen.

Das letzte Kapitel des Bandes ist der Ökumene und den interreligiösen Beziehungen gewidmet (311–323). Döpmann zeigt nicht nur die Anfänge des ökumenischen Dialogs im 19. Jahrhundert auf, sondern berichtet auch über die wichtigsten Konferenzen und Institutionen, die im vergangenen Jahrhundert zum Zwecke der Annäherung zwischen Christen verschiedener Kirchen und Konfessionen sowie zwischen Christen und anderen Weltreligionen stattgefunden haben. Als sorgfältiger Beobachter und direkter Teilnehmer an manchen ökumenischen Veranstaltungen kirchlicher wie auch wissenschaftlicher Art vermag es der Autor, nicht nur die historische Entwicklung der ökumenischen Bewegung, sondern auch deren theologische Leistungen und Schwachstellen herauszuarbeiten. Er erläutert zudem die divergierenden Strömungen innerhalb der orthodoxen Patriarchate, die entweder den ökumenischen Dialog fördern oder ihm aus mancherlei Gründen entgegentreten.

Anders als manche anderen Werke zum Thema vermittelt das vorliegende Kompendium durch akademische Genauigkeit und überzeugende sprachliche Gestaltung eine klare, vorurteilslose Einführung in der Geschichte und Glaubenswelt der Orthodoxie. Zudem bietet das Werk die Möglichkeit, den einen oder anderen Aspekt der Darstellung anhand der ausführlichen, der Kapitelgliederung folgenden Bibliografie zu vertiefen. Als ausgezeichnetem Kenner der europäischen Kirchengeschichte gelingt es Döpmann, das Geheimnis der Orthodoxie einem breiten Publikum zugänglich zu machen. Um Geschichte, Glauben und Geist der orthodoxen Kirche authentisch zu präsentieren, greift er auf viele Zitate aus liturgischen Büchern, Fragmente aus zeitgenössischen kirchlichen Konferenzen und Texte der berühmtesten griechischen Kirchenväter bzw. der orthodoxen Theologen des 19.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 183 02.02.17 11:55

und 20. Jahrhunderts zurück, wobei Döpmanns Vorliebe für den Heiligen Johannes Chrysostomos, Gregor von Nazianz, Ignatius Teoforus, Basilius den Großen, Dionysius Areopagita, Philaret von Moskau, dann für die Theologen Emilianos Timiadis, Seraphim Joantă, Sergei Bulgakow, Wladimir Lossky, Pavel Florensky, Stefan Zankow, Dumitru Stăniloae und Ioan Bria zu spüren ist.

Der vorliegende Band ist nicht nur für Historiker, Theologen, Schriftsteller oder Politiker, die Geschichte und Kultur des südöstlichen Europa besser verstehen wollen, empfehlenswert, sondern kann auch für Konvertierte, für in Deutschland geborene oder im deutschsprachigen Raum aufgewachsene orthodoxe Christen, Laien oder Würdenträger hilfreich sein, die ihre christliche Identität besser verstehen wollen.

Mircea-Gheorghe Abrudan

Hermann Fabini: Sakrale Baukunst in siebenbürgisch-sächsischen Städten. Sibiu: Monumenta. Heidelberg: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde: 2013. 280 S., farbige und schwarzweiße Abbildungen.

Als Ergänzung und Abrundung seines 1998/99 vorgelegten zweibändigen *Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen* betrachtet der promovierte Architekt Hermann Fabini sein 2013 erschienenes Buch *Sakrale Baukunst in siebenbürgisch-sächsischen Städten*. Dieser Hinweis im Vorwort überrascht ebenso wie der mit einer »3« gekennzeichnete Buchrücken, zumal die bibliographische Angabe im Band auf die Nennung eines Reihentitels verzichtet.[1] Wie der Titel verspricht, behandelt das Werk nämlich ausgewählte städtische Sakralbauten verschiedener Konfessionen und damit auch der unterschiedlichen Ethnien Siebenbürgens.

Das Vorwort, in dem der 1938 geborene Autor ausführlich seinen Werdegang zum Architekten, Denkmalpfleger und Politiker in Siebenbürgen schildert, lässt bereits vermuten, dass das Buch kein wissenschaftliches sein soll, sondern vielmehr ein persönliches Denkmal, geformt aus den Früchten eines langen Berufslebens; gefördert wurde es von Fabinis Stiftung *Patrimonium Saxonicum*, gedruckt im eigenen Monumenta Verlag. Der zweiteilige Aufbau, die Zitierweise und das Literaturverzeichnis erwecken dennoch den Eindruck wissenschaftlichen Anspruchs: Nach einführenden Unterkapiteln u. a. zur Entwicklung der sieben im Buch behandelten, in der siebenbürgisch-sächsischen Historiographie traditionell als deutsche Gründungen gedeuteten Städte, zum Wesen (überwiegend) der siebenbürgisch-sächsischen kirchlichen Baukunst, ihrer Raumkonzepte und zeitlichen Einordnung sowie einer Beschreibung des Vorgehens des Autors (überschrieben allerdings mit »Beschreibung der Bauten«, S. 20) folgt der Hauptteil des Bandes. Dieser stellt Sakralbauten vom Mittelalter bis zur Zwischenkriegszeit der alphabetisch nach den deutschen Ortsnamen geordneten Städte Bistritz/Bistrița, Hermannstadt/Sibiu, Klausenburg/Cluj-Napoca, Kronstadt/Braşov, Mediasch/Mediaş, Mühlbach/Sebeş und Schäßburg/Sighişoara vor. Die sieben Kapitel sind gleich aufgebaut und zeigen auf der ersten Seite jeweils Darstellungen des Stadtwappens in unterschiedlichen Zeiten, andere Materialen, eine Stadtansicht (überwiegend aus den 1990er Jahre), nennen die Stadtnamen in den verschiedenen Sprachen und geben in Tabellenform geographische Daten sowie Bevölkerungszahlen zwischen 1500 und 2011

1 Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet das hier zu besprechende Buch dennoch als dritten Band des »Atlas«, vgl. Online-Katalogisat im Internet: URL: http://d-nb.info/1033611158 (letzter Abruf: 7. 1. 2015).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 184 02.02.17 11:55

an. Es folgen dann – nach je einer kurzen, ausformulierten Charakterisierung der Stadt in topographischer Hinsicht und Daten zur Geschichte in tabellarischer Auflistung – historische Ansichten und Stadtpläne sowie undatierte Pläne der Altstädte samt Einzeichnung der anschließend vorgestellten Monumente.

Die Einzelstudien zu den Sakralbauten umfassen im Fall besonders bedeutender Bauwerke tabellarisch angeordnete Daten zur Baugeschichte, historische Fotografien und Zeichnungen, Grund- und Aufrisse in Schwarz-Weiß sowie Farbfotografien der 1990er und 2000er Jahre (überwiegend vom Autor angefertigt) von Einzelformen wie z. B. Maßwerkfenstern, Türgewänden, Gewölbeformen, Schlusssteinen, wandfesten und beweglichen liturgischen Ausstattungsgegenständen, Grabmonumenten etc. Bauten, die vermutlich als weniger bedeutend angesehen werden oder über die dem Autor weniger bekannt ist, werden in kurzen Fließtexten, begleitet von deutlich weniger Fotografien, vorgestellt.

Die dokumentarische Vorgehensweise, die bereits Ende der 1990er Jahre im eingangs erwähnten *Atlas* vom Autor angewandt worden war, ist sinnvoll und übersichtlich, doch bedauerlicherweise wurden die damals in einer Rezension vorgebrachten Kritikpunkte im jüngsten Werk kaum berücksichtigt[2]: Auch jetzt fallen die mehrheitlich sehr kleinformatigen Fotografien auf, die, wenn nun auch überwiegend farbig, fast immer verpixelt oder unvorteilhaft ausgeleuchtet sind. Immerhin sind die Fotografien nun datiert, doch scheinen die angegebenen Jahreszahlen teils fraglich (u. a. [ev.] Johanniskirche Hermannstadt, S. 99, Abb. 1, dürfte kaum »2012« aufgenommen worden sein, wie Bauzustand und mit abgebildete Automobile vermuten lassen), zudem verwundert die Wahl von Fotos der 1990er Jahre, die zwischenzeitlich erfolgte Restaurierungen nicht zeigen können (so auch ev. Stadtpfarrkirche Bistritz, S. 36, wo nach dem Brand 2008 und anschließender Rekonstruktion auch ein aktuelles Bild interessant gewesen wäre). Irreführend sind Überschriften wie z. B. »Beschreibung des Klosters« (für die römisch-katholische Stadtpfarrkirche »Sfânta Treime« (!) in Bistritz, S. 49), unter der lediglich die ehemalige Klosterkirche, nicht jedoch die Klausur behandelt wird. Problematisch – nicht nur für ortsunkundige Leser, die einen Überblick über den Baubestand erhalten möchten – sind ohne Begründung fehlende Gotteshäuser wie die reformierte Kirche in der Horea-Straße von Klausenburg. Dies überrascht umso mehr, als Fabini andererseits abgegangene Sakralbauten mittels Archivalien erfasst und beschreibt, was sehr zu begrüßen ist. Dieses unsystematische Vorgehen macht sich auch im umfangreichen Literaturverzeichnis bemerkbar, das u. a. im Fall der orthodoxen Kathedrale Hermannstadts einen Artikel der 1960er Jahre bemüht, obwohl durchaus jüngere (nicht aufgeführte) Titel existieren.[3] Anzusprechen

2 Angela Karasch (Rez.): Atlas der siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen und Dorfkirchen. In: Informationsmittel für Bibliotheken 8 (2000). Online im Internet: URL: http://www.bsz-bw.de/depot/media/3400000/3421000/3421308/00_0237.html (letzter Abruf: 7. 1. 2015).

3 Hier wären u. a. zu nennen: Mircea Păcurariu: Catedrala Mitropolitană din Sibiu. 1906–2006 [Die Metropolitankirche in Hermannstadt]. Sibiu 2006; Paul Niedermaier: Die orthodoxe Kathedrale der Heiligen Dreieinigkeit in Hermannstadt. In: Ders.: Städte, Dörfer, Baudenkmäler. Studien zur Siedlungs- und Baugeschichte Siebenbürgens. Als Festgabe zum 70. Geburtstag, hg. v. Vorstand des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde. Köln, Weimar, Wien 2008, S. 303–311. Ähnliches gilt für die Hermannstädter (Studia Transylvanica 36) ev. Stadtpfarrkirche, wo trotz Ausführungen Fabinis zu den Übermalungen des bedeutenden Rosenauer-Wandbildes der Hinweis auf folgenden Beitrag unterbleibt: Ágnes Bálint, Frank-Thomas Ziegler: »Wer hat das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt?« Zu den Übermalungen des Rosenauer-Wandbildes in der Hermannstädter Stadt-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 185 02.02.17 11:55

ist noch die auffällige Ungleichgewichtung der Sakralbauten in konfessioneller und ethnischer Hinsicht: Dass die nach 1989 zahlreich neu erbauten orthodoxen Kirchen nicht vorgestellt werden, da dies den Rahmen der Arbeit gesprengt hätte (S. 20), mag noch nachvollziehbar sein;[4] zusammen mit der deutlich umfassenderen Behandlung der Sakralbauten der evangelischen Kirche A. B. gegenüber jener der anderen Konfessionen und Ethnien jedoch wird der Duktus der einführenden Kapitel unangenehm verstärkt, nachdem bereits im Vorwort die gegenwärtige Architektur der »Neureichen« (S. 8) allgemein kritisiert worden war. Insgesamt genügt das Buch mit seinem Mangel an Objektivität und dem Rückgriff auf einen deutlich überholten Forschungsstand nicht wissenschaftlichen Ansprüchen. Möglicherweise war dies jedoch, wie eingangs angedeutet, auch nicht die Intention des Autors.

An wen sich das Buch richtet, bleibt jedenfalls unklar: Interessierten Laien dürften die hier aufgeführten Kritikpunkte ebenso missfallen wie der Fachwelt. Immerhin kann der handliche, reich bebilderte und mit den erwähnten Grund- und Aufrissen versehene Band Kunsthistorikern, Kulturwissenschaftlern oder Bauforschern als erster Überblick über Reichtum und Vielfalt der Sakralbauten der sieben ausgewählten Städte Siebenbürgens dienen; eine Zusammenstellung dieser Art lag bislang nicht vor. Im besten Fall kann das Buch so zu einer weiterführenden Beschäftigung mit der im deutschen Sprachraum bislang höchstens als peripher wahrgenommenen Landschaft und ihren Architekturformen anregen.

Kristina Hahn

Horst Fassel: Das Deutsche Staatstheater Temeswar (1953–2003). Vom überregionalen Identitätsträger zum Experimentellen Theater. Münster u. a.: LIT Verlag 2012. 575 S.

Das Deutsche Staatstheater in Temeswar/Timişoara – genauer: die deutsche Abteilung des Staatstheaters Temeswar – wurde am 1. Januar 1953 ins Leben gerufen und war dann bis 1956 die einzige deutsche Berufsbühne in Rumänien. Da bedauerlicherweise eine ganze Reihe von Dokumenten dieses Beginns (Gründungsurkunde, Premierenplakat etc.) nicht erhalten ist, kann man eine Vielzahl von Aspekten der Frühzeit dieses Theaters heute nicht mehr rekonstruieren. Dennoch kann man rückblickend zumindest feststellen: Die tagtäglichen Mühen und Bestrebungen der Mitglieder des Ensembles der Gründungszeit, die inmitten aller Schwierigkeiten am wenigsten Zeit für das Dokumentieren und Archivieren hatten, haben in dem Weiterbestehen und den Erfolgen der Bühne, die auf diese Weise damals sicherlich nicht absehbar waren, ihre Belohnung und ihren Sinn gefunden.

Temeswar, eine Stadt, in der Rumänen, Ungarn, Deutsche Serben lebten und sich dementsprechend kulturell artikulierten,

pfarrkirche. In: Zeitschrift für Siebenbürgische Landeskunde [im Folgenden ZfSL] 34 (2011), S. 1–28. Weiters sei auf einige jüngere, ebenfalls nicht zitierte Schriften hingewiesen: Ciprian Firea: Artă şi patronaj artistic în Transilvania medievală: polipticul din Sibiu [Kunst und Kunstpatronat im mittelalterlichen Siebenbürgen: das Hermannstädter Polyptichon]. In: Ars Transsilvaniae [im Folgenden AT] 12/13 (2002/03), S. 123–138; Timo Hagen: Stilpluralismus im multikonfessionellen Raum: Drei Hermannstädter Sakralbauten aus der Zeit um 1900. In: ZfSL 30 (2007), S. 17–34; Ágnes Bálint: Biserica Neagră din Braşov: noi propuneri privind cronologia şi contextul construcţiei [Die Schwarze Kirche in Kronstadt. Neue Vorschläge zur Chronologie und zum Kontext des Bauwerks]. In: AT 19 (2009), S. 5–18. Nach Fabinis Buch erschienen ist kürzlich zudem: Kinga German: Sakramentsnischen und Sakramentshäuser in Siebenbürgen. Die Verehrung des Corpus Christi. Petersberg 2014.

4 Ein Hinweis Fabinis darauf, dass diese für Hermannstadt bereits erfasst wurden, fehlt: Marc Van Wijnkoop Lüthi, Paul Brusanowski (Hg.): Creştinismul în Sibiu. Ghid al confesiunilor şi al lăcaşurilor de cult / Christentum in Hermannstadt. Wegweiser zu Konfessionen und Kirchen. Hermannstadt 2002.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 186 02.02.17 11:55

kann man vor 1953 nicht als Theaterstadt bezeichnen. Auch wenn es immer wieder schauspielerische Versuche gab, spielten die verschiedensprachigen Bühnen in der Stadt in Abhängigkeit von den politischen Machtverhältnissen eine Rolle, ihr Repertoire stimmte dementsprechend nicht völlig mit den Erwartungen der jeweiligen ethnische Gruppe überein. Ein deutsches Stadttheater hatte es bis 1899 gegeben, das bis zur 1953-er Gründung verstrichene halbe Jahrhundert hatte das Interesse und die Bedeutung der Initiative nur weiter erhöht.

Im Zeitraum bis 1990 war für die Arbeit des Theaters die staatlich vorgegebene, so genannte Proporzregel ein Problem, das es zu beachten galt. Diese Vorschrift besagte, dass die Hälfte des Repertoires aus Werken von Schriftstellern zu bestehen hatte, die aus Rumänien stammten, ein Viertel sollte aus »Klassikern« ausgewählt werden, während die beiden verbleibenden Achtel für Werke von Autoren anderer »sozialistischer« Länder bzw. fortschrittliche Stücke bürgerlicher Dramatiker übrig waren. Da allerdings die Kategorien relativ großzügig ausgelegt werden konnten, entsprach das schließlich vorliegende Programm der Bühne weit weniger den Intentionen der Proporzregel, als dies von den Erschaffern jener restriktiven Regelung beabsichtigt war: Zu den klassischen Werken zählte man im Prinzip Stücke von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, zu den fortschrittlichen bürgerlichen Dramen solche aus dem 18. Bis zum 20. Jahrhundert, und manch ein Abend mit einem Unterhaltungsprogramm, bestehend aus Musik, Tanz, Sketchen etc., wurde ebenso zu einer Darbietung von Werken aus Rumänien stammender Autoren erklärt (auch wenn dies nicht den Tatsachen entsprach). Ausländische Werke aus dem 19. und aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wurden als Produkte aus »sozialistischen« Ländern etikettiert. Die Zahlen und Daten der Aufführungen sowie die Zuschauerzahlen verraten die wahren Vorlieben des Publikums, das zu jeder Zeit die deutschen und die österreichischen sowie später auch die rumäniendeutschen Bühnenautoren gegenüber den anderen bevorzugte.

Der Aufbau der diese Umstände und Entwicklungen ausführlich darlegenden Untersuchung von Horst Fassel ist logisch strukturiert. Einem einleitenden Kapitel über Temeswar und das Wirkungspotential eines Theaters in der Region folgt ein in Perioden gegliederter eingehender Überblick über die Entwicklung des Deutschen Staatstheaters und danach Betrachtungen zu den Leistungsträgern der Institution, von den Intendanten und Dramaturgen über die Spielleiter und Bühnenbildner bis hin zu den Schauspielerinnen und Schauspielern. Hiernach wird die Frage untersucht, wie sich das Theater selbst darstellte und wie es andererseits rezipiert wurde, sodann resümiert der Autor auf rund 50 Seiten die Stellung des Staatstheaters Temeswar sowohl in der Region als auch in der gesamten Kulturlandschaft Rumäniens.

Die detaillierte Arbeit von Horst Fassel besticht durch die hohe Zahl an Fakten und Daten, die in mehrerlei Hinsicht über die Welt des Theaters hinausgehen und auf nachvollziehbare Weise die Grundlage für seine Schlussfolgerungen bieten. Nachdem in den vergangenen Jahrzehnten eine Vielzahl an germanistischen Arbeiten veröffentlicht worden ist, bei deren Lektüre man unweigerlich das Gefühl hat, den Verfassern seien besonders ihre eigenen Theorien von Bedeutung, denen allerdings die Fakten häufig im Wege stehen, ist die Lektüre dieses Buches eine wahre Wohltat, denn hier geht wissenschaftlich-sachliche Akribie mit plausibel aus dem Faktenmaterial gezogenen Schlussfolgerungen einher. Da all dies darüber hinaus in einer Sprache und einem Stil präsentiert wird, der ohne

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 187 02.02.17 11:55

jede Selbstgefälligkeit, jedoch mit umso größerer Präzision und Klarheit dem Leser das Verständnis der Materie erleichtert, ist die Arbeit nicht nur grundlegend für die Darstellung der Geschichte des Deutschen Staatstheaters Temeswar in den Jahren 1953–2003, sondern auch als ein Vorbild für Untersuchungen ähnlicher Art zu empfehlen.

Gábor Kerekes

Harald Gröller, Harald Heppner (Hgg.): Die Pariser Vorort-Verträge im Spiegel der Öffentlichkeit Berlin u. a.: LIT Verlag 2013 (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Bd. 7), 179 S.

Die Auswirkungen des Ersten Weltkrieges auf Südosteuropa untersucht der vorliegende Sammelband, der auf Initiative der Karl-Franzens-Universität Graz Autoren aus Österreich, Rumänien, Ungarn, Slowenien, Bulgarien und Polen zusammenführt. Das Augenmerk gilt vor allem den Verträgen von Trianon, Neuilly, St.-Germain-en-Laye, während der Vertrag von Versailles nur eine geringe und derjenige von Sèvres keine Rolle spielt. Die zwölf Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit der Rezeption der Verträge durch Medien in einem breit aufgefächerten Spektrum, angefangen mit Zeitungen und Zeitschriften über Reiseführer und Denkmäler bis hin zu Schulbüchern, die in gleich vier Beiträgen analysiert werden.

Leider setzt der Band ohne Einleitung ein; die Herausgeber begnügen sich mit einem Geleitwort. Dadurch bleibt eine Reihe theoretischer, methodischer und konzeptioneller Fragen ohne Klärung. So wird der Begriff der Öffentlichkeit nicht näher ausgeführt, während die Titelformulierung »im Spiegel der Öffentlichkeit« eher eine klassisch-deskriptive Auffassung von Medienanalyse zugrunde legt. Neuere medientheoretische Ansätze sprechen Medien eine stärkere *agency* zu, rekurrieren auf Wahrnehmungstheorien sowie auf Prozesse der medialen Rezeption und Aneignung. Solche Überlegungen sind wohl den Autoren der einzelnen Beiträge überlassen worden, leider machten nur wenige von ihnen davon Gebrauch.

Florian Kührer (Wien) untersucht anhand von Zeitungen und Zeitschriften der Siebenbürger Rumänen die Sicht auf Ungarn, die dort verbliebene rumänische Bevölkerungsgruppe und die Slowakei. Erkennbar wird, dass die neuen Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg und der Umgang mit »Minderheiten« in der Wahrnehmung vieler Menschen erst neu justiert werden mussten. Ionela Felicia Moscovici (Klausenburg/Cluj-Napoca) schildert die Geschicke des Banats zwischen Rumänien, Ungarn und Serbien, wobei sie die Bemühungen der dort stationierten französischen Besatzungstruppen hervorhebt, der Region eine friedliche Zukunft, etwa als Freihandelszone, zu sichern. Interessant wäre ein Vergleich zur Situation in Oberschlesien nach dem Ersten Weltkrieg. Harald Heppner (Graz) untersucht Reiseführer der Zwischenkriegszeit zu Slowenien, Kroatien, Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakei, wobei er konstatiert, dass eine nationale Fokussierung, wenn nicht gar Engführung vorherrschte: Übernationale und plurale Blickwinkel auf Land und Leute wurden negiert, »Minderheiten« marginalisiert und auf das (fehlende) Vorwissen ausländischer Touristen keine Rücksicht genommen. Diese Haltung unterstreicht Emőke Csapó (Klausenburg/Cluj-Napoca), die zeigt, wie Denkmäler in Kolozsvár nach 1919 umgewidmet, »rumänisiert« oder ganz entfernt wurden. László Levente Balogh (Debrecen) verweist dagegen am Beispiel der Trianon-Denkmäler in Ungarn von 1919 bis heute darauf, dass es kompetitive Erinnerungen auch innerhalb eines Landes gab. Spannend ist die Geschichte der Figur, die auch auf dem Titelbild des Bandes zu sehen ist:

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 188 02.02.17 11:55

Die Budapester »Hungaria« wurde nach 1948 umbenannt in »Die Badende« und dekorierte zunächst ein Budapester Bad, bevor sie in derselben Funktion 1973 in die westungarische Provinz verbracht wurde (und bis heute dort, in Sopron-Balf, zu finden ist). Matjaž Birk und Anja Urekar (Marburg a. d. Drau/Maribor) bezeichnen Zeitungen und Zeitschriften als Identitätsproduzenten und untersuchen die deutschsprachige *Marburger Zeitung* und den slowenischsprachigen *Slovenec*. Während die *Marburger Zeitung* eine durchaus loyale Haltung zum Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen entwickelte und Vorbilder bei anderen deutschsprachigen Enklaven in Südosteuropa wie Siebenbürgen suchte, beteiligte sich der *Slovenec* an der Konstruktion einer südslavischen Identität anhand von Landschaftsbeschreibungen oder Gelegenheitsdichtungen. Zwei Beiträge untersuchen den Friedensvertrag von Neuilly in der bulgarischen Presse, leider aber stark deskriptiv und von einem eher national-bulgarischen Standpunkt aus.

Die Mini-Sektion zum Medium Schulbuch wird eingeleitet von Elena Dimitrova (Veliko Tarnovo), die in sehr guter Kenntnis der internationalen Schulbuchforschung aktuelle deutsche, österreichische und bulgarische Geschichtsschulbücher zu den Vorort-Verträgen analysiert und dabei gravierende Unterschiede nicht nur in den Inhalten, sondern auch in den didaktischen Ansprüchen herausarbeitet. Harald D. Gröller (Wien) widmet sich österreichischen Schulbüchern vornehmlich der Zwischenkriegszeit zu St.-Germain-en-Laye, die das Schreckensbild der »Balkanisierung Mitteleuropas« (134) zeichneten. In Róbert Baloghs (Budapest) Untersuchung ungarischer Schulbücher ist der Befund interessant, dass nach 1945 das Horthy-Regime als schuldig an Trianon bezeichnet wurde und Utopien von einem gemeinsamen Vorgehen der ungarischen und sowjetrussischen Roten Armeen gegen die europäische Nachkriegsordnung genährt wurden, während gleichzeitig eine ethnisch homogene Sicht der ungarischen Geschichte festgeschrieben wurde, die keinen ethnischen und kulturellen Pluralismus kannte. Enttäuschend ist der Beitrag zum Vertrag von Versailles in polnischen Schulbüchern, der eher eine Nacherzählung der Schulbuchtexte als eine Analyse darstellt.

Trotz der schwankenden Qualität der einzelnen Beiträge ist als Verdienst dieses Sammelbandes hervorzuheben, dass er vergleichende Sichtweisen über die nach 1919 etablierten staatlichen Grenzen Südosteuropas hinweg anbietet, kontrafaktisch Wendungen der Geschichte diskutiert und Ansätze für Beziehungs- und Verflechtungsgeschichten ausprobiert.

Stephanie Zloch

Karl Kaser: Balkan und Naher Osten. Einführung in eine gemeinsame Geschichte. Köln, Wien, Weimar: Böhlau 2011. 480 S.

Mit einigen Erwartungen hat man der neuesten Monographie des allgemein geschätzten Grazer Historikers Karl Kaser entgegengesehen. Erwartet wurde ein »Konzeptbuch«, das eine Lücke in der Wissenschaft füllen oder einige wesentliche Fortschritte auf dem Gebiet der regionalen Geschichte bringen sollte. Davon abgesehen, welche Intention den Autor bei der Abfassung bewegt haben mag, sollte er – und das ist wohl eine angemessene Erwartung – einer mehr oder weniger zentralen Idee konsequent nachgehen. In der Einführung bemerkt der Autor zu seinem Buch: Es »richtet sich an die fiktiven Studierenden eines nicht bestehenden Studienfachs. [...] Das Buch wendet sich also an die Studierenden vieler Fächer.« (14f.). Selbst wenn man zum ersten Mal einige Puzzlestücke zusammenfügt, kann das als Fortschritt betrachtet werden, und zwar in dem Sin-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 189 02.02.17 11:55

ne, dass ein Autor die wissenschaftlichen Erkenntnisse seiner Kollegen in einen komplexen Algorithmus einordnet, um weiteres Wissen zu erarbeiten: »Den Blick gelegentlich über die engen Fachgrenzen hinaus auf das übergeordnete Ganze zu erweitern, soll nicht nur nicht schaden, sondern kann erkenntnisrelevant sein.« (15). Für einen solchen Ansatz ist eine klar definierte Methode und vor allem Konsequenz bei ihrer Umsetzung notwendig – das jedoch scheint das Ausgangsproblem dieses Buches zu sein. Bei der Lektüre bemerkt man, dass Kaser ernsthaft das »Konzept eines abwesenden Konzeptes« verwirklichen will. Das verschafft ihm sehr viel Raum, um außer einer erkennbaren Richtlinie offenbar willkürlich Diskussionsthemen zu selektieren und zu kumulieren. Trotzdem erkennt man ein Kriterium bei der Selektion, das allerdings abseits des wissenschaftlichen Interesses zu stehen scheint: zeitgenössisch-gesellschaftlich relevante Debatten, die den (»okzidentalen«) Raum prägen, der mit dem geographischen Gegenstand dieses Buches nichts oder wenig zu tun hat, zu Themen wie Umwelt, Migration, Frauenrechte und Geschlechterbeziehungen, Andersartigkeit und sogar Körper und Körperbewusstsein (Kap. 12). Zwar versprechen einige Kapitelüberschriften entweder allgemeingültige Themen wie Macht und Herrschaft (Kap. 1) oder im »Osten« besonders relevante Aspekte wie Familie und Verwandtschaft (Kap. 14) – übrigens das ausgewiesene Spezialgebiet des Autors –, aber dieser Eindruck entsteht beim Überfliegen des Inhaltsverzeichnisses und wird bei der Lektüre der jeweiligen Kapitel enttäuscht. Die konzeptuellen Probleme dieses Buches betreffen leider auch die Fokussierung des gesamten Diskurses. Angekündigt wird auf dem Cover eine gemeinsame Geschichte des südosteuropäischen Raumes und des Nahen Ostens; geboten wird jedoch im Grunde genommen dieselbe (west)europa-zentrische Perspektive, die vom Autor selbst dekonstruiert und an den Pranger gestellt wird. Ein Beispiel: Spricht der Autor über das Christentum, dann gerät die katholische Kirche in den Vordergrund oder nimmt zumindest eine eminent wichtige Rolle ein. Trotz all dieser ideologischen Bemühungen sind zahlreiche Reminiszenzen an den »Okzidentalismus« zu finden. Nicht nur Südosteuropa »kontaminiert« Kaser, sondern auch den Nahen Osten, der häufig mit der »islamischen Welt« oder sogar »dem Islam« gleichgesetzt wird. Der Autor vermeidet zwar konsequent politisch inkorrekte Facetten des kritisierten »Orientalismus« bzw. »Balkanismus«, nivelliert aber nach deren Normierungen den dargestellten Raum. Was einen Historiker aber besonders stört, ist einerseits das Abrutschen in Richtung Moralisieren und politisches Manifest, andererseits die Unausgewogenheit der verglichenen Aspekte. Christentum oder Judentum werden vergleichsweise vorsichtig und mit Bedacht innerhalb des wissenschaftlichen Diskurses behandelt. Wenn das Christentum aber einer Kritik unterzogen wird, dann ist darunter die katholische Kirche zu verstehen, nicht die orthodoxe Kirche oder andere Repräsentanten des orientalischen Christentums. Auf der anderen Seite wiederholt der Autor ohne kritischen Blick die Aussagen islamischer religiöser Quellen sowie orthodoxe theologische Interpretationen und vermeidet dabei konsequent einen ähnlichen wissenschaftlichen Umgang mit dem Christentum oder gar mit dem Judentum. Von einer kritischen Betrachtung kann in dieser Hinsicht keine Rede sein: Der Autor zeigt zwar, dass die »muslimische Welt […] in mancherlei Hinsicht einen ›Okzidentalismus‹ analog zum westlichen ›Orientalismus‹« (398) entwarf, geht aber nicht dekonstruktivistisch (wie im Falle des »Orientalismus«) vor, sondern im Gegenteil erklärend-legitimierend. So-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 190 02.02.17 11:55

mit gelangt Kaser zu politisch korrekten Bildern eines überaus toleranten Islam als explizites Gegenteil »Europas« oder des »Christentums«. Befremdlich erscheint aber die folgende Erklärung: Das Eindringen der »ausländischen« Händler auf die Märkte der »islamischen Welt« werden als Widerspiegelung dieses »Toleranzgedankens« betrachtet; das aber ist eine monokausale und pauschalisierte Erklärung. Ganz zu schweigen von der angeblichen Überlegenheit der »europäischen Handelsmächte« oder der Tatsache, dass in vielen Fällen zu wenig Konkurrenz herrschte. Genau im Gegenteil: ausländische und inländische Händler sowie der Staat selbst profitierten in gleicher Weise von dieser Melange. Nicht nur der Okzidentalismus oder Europa-Zentrismus des Autors sowie seine politischen Überzeugungen schaden der Genauigkeit der Information und der Konsequenz der Argumentation. Er hinterlässt oft den Eindruck, als hätte er die aufgenommene Information nicht genug verarbeitet. Betrachtet man das Kapitel über Islam, islamische Geschichte, Theologie und islamisches Recht, so bemerkt man eine lange Reihe gravierender Fehler, die mich daran hindern, dieses Buch an Studierende weiter zu empfehlen, sieht man von der besonders fließenden Sprache und dem klaren Stil ab. Karl Kaser springt ständig von einer Idee zu einer anderen, fragmentiert seine Syllogismen oder bringt seine Ideen gar nicht zu Ende und zeigt sich somit nicht in der Lage, einen (leicht) verständlichen Diskurs zu artikulieren.

Adrian Gheorghe

Norbert Mappes-Niediek: Kroatien. Das Land hinter der Adria-Kulisse. Berlin: Christoph Links 2009. 173 S.

Erwartet man eine spielerische Schilderung der Schönheiten eines Landes, das wegen seiner atemberaubenden Küstenlandschaft weit über die Grenzen Europas bekannt ist, eine unbeschwerte Strandlektüre über das Touristenland, wo man gerade seine Ferien verbringt und die malerische Idylle des adriatischen Meeres bewundert, wird man staunen. Die Traumstrände werden zu Kriegsruinen und der blühende Tourismus versinkt in den alltäglichen Belastungen der Bewohner Kroatiens. Man lernt einen »Kroatier« kennen, der seine Identität über seine Staatsangehörigkeit definiert und nicht – wie erwartet – über seine Nationalität, denn das wäre ja in diesem Land ein aussichtsloses Unterfangen. Man lernt einen Nachkriegsstaat kennen, der zwischen Traumkulisse und bitterer Realität lebt, einen Staat, für dessen Bürger das Meer eine überraschend geringe Rolle spielt und für die die weltberühmten Meeresspezialtäten aus der heimischen Küche nebensächlich sind. Norbert Mappes-Niediek, Südosteuropa-Korrespondent verschiedener deutscher Tageszeitungen, liefert in seinem Buch einen tiefgehenden Blick hinter die Ferienkulisse. Er zerlegt das Reiseland liebevoll und bringt den Lesern die gesellschaftliche, politische, kulturelle, geschichtliche und soziale Situation nahe, verharrt dabei aber nicht in Stereotypen und Klischees, sondern schildert das Leben in diesem Land mit all seinen Gegebenheiten, auch seinen dunklen Flecken und Tücken.

Eingangs wird dazu ein neuer Bürger, ein »Kroatier«, erfunden, sowie der Versuch einer Definition dessen unternommen, was typisch kroatisch sei. Innen- sowie Außensichten werden dargeboten. »Ein Sommergast denkt an ein gastfreundliches Land mit offenen, unkomplizierten Bewohnern und hat vielleicht gleichzeitig ein verblassendes Bild von Krieg, Vertreibung und nationalsozialistischem Pomp im Kopf. Den Kroaten selbst geht es nicht anders, auch wenn die Bilder, die Kroaten von ihrem

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 191 02.02.17 11:55

Lande im Kopf haben, sich von denen der Touristen natürlich unterscheiden.« (14) Daneben wird ein anderes Bild Kroatiens gezeichnet, ein Bild von einem »tausendjährige[n] Traum« (15), der in diesem Übergangsland mit der Unabhängigkeit über Nacht Wirklichkeit wurde.

Es folgt eine liebevolle Auffächerung der Bilder von dem Land: *ein* Kroatien als ein patriotisches Land, *zwei* Kroatien, einmal die Gegend um das stolze Zagreb samt dem ganzen Norden und einmal die wundervolle Adriaküste mit ihrem Hinterland, historische *Drei*teilung und zuletzt die Unterscheidung in *vier* Regionen. Und alle diese *Kroatien* werden mit der sog. »kroatischen Dreifaltigkeit« (18) zusammengenäht: mit einer Schachbrettflagge, einem Rosenkranz, da fast 88 Prozent der Bevölkerung Kroatiens römisch-katholisch sind, und einem Wunderbaum, den man braucht, wenn man im Auto raucht. Typisch kroatisch?

Ferner wird die Position Kroatiens im europäischen Kontext definiert: mitteleuropäisches Land, Mittelmeerland oder gar Balkanland? Obwohl die Balkan-Überempfindlichkeit der Kroaten allgegenwärtig ist und sich in einer Allergie gegen alles, was mit dem Balkan oder Jugoslawien zu tun hat, niederschlägt. Und dennoch kann sich ein Kroate von seiner jugoslawischen Vergangenheit und seinen ehemaligen Brüdern, seinen Nachbarn, nicht vollkommen lösen. Der Autor schildert die Nachwirkungen des Zerfallskrieges, die Situation der Bewohner im neuen Staatsgebilde und die kroatische Alltagswelt. Das Buch führt durch die kroatische Wirtschaft, die mit einer Trümmerlandschaft verglichen wird, durch die kroatische Tagespresse, von Waffenhandel und Schwarzgeld, Tycoons und Hooligans ist die Rede, man erhält Eindrücke vom kroatischen Fremdenverkehr und der kroatischen Gastfreundschaft. Dem Leser wird es ermöglicht, das Land von innen kennen zu lernen.

Es wird auf allen Ebenen sehr empathisch ein differenzierter Ein- und Überblick zu Kroatien und seinen Bewohnern gegeben, ein umfassender Abriss der »kroatischen Welt«, mit vielen Hintergrundinformationen. Unterhaltsam, in einem amüsanten Stil hat Mappes-Niediek seine Erfahrungen mit Land und Leuten in dieses Buch einfließen lassen. Zahlreiche offene Gespräche mit seinen kroatischen Freunden erlaubten ihm, auf das Wesentliche zu kommen. »‚Wir Kroaten finden die Serben ja im Grunde auch viel netter als uns selber. Sie sind so locker und gesprächig, so gastfreundlich, so charmant.‹ – Und trotzdem führten sie Krieg gegeneinander? Warum hat er [ein kroatischer Offizier, Anm. P. K.] mir damals nichts gesagt. Er hat mich mitdenken lassen. Vielen Dank.« (165) Der Lesestoff mit so vielen Facetten wird durch Fotos vom Alltag und Bildern aus dem politischen Leben, Verständnistipps und Lesehilfen für Eilige sowie durch einige Basisdaten und Internetadressen ergänzt.

Petra Kramberger

Dorle Merchiers, Jacques Lajarrige, Steffen Höhne (Hgg.): Kann Literatur Zeuge sein? La littérature peut-elle rendre témoignage? Poetologische und politische Aspekte in Herta Müllers Werk. Aspects poétologiques et politiques dans l'œuvre de Herta Müller. Bern u. a.: Peter Lang 2014. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, 112) 407 S., 2 farbige Abbildungen.

Unter der Überschrift *Kann Literatur Zeuge sein?* kamen im November 2012 Literatur- und Kulturwissenschaftler aus Deutschland, Frankreich, Österreich, Italien und Rumänien in Montpellier zu einer Tagung über Herta Müller zusammen, deren schriftliche Dokumentation im Jahrbuch für Internationale Germanistik nun vorliegt. Dabei blieb die Fragestellung im Titel nicht das eigentliche Thema der Tagung. Die Autoren befass-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 192 02.02.17 11:55

ten sich zwar mit den Bedingungen von Zeugenschaft der Literatur im Lichte totalitärer Erfahrungen und einer Ästhetik des Widerstands bei Herta Müller, erfassten aber auch poetologische Aspekte und erschlossen zudem neue inhaltliche Perspektiven auf das Werk Herta Müllers. Der Band ist zweisprachig erschienen, das heißt die sieben Beiträge der französischsprachigen Autoren sind auf Französisch publiziert, die übrigen auf Deutsch.

Im ersten Abschnitt »Modelle – Kontexte« (17–98) skizziert zunächst Steffen Höhne die besonderen kulturhistorischen Voraussetzungen der Banater Schriftsteller. Er weist ihrer Literatur typische Merkmale einer Minderheitenliteratur nach. Besondere Relevanz erhielten die sich daraus ergebenden Konsequenzen in der Literatur Herta Müllers in Form der Erfahrung einer doppelt empfundenen – sozialen wie regionalen – »Randexistenz« und einer allgemeinen Sprachskepsis, überdies aber auch für die Konzeption von Müllers Heimatbegriff. Emmanuelle Aurenche-Beau nimmt sodann die Ausgangsfrage des Bandes nach der potentiellen Zeugenschaft von Literatur zum Anlass, sich mit den ästhetischen Mitteln zu befassen, derer sich die Autoren Herta Müller, Richard Wagner, Johann Lippet und Franz Hodjak – es wird jeweils ein Roman genauer betrachtet – beim Entwurf ihrer literarischen »Zeitzeugnisse« bedient haben. In konzentrierter Analyse der vier Romane, die allesamt den Prozess der Ausreise in die Bundesrepublik zum Thema haben, ihn narrativ aber verschieden präsentieren, stellt Aurenche-Beau Herta Müller gewissermaßen ihren drei Kollegen gegenüber. Müller unterscheide sich von ihnen dadurch, dass ihr eine wesentlich eindringlichere und vielschichtigere Darstellung des Lebens in Rumänien Ende der 1980er Jahre gelinge – eine Wirkung, die Aurenche-Beau auf Müllers parataktischen und lückenhaften Stil zurückführt, der den Leser zur selbständigen Nachbildung und Rekonstruktion der im Text vermittelten Inhalte auffordere. Dorle Merchiers befasst sich mit der Darstellung und Auffassung von Heimat in Herta Müllers Werk, ein keineswegs neuer, wenngleich zentraler Aspekt, weshalb der Beitrag überwiegend auf Aussprüchen und Zitaten Müllers beruht, dennoch beispielsweise die verschiedenen metaphorischen Entsprechungen des Topos »Heimat« herausarbeitet und ein stimmiges Bild erzeugen kann. Olivia Spiridon unternimmt einen breiter angelegten Versuch, die kulturellen, regionalen und politischen Voraussetzungen der Banater Schriftsteller zu erfassen und in Bezug zu Müllers frühen Erzählungen zu setzen. Dabei bleibt die Werkanalyse zwar auf den Aspekt der Darstellungen des Dorfes konzentriert, trifft aber den Kern der Erzählungen sehr gut, wenn die surreale Erzählweise Müllers hinterfragt und das Schreiben der Banater Autoren als Demontage der provinziellen Literatur exemplifiziert werden. Alain Cozic schließlich reflektiert anhand des Werks *Niederungen* Charakteristik und Erzählkraft Müllers und führt diese auf den hoch subversiven und widerständigen Charakter ihrer Narration zurück. Ausgehend von erzählperspektivischen Betrachtungen und Überlegungen zum Blick des Kindes, den die Erzählperspektive häufig annimmt, widmet sich auch Cozic der Darstellung des Dorfes, ist aber, wenn es daran geht, Zusammenhänge auszumachen und ästhetische Mittel offenzulegen, zu weitaus präziserer Abstraktion und treffenderer Analyse fähig als die vorherigen Beiträge.

Der »poetischen Ordnung der Dinge« widmet sich der zweite Abschnitt des Buches (99–174). Er beginnt mit einem Beitrag von Claire de Oliveira, die, auf den Roman *Atemschaukel* konzentriert, die Mechanismen und Hintergründe der Wortneuschöpfungen Müllers untersucht. Auch für sie ist das Attribut »subver-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 193 02.02.17 11:55

siv« ganz zentral für die Literatur Herta Müllers. De Oliveira wagt sich an eine schwierige Materie im Werk Müllers, weil sie sich bewusst doppeldeutig eingesetzten Wörtern und gewollt unklaren Ausdrücken annähern muss, was für sie als Übersetzerin mehrerer Romane Herta Müllers ins Französische jedoch kein neues Terrain ist. Es gelingt ihr, den Blick auf sensible Weise auf das Phänomen der Wortneuschöpfungen als solches in seiner großen ästhetischen Bedeutung für Müllers Literatur zu richten und dabei die gebotene Distanz zum Innern der Worte zu wahren.

Herta Haupt-Cucuiu versucht, einen Bogen von den frühen Werken Müllers zum Roman *Atemschaukel* zu spannen. Bei der Analyse geht sie überwiegend streng sprachwissenschaftlich und im Ergebnis sehr überzeugend vor: »Die große Kunst der Herta Müller, ihr STIL, besteht folglich darin, dass sie die teilweise selbst den Protagonisten verborgenen inneren Konflikte und Bewältigungsmechanismen im Sprachsystem semantisiert, erfahrbar macht im Zusammenspiel der Elemente des Sprachsystems und in der Komposition.« (117) Ausgehend von der Beobachtung, dass Müller in ihrem Werk immerfort die Grenzen zwischen Ding und Lebendigem aufhebe, versucht Sylvaine Faure-Godbert, eine »Poetik des Objekts« im Werk Herta Müllers herauszuarbeiten. Dabei destilliert sie relevante Bilder und Objektbeziehungen aus dem Werk Müllers heraus und setzt diese gekonnt in den Kontext ihrer These, dass die Alltagsgegenstände im Werk den Zusammenhang von Individuum und totalitärem Staat repräsentieren: Die vielfache Verwirrung der Sinne, die Müllers Texte, die in ihrem assoziativen Verfahren oft der Sinnzuordnung entgleiten, bewirken, führt die Autorin auf die permanente Durchdringung des Lebens durch die Angst zurück.

Emmanuelle Prak-Derrington und Dominique Dias widmen sich lexikalischen Wiederholungen im Roman *Atemschaukel* und unternehmen den Versuch, der Wortschöpfung HASOWEH, die Müller sechs Mal im Roman verwendet, semantisch Sinn zuzuweisen. Die detaillierte und reichhaltige Gedankenführung kommt zwar erwartungsgemäß zum Ergebnis, dass eine eindeutige Sinnzuordnung weder möglich noch von Müller intendiert sei, erhält aber dennoch komplexen Gehalt durch die aufschlussreiche Betrachtung des Phänomens der »Wiederholung« auf mikro- und makrostruktureller Ebene, deren generell große Relevanz für Müllers Narration dabei evident wird. Im Anschluss daran befasst sich Dirk Weissmann vor Müllers biografisch bedingtem Hintergrund der »sprachlichen Parallelwelten« im Rumänischen und im Deutschen mit den Dimensionen der Ein- und Mehrsprachigkeit bei Herta Müller. Der Beitrag kann letztlich kaum neue Perspektiven auf das Werk Müllers eröffnen, da Weissmann sich in seinen Ausführungen stärker auf Müllers biografische Sprachzugänge und ihre eigenen sprachtheoretischen Äußerungen bezieht als auf deren Folgen für ihr Werk.

Im dritten Gliederungsabschnitt des Bandes zu »verzerrten Identitäten und Bildern an der Grenze zur Normalität« (175–258) beschäftigt sich Grazziella Predoiu mit Außenseiterfiguren in Müllers Werk. Das Ensemble abweichenden Verhaltens, das Müller in ihren Texten zum Ausdruck bringt, beschreibt Suizid oder Wahnsinn als die einzigen Lösungen für das Subjekt. Es sucht das Abseits als von ihm selbst akzeptierten Ort. Dieser für Müller sehr ergiebige Fokus auf die marginalisierten Personen, in denen sich eine vielfache Verweigerung ausdrückt, bezeichnet, wie Predoiu überzeugend zeigt, den eigentlich tiefsten Punkt in Müllers Prosa: die »politische Dissidenz als literarische Verdichtung der privat-persönlichen Sphäre, der Opposition zu einem menschenwidrigen System« (191).

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 194 02.02.17 11:55

Katharina Molitor sucht nach Darstellungen des Grotesken bei Herta Müller. Dass all die narrativen Phänomene, die Molitor als vermeintlich grotesk enthüllt, auch wirklich in diesem Sinne zu verstehen sind, wird jedoch nicht immer plausibel. Die Analyse legt dennoch bisher kaum beleuchtete Strukturen in Müllers Werk offen, die auf eine sehr feinsinnige Lektüre schließen lassen, und kann im Rahmen der Ausführungen zu Müllers Collagen schließlich überraschen und überzeugen. Auf surreale Bildlichkeit in Müllers Romanen *Herztier* und *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet* geht der Beitrag von Roxana Nubert ein und resümiert nach deskriptiven Ausführungen über surreale Momente in den beiden Romanen, dass diese »als eine Abrechnung mit der Trostlosigkeit und Verwahrlosung der sozialistischen Realität betrachten werden« können (233). Paola Bozzi hingegen, die mit dem Thema »Zeugnis und Imagination im Werk Herta Müllers« an den Titel des Tagungsbandes anknüpft, stellt nach Ausführungen zur Zeugnisfähigkeit von Literatur und zu Müllers prägnanten Stilmitteln – wobei sie deren Gehalt und Wirkweise durchgehend auf Müllers Diktaturerfahrung zurückführt – die Frage der ethischen Dimension in Müllers Werken. Bozzi befindet, dass Müllers Literatur im Grunde eine Enttäuschung für Leser sei, die Antworten auf moralische Fragen suchten. Doch, so argumentiert Bozzi, gerade in dieser »moralfremden [...] Dimension der Texte Müllers liegt ihre besondere Relevanz für die Moral« (233).

Der vierte Gliederungsabschnitt (259–294) widmet sich der »Ästhetik des Widerstands« im Werk Müllers und enthält zwei Beiträge, die sich mit dem Phänomen der Entgrenzung befassen. Carsten Wernicke betrachtet »Entschleunigungserfahrungen« bei Herta Müller und eröffnet mit diesem Ansatz eine ergiebige Perspektive. Indem er nach eingehender Beleuchtung der unterschiedlichen Auffassungen und Verfahren von Entschleunigung konstatiert, dass die im Werk Müllers nachgewiesenen Entschleunigungsverfahren keine selbstbestimmten, positiven Erfahrungen sind, sondern vielmehr »dysfunktionale Nebenfolgen [...] oder Entschleunigung zugunsten einer Ideologie« (274), kann er zeigen, dass die Erfahrung von Entschleunigung bei den Protagonisten Müllers in Korrelation zu den Romaninhalten »in Situationen ohne Resonanzbeziehungen« (275) stattfinden und »als Herausgeschleudertwerden aus der Alltags- und Lebenszeit« (ebd.) zu verstehen sind. Ute Weidenhiller untersucht schließlich mediale Grenzüberschreitungen bei Herta Müller. Hierbei bezieht sie sich auf das komplexe Verhältnis zwischen Bildlichkeit und Sprache im Werk und geht dabei auch überzeugend auf Müllers Collagen ein. Die häufig von Müller selbst eingestandene Unzulänglichkeit der Sprache evoziere die Bildhaftigkeit von Müllers Texten und die Rückgriffe auf bildliche Einwürfe.

Der letzte große Abschnitt des Bandes, der wieder das Tagungsthema aufgreift (295–347), beginnt mit einem Beitrag von *Martin A. Hainz*, in dem er über die von Celan aufgeworfene Frage »Wer zeugt für den Zeugen?« nachdenkt, was im Kontext von Müllers Werk zwar Anlass zu Reflexionen bietet, jedoch eine recht einseitig wirkende Auslegung von Müllers Literatur befördert. So fasst der Autor Müllers Schreiben als Memorialistik auf und weist spezifisch der Wortebene ihrer Texte die – gewissermaßen eigendynamische – Fähigkeit zum Zeugen zu. Schließlich konstatiert Hainz: »Herta Müllers Werk ist nicht Literatur, sondern das Negativ von Demütigungen, darin sind die Texte Reflexe von Zeugnissen.« (304) Jacques Lajarrige befasst sich anhand des Bandes *Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel*, der Essays und Reden von Herta Müller versammelt, mit Müllers Essayistik. Lajarrige arbeitet präzise und

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 195 02.02.17 11:55

überzeugend Prinzipien der Dialogizität und Selbstversicherung heraus, die Müllers Essays prägen, und weist ihnen eine poetologische (und darüber hinaus ethische) Funktion zu, da sie als Ort offener Kommunikation der Autorin wesentlich zur Einheit und Vermittlung des Prosawerkes beitragen. Den Figurenkonstellationen im Roman *Atemschaukel* wendet sich sodann René Kegelmann zu. Er setzt dargestellte Prozesse des »Lagerkosmos« in Relation zur psychischen und sozialen Verfasstheit der inszenierten Figuren und weist nach, dass das Thema des von extremen Machtstrukturen geprägten Lagerlebens auch im Abhängigkeitssystem der Romanfiguren repräsentiert wird.

Den Abschluss des Bandes bildet ein Ausblick von Iulia-Karin Patrut, der die jüngere Rezeption des Werks von Herta Müller zusammenfasst (347–358). Dabei macht die Autorin drei wesentliche Tendenzen innerhalb der Forschung aus, die zu drei Fragen kristallisieren: nach der ästhetischen Eigenzeit angesichts ungleichzeitiger politisch-gesellschaftlicher Umbrüche, nach der Art des Verweisungsverhältnisses auf Politisches und schließlich die nach der Arbeit an und mit Sprache.

Die Frage nach der Fähigkeit von Literatur, zeugen und bezeugen zu können, wirkt für eine Tagung zu Herta Müller nur rhetorisch gestellt. Niemand kann behaupten, ihre Literatur habe diese Fähigkeit, diese Funktion nicht inne. Im Rahmen der – allerdings wenigen – tatsächlich das Titelthema erörternden Beiträge ist es dem Band gelungen, auf die narrativen Mechanismen Müllers, die Zeugenschaft und Zeugnisfähigkeit ihres Werkes begründen, einzugehen. Im Gesamteindruck jedoch machen es sich die Autoren bisweilen ein wenig bequem, wenn sie alle im Werk Herta Müllers zu untersuchenden Phänomene auf deren Diktaturerfahrung zurückführen und sich in ihren Beiträgen umfangreicher Zitate Müllers – ihrer als Poetikvorlesungen, Essays, Interviews und Reden publizierten Äußerungen zu Aspekten im Werk und zu eigenen sprachphilosophischen Reflexionen – bedienen, diese also in ihren Ausführungen immer wieder selbst zu Wort kommen lassen. Aber ist der zu sich und seinem Werk naturgemäß recht distanzlose Autor selbst tatsächlich immer verlässlicher und glaubwürdiger Auskunftsgeber, ja Zeuge? Es wäre an ein oder anderer Stelle adäquater und sicherlich auch für die Qualität der Beiträge vorteilhafter gewesen, die Frage nach der Zeugenschaft von Literatur oder nach poetologischen Aspekten im Werk Müllers losgelöst von Eigenaussagen der Autorin zu betrachten und lediglich im Werk zu suchen – und nicht scheinbar in die Frage nach der Zeugenschaft der Person Herta Müller entgleiten zu lassen.

Christina Rossi

Andreas Möckel: Umkämpfte Volkskirche. Leben und Wirken des evangelisch-sächsischen Pfarrers Konrad Möckel (1892–1965). Köln, Weimar, Wien: Böhlau 2011 (Studia Transylvanica 42), 394 S.

Konrad Möckels Name wurde im kommunistischen Rumänien bloß hinter vorgehaltener Hand genannt. Zwar wusste man in siebenbürgisch-sächsischen Intellektuellenkreisen, dass er über Jahrzehnte als Stadtpfarrer an der Schwarzen Kirche in Kronstadt/Braşov gewirkt, Mitte der 1950er Jahre evangelischen Jugendlichen angeblich unerlaubten Bibelunterricht erteilt habe und dafür mit einigen von ihnen zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt worden sei. Dies habe sich etwa um dieselbe Zeit zugetragen, als auch die Schriftsteller Andreas Birkner, Wolf Aichelburg, Georg Scherg, Hans Bergel und Harald Siegmund sowie mehrere siebenbürgisch-sächsische Studenten verhaftet wurden, die – so das Gerücht – an einem See in den rumänischen Ostkarpaten gezeltet

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 196 02.02.17 11:55

und deutsche Volkslieder gesungen hätten. Auch ich, der ich in den 1970er und in den 1980er Jahren mit Georg Scherg am Germanistiklehrstuhl der Hermannstädter Philologiefakultät zusammenarbeiten durfte und gerne mehr über diese Ereignisse erfahren hätte, hatte damals nur äußerst vage Vorstellungen davon. Sowohl die Betroffenen als auch die Zeitzeugen hüteten sich hierüber zu sprechen, auch im kleinsten Kreise.

Inzwischen hat sich die Informationslage radikal geändert. Bereits Ludwig Binders (1914–1989) Publikation *Zwischen Irrtum und Wahrheit. Konrad Möckel (1892–1965) und die Siebenbürger Sachsen*, die der bekannte Kirchenhistoriker und langjährige Professor am deutschsprachigen lutherischen Zweig des Protestantisch-Theologischen Instituts (Klausenburg/Cluj und Hermannstadt/Sibiu) nach seiner 1980 erfolgten Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland verfasst und kurz vor der politischen Wende (1989) veröffentlicht hat, kann als Einstieg in das theologische, seelsorgliche und publizistische Werk Möckels angesehen werden, mit all den zeitgeschichtlichen Implikationen, die seine Biografie und sein Wirken geprägt haben. Dieses im Selbstverlag des Hilfskomitees der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben im Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland erschienene, bloß 87 Seiten umfassende Buch hat das Verdienst, dem Leser vor allem den Theologen Möckel näherzubringen und seine geistige Position in den weltanschaulichen und kirchlichen Debatten der 1930er und 1940er Jahre zu umreißen. Binder, dem Zugang zum umfangreichen Archiv der Familie Möckel gewährt wurde, konnte seine Monografie auf der Grundlage eines »sehr umfangreichen Quellenmaterials« (S. 6) verfassen. Dazu gehörten neben Abhandlungen, Mitteilungen, Entwürfen und Aufzeichnungen auch zahlreiche Briefe, sowohl jene, die Möckel im Laufe vieler Jahre erhielt, als auch die von ihm verfassten, von denen er, weil er sie in der Regel auf der Schreibmaschine tippte, einen Durchschlag behielt. Diese Möglichkeit des »Zugriffs« auf ein aufgearbeitetes und übersichtlich geordnetes Aktenmaterial war für Ludwig Binder mit ein Grund, dass er sich »zur Veranschaulichung der Zeitereignisse« (ebenda) für Andreas Möckel und nicht für eine andere siebenbürgisch-deutsche Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts entschied, obwohl zu jener Zeit umfassende Lebens- und Werkbeschreibungen von so bedeutenden Zeitgenossen wie den Bischöfen Friedrich Teutsch (1852–1933), Viktor Glondys (1882–1949) und Friedrich Müller-Langenthal (1884–1969) sowie dem langjährigen Hermannstädter Stadtpfarrer und Volkskundler Adolf Schullerus (1864–1928), dem Germanisten Karl Kurt Klein (1897–1971) und dem Politiker Hans Otto Roth (1890–1953) noch fehlten, zwischenzeitlich – als Monografien, Werkausgaben oder -ausschnitte – jedoch existieren.

Maßgebend für Binders Entschluss, sich der Biografie Möckels anzunehmen, sei dessen »Stellungnahme […] zu verschiedenen geistigen und religiösen Strömungen seiner Zeit« (ebenda) gewesen. Dieser weltlich aufgeschlossene und kontaktfreudige Theologe habe nicht so sehr durch ein wissenschaftliches Werk als durch »intensiv geführte Gespräche, […] Predigten und Reden« auf die »Menschen, in deren Kreis« er lebte, gewirkt (S. 4). So hätten sich »Gruppen« um ihn gebildet, die ihm über längere Zeit »dankbar verbunden blieben« (ebenda). Auch habe er »in den verschiedenen Perioden seines Lebens« eine große Wandlungsfähigkeit an den Tag gelegt. Er habe »Gedanken und Bewegungen« aufgegriffen, die »für seine Umgebung neu und ungewohnt waren und nicht immer ohne Widerspruch zur Kenntnis genommen wurden.« (Ebenda)

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 197 02.02.17 11:55

Nachdem rund zehn Jahre lang keine größere Arbeit über Konrad Möckel erschienen war, rückte seine Person vor allem mit der zunehmenden Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit erneut in den Mittelpunkt von Erinnerungsliteratur und wissenschaftlicher Auseinandersetzung.

Zunächst hatte Horst-Peter Depner – einer der Jugendlichen, die an Möckels Bibelstunden teilgenommen hatten, 1957 verhaftet und mit Möckel zu hoher Haftstrafe verurteilt worden war – in seinen 1998 im Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks herausgegebenen Memoiren *Auch ohne Zukunft ging es weiter* die Aufmerksamkeit auf diese Ereignisse gelenkt und hierbei auch auf die Rolle Möckels hingewiesen, der von der rumänischen kommunistischen Geheimpolizei Securitate »als geistiger Mentor und Urheber« der als staatsfeindlich ausgelegten Unternehmungen der Kronstädter Jugendgruppe »ins Visier« (S. 68) genommen worden sei. Depner hat von dem vielfach von ihm bewunderten und verehrten Stadtpfarrer, mit dem er nach der Verurteilung zeitweilig die Gefängniszelle teilte, ein beeindruckendes Porträt gezeichnet: »Pfarrer Möckel war der Mittelpunkt des notgedrungenen Zusammenlebens. Dabei kam zu seinem Prestige, das er in der Gemeinde genossen hatte, seine Erfahrung im Umgang mit Menschen, vor allem mit Jugendlichen. Schließlich standen wir alle staunend vor seinem Reichtum an Wissen, an Lernbereitschaft, Gutwilligkeit und – verwunderlich für uns Unfertige – Bescheidenheit.« (S. 74)

Seitdem Einblick in die von der Securitate gesammelten und gehorteten Akten gewährt wird, sind die Vorfälle um die Verhaftung von Konrad Möckel, die in die Geschichte als der Schwarze-Kirche-Prozess eingegangen sind, auch von jungen Historikern erforscht worden. Corneliu Pintilescus 2008 im Kronstädter Aldus Verlag veröffentlichte Untersuchung *Procesul Biserica Neagră 1958* [Der Schwarze-Kirche-Prozess] stützt sich vor allem auf die in der rumänischen Gauck-Behörde CNSAS (Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor Securității) aufbewahrten Unterlagen und ist die erste zusammenfassende Darstellung dieses Schauprozesses.

So verdienstvoll all diese Arbeiten auch sind, einer Persönlichkeit, die spätestens seit der Übernahme des Kronstädter Stadtpfarramtes im Jahre 1933 bis zur Verhaftung im Jahre 1958 über fast drei Jahrzehnte die Leitung einer der großen siebenbürgisch-sächsischen Gemeinden inne hatte und sowohl als Kirchen- und Schulmann als auch als Theologe und Essayist, als Redner und Publizist in einer historisch äußerst bewegten Zeit am Geschick seiner Landsleute in den vordersten Reihen gestaltend Anteil nahm, konnten sie nicht gerecht werden. Abgesehen davon, dass mehreren Episoden aus Möckels erfahrungsreichem Leben sowie seinen unzähligen Kontakten zu wichtigen Persönlichkeiten der politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Szene bislang nicht genügend Aufmerksamkeit geschenkt worden ist, sind vor allem eine präzisere und detailliertere Untersuchung seines Verhältnisses zum Nationalsozialismus und eine genauere Schilderung seines Wirkens im kommunistischen Rumänien bisher eher auf der Strecke geblieben. Möckels Haltung zum Nationalsozialismus und Kommunismus wurde von Ludwig Binder zwar knapp beschrieben, doch geschah dies recht allgemein, zurückhaltend und schonend.

Hier schafft nun die fast 400-seitige Monografie Abhilfe, die Ende 2011 als Band 42 der Studia- Transylvanica-Reihe des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde auf den Markt kam. Verfasst hat sie der jüngste Sohn Konrad Möckels, Dr. Andreas Möckel, emeritierter Professor für Sonderpädagogik an der Universität Würzburg.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 198 02.02.17 11:55

Ihm wie seinem 2004 verstorbenen Bruder, dem Berliner und Athener Theologen Gerhard Möckel, dürfte es ein länger gehegtes Anliegen gewesen sein, sich – auch wenn erst am Ende der Berufslaufbahn – intensiv und möglichst sine ira et studio mit der Biografie des berühmten Vaters, mit dessen Lebensumfeld und seiner Zeit zu befassen. Dem wohl über viele Jahre verfolgten Projekt sind breit angelegte Dokumentationsarbeiten vorausgegangen, wobei neben dem Nachlass Konrad Möckels auch weitere Hinterlassenschaften durchforstet worden sind, beispielsweise das Evangelische Zentralarchiv in Berlin, das Zentralarchiv der Evangelischen Kirche im Friedrich Teutsch Haus in Hermannstadt und – allerdings noch nicht eingehend genug – die im Archiv der Securitate (CNSAS) in Bukarest/Bucureşti aufliegenden Materialien.

Andreas Möckel dürfte sich, als er sein Vorhaben in Angriff nahm, besonders zweier Dinge bewusst gewesen sein: Erstens, dass wohl niemand empfindsamer, einfühlsamer und aus intimer familiärer Kenntnis heraus über seinen Vater hätte schreiben können als er, und zweitens, dass ihm bei seiner Arbeit ständig die Gefahr drohen werde, die Distanz zum »Untersuchungsgegenstand« zu verlieren, mit der unliebsamen Folge, dass seine Ausführungen von mehr Empathie getragen würden, als es so einer Studie guttut.

Das Ergebnis ist beeindruckend. Dem Sohn ist dank akribischer Recherchen auf breiter Quellenbasis nicht nur eine detaillierte, mit Fakten und Daten untermauerte, gut dokumentierte Lebensgeschichte des Vaters gelungen, sondern auch ein lebendiges, pointiertes Porträt einer nicht unkomplizierten und mit Widersprüchen geladenen, bedeutenden siebenbürgisch-sächsischen Persönlichkeit des 20. Jahrhunderts. Die Lebensbeschreibung trägt keine hagiographischen Züge, das Bild des Vaters in der Geschichte wird um entscheidende Facetten erweitert, es ist gerecht und ausgewogen. Darüber hinaus liefern die hier erstmals ausgebreiteten und kommentierten Dokumente interessantes Zeitkolorit.

Andreas Möckel geht den einzelnen Lebensstationen von Konrad Möckel gewissenhaft nach. Geschildert werden, oft in detailverliebten Passagen, Herkunft und Familie, Kindheit und Jugend, die Studienjahre in Leipzig, Berlin und Klausenburg, die mit der Promotion im Fachbereich Geologie ihren Abschluss fanden, die Zeit als Gymnasiallehrer in Hermannstadt, die Heirat mit Dr. med. Dora Schullerus, einer Tochter von Adolf Schullerus und Schwester der Malerin Trude Schullerus, die Jahre als Pfarrer in Großpold/Apoldu de Sus und vor allem jene als Stadtpfarrer in Kronstadt, Gefängnis (1958) und Zwangsaufenthalt im Bărăgan (1961), Auswanderung in die Bundesrepublik Deutschland (1963) und die kurze Zeit, die er hier bis zu seinem Tod im Jahre 1965 verbringen durfte.

Große Teile des Buches sind Zeiterscheinungen und -ereignissen wie dem »Südostdeutschen Wandervogel«, der »Erneuerungsbewegung«, der Weltkirchenkonferenz in Oxford (1937), der »Evangelischen Michaelsbruderschaft« und nicht zuletzt den Machtkämpfen in Politik und Kirche gewidmet, in die Konrad Möckel impliziert war und an denen er leidenschaftlich teilgenommen hat. Mit imponierender Souveränität in Stoffbeherrschung und Diktion, nuanciert und urteilssicher entwirft Andreas Möckel in diesen Passagen ein vielschichtiges Panorama der krisenhaften Entwicklungen in den Reihen der siebenbürgisch-sächsischen Bevölkerung in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen.

Die Nähe des Vaters zum nationalsozialistischen Gedankengut haben die Söhne miterleben müssen, besonders in der Rückschau wurde ihnen zunehmend bewusst, dass sie »in einer nationalsozialisti-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 199 02.02.17 11:55

schen Giftwolke erzogen worden waren« (S. XII). Und so wurde die »Auseinandersetzung mit der Biographie unseres Vaters […] zu einer Auseinandersetzung mit unserer eignen Vergangenheit« (ebenda).

Nicht unkritisch geht der Autor auch mit den Aufsätzen des Vaters aus den 1920er und 1930er Jahren ins Gericht, die ihres Sprachgebrauchs wegen heute kaum noch lesbar sind. Konrad Möckel habe die »Sprache seiner Zeit« verwendet (S. 48). »Sie ist für Leser des 21. Jahrhunderts fremd und liegt unter mehreren Schichten begraben. Sie ist nicht nur veraltet, weil die Zeit fortgeschritten ist und der Wandel auch vor der Sprache nicht Halt macht, sondern sie ist seit dem Missbrauch der NS-Zeit auch vergiftet. Manche Begriffe, in der Mitte der 1920er Jahren noch wenig belastet, allenfalls veraltet oder ambivalent wegen ihren antidemokratischen Konnotationen, erzeugen heute im Leser Widerwillen und verstellen dann das Verständnis für Aussagen, die damals ins Offene zu führen schienen. Zu den verbrauchten Wörtern gehören beispielsweise *Volkstum*, *völkisch*, *Volkstumskampf*, *Führer*, *Gemeinschaft*, *Heil*, *Heldengedenken* u. a. Diese Begriffe waren schon in den 1920er Jahren umstritten.« (Ebenda)

Andreas Möckel schildert ausführlich, wie Konrad Möckel über »Wandervogel« und »Erneuerungsbewegung« in den Sog nationalsozialistischen Gedankengutes geriet, wie er der Naziideologie anhing und allmählich, ohne sich gänzlich hiervon loszusagen, auf Distanz zu deren extremen Forderungen ging und deshalb von ehemaligen Mitstreitern und Weggefährten attackiert wurde. »Als Konrad Möckel, inzwischen Stadtpfarrer in Kronstadt, 1936 den radikalen Flügel seiner ehemaligen Duzfreunde offen kritisierte, wurde er – genauso wie Glondys vorher – bald zur Zielscheibe von Angriffen.« (S. 135)

Zum offenen Bruch mit dem Nationalsozialismus ist es jedoch nicht gekommen, und darin legte Konrad Möckel eine ähnliche Haltung wie die überwiegende Mehrheit der Rumäniendeutschen an den Tag, was Andreas Möckel wie folgt kommentiert: »Wenn man Briefe und Zeitungsartikel aus der Zeit liest, erstaunt es, wie gering die Sensibilität in Siebenbürgen dafür war, dass Hitler seine Verachtung für Recht und Gesetz vor aller Welt schamlos zeigte. Der Sinn für Gerechtigkeit vieler Siebenbürger Sachsen war scharf ausgeprägt, wenn es um ihre eigenen Rechte ging und wenn der ungarische und nach 1918 der rumänische Staat diese verletzte. Als die jüdische Minderheit in Deutschland Unrecht erlitt und Hitler oppositionelle Politiker und loyale Parteigänger kaltblütig ermordete, versagte der empathische Sinn für Recht und Gerechtigkeit.« (S. 217)

Ausführlich wird auch die Situation unmittelbar nach 1945 und in den 1950er Jahren beschrieben, die der Verfasser zum Teil auch aus eigener Anschauung kennt, gehörte er doch mit zu den in die Sowjetunion zur Reparationsarbeit Verschleppten, von wo er dann nicht mehr nach Rumänien zurückkehrte, sondern in Deutschland Wohnsitz nahm. Im Unterschied zu seinem Verhalten den Nationalsozialisten gegenüber hat sich Konrad Möckel den kommunistischen Machthabern nicht angedient. Wie für den Großteil der Bewohner Rumäniens galt es auch für die Siebenbürger Sachsen und deren »ev. Landeskirche A. B. in Rumänien, sich im Einparteienstaat einzurichten, um zu überleben.« (S. 277). Doch während »die ähnlich bekenntnishafte Sprache des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren in vielen Herzen der Banater Schwaben und Siebenbürger Sachsen Wurzeln geschlagen hatte und geglaubt worden war, konnte der real existierende Sozialismus mit seinen phrasenhaften Wendungen weder allgemein noch in der rumänischen Variante populär werden.« (Ebenda)

Anders als im Nationalsozialismus, dessen vor allem »völkische« Leitlinien

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 200 02.02.17 11:55

der Großteil der siebenbürgisch-sächsischen Pfarrer gutgeheißen hatte, wurde das neue, dem Atheismus verpflichtete sozialistische Gesellschaftsmodell von der Kirche nur widerwillig akzeptiert. Obwohl politisch ohnmächtig, verkörperte die evangelische Kirche in den Augen der kommunistischen Führung, aufgrund des ungebrochenen Einflusses, den sie in den Reihen der sächsischen Bevölkerung als Garant ihrer religiösen und nationalen Identität hatte, eine ideologische Gegenmacht, die auf Dauer in der Lage sein mochte, die soziale Ordnung, die man im gesamten Ostblock zu errichten sich anschickte, zu unterminieren.

Und gerade in den Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, als eine infolge von Deportation, Enteignungen, Drangsalierungen und Marginalisierungen traumatisierte, desillusionierte, hoffnungslose Generation heranwuchs, die auf dem besten Wege war, die Orientierung zu verlieren, erwies sich die lutherische Kirche in Siebenbürgen als Verbündete ihrer Gläubigen. Konrad Möckel ist es in Kronstadt – wie anderen siebenbürgisch-sächsischen Pfarrern in ihren Gemeinden auch – gelungen, eine von Solidarität und wechselseitiger Zuwendung gekennzeichnete Kirchengemeinschaft zu formen, in der Gemeinsinn, Nachbarschaftshilfe, Solidarität mit den Schwächeren und in Not Geratenen bestimmend wirkten.

Nicht zuletzt sollte ihm gerade dieses Engagement zum Verhängnis werden und zu seiner Verurteilung zu langer Freiheitsberaubung beitragen. Der Verfasser widmet umfangreiche Abschnitte seines Buches gerade diesen Aspekten der Biografie. Er schildert eingehend die Vorgeschichte und den Prozess, nennt die Anstalten, in denen Konrad Möckel verwahrt wurde, und vermittelt Details der oft unmenschlichen Haftbedingungen. Dabei stützt er sich auf Aufzeichnungen, Briefe und Erinnerungen, aber auch auf Verhör- und Gerichtsakten, wobei er immer auch versucht, das komplizierte Geflecht aus Verunglimpfung und Denunziation, Gerücht und Legende sorgfältig zu entzerren.

Obwohl das Buch gerade in diesen Partien viel Neues bringt, wird der Autor nicht umhin können, zu einigen der Kapitel Ergänzungen vorzunehmen. Andreas Möckel hat in unlängst gehaltenen Vorträgen (vgl. *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien* vom 3. Dezember 2014) bereits angedeutet, dass dies wohl der Fall sein muss. Nicht nur dass die voluminöse Akte, die die Securitate über Konrad Möckel und den Schwarze-Kirche-Prozess angelegt hat, bislang nicht erschöpfend aufgearbeitet worden ist, es sind auch neue Unterlagen aufgetaucht, die u. a. über den Bruder Gerhard Möckel gesammelt und gehortet wurden, an dem der rumänische kommunistische Geheimdienst offenbar ein reges Interesse hatte. Diese Materialien werden wohl ein neues Licht auch auf Konrad Möckel und die Ereignisse im Umfeld des Schwarze-Kirche-Prozesses werfen. Möge es Professor Andreas Möckel vergönnt sein, diese Zusammenhänge weiterhin zu recherchieren und zu beschreiben.

Stefan Sienerth

Marc Stegherr, Kerstin Liesem: Die Medien in Osteuropa. Mediensysteme im Transformationsprozess. Wiesbaden: VS Verlag 2010, 374 S.

Die Situation der Medien in Osteuropa scheint mit Blick auf Informations- und Meinungsfreiheit immer noch problematisch zu sein. Obwohl in den meisten dieser Länder eine politische Wende stattfand, ist die Lage der Medien bei weitem noch nicht zufriedenstellend. Laut der weltweiten Rangliste der Medienfreiheit der *Reporter ohne Grenzen 2014* befinden sich Weißrussland und Russland in dem letzten Drittel, unweit überholt von der Ukraine und Mazedonien. Im zweiten

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 201 02.02.17 11:55

Drittel, an hinterster Position der EU-Mitglieder, liegt Bulgarien, auf Platz 100 – von insgesamt 180 aufgelisteten Ländern –, in der Gesellschaft von Albanien, Bosnien und Herzegowina, Kroatien und Ungarn, das sieben Plätze im Vergleich zur letzten Platzierung gefallen ist. Immerhin befindet sich die Hälfte der osteuropäischen Länder im ersten Drittel der Rangliste, doch hat es keines dieser Länder in die Top Ten geschafft.

Marc Stegherr und Kerstin Liesem benutzen diese ständig aktualisierte Rangliste der Journalistenorganisation als eine der Grundlagen ihres Urteils über die Situation der Medienfreiheit in Osteuropa. Ihre Liste orientiert sich an der Situation vor dem Jahr 2010, und die aufgeführten Länder bewegen sich darauf nach der jeweiligen aktuellen Lage. Es ist natürlich schwer, objektive Kriterien zu finden, die in diesem historisch-politischen Durcheinander helfen, ein klares Bild zu schaffen. Die Rangliste dieser Organisation ist ein Versuch, aus einer internationalen Sicht den Stand der Pressefreiheit des jeweiligen Landes zu beschreiben. Stegherr und Liesem bleiben aber nicht bei dieser Rangfolge stehen, ihr Buch beschreibt die Lage als eine Momentaufnahme der Medien und ihres politisch-wirtschaftlichen Umfeldes.

Die Einleitung des Buches umreißt das gar nicht so einheitliche Bild der Situation der Medien im Osten Europas. Politik und Medien sind unmöglich voneinander zu trennen, das wurde auch durch die Wende nicht anders. Das Buch führt in die Situation der osteuropäischen Staaten ein und begnügt sich nicht mit der Darstellung der Probleme und der Unzulänglichkeiten der Medien. Die Wende brachte natürlich auch für die Medien Osteuropas große Veränderungen mit sich. Nicht nur die politische Einbettung und die vom Staat abhängige Struktur wurden binnen kurzer Zeit verändert, auch die Medien sollten demokratisch wirken, anstelle der staatlichen Kontrolle sollte nach westeuropäischem Vorbild ein öffentlich-rechtlicher Auftrag wahrgenommen werden; auch die Medien gingen in die Obhut demokratischer Institutionen wie Parlament oder Medienbehörde über. Die Presse wurde in den meisten Fällen schnell veräußert, große Medienkonzerne aus dem Ausland kauften sich in die Märkte dieser Länder ein oder die Privatisierung wurde, wenn der inländische Markt vor Investoren aus dem Ausland geschützt werden sollte, mit Kapital aus dem eigenen Land gelöst.

Nach einer kurzen beschreibenden Hinführung, die diese Änderungen in Osteuropa verstehen hilft, werden die Wende, die darauffolgende Umstrukturierung des Marktes und der – im Nachhinein – nicht immer positive Einfluss westlicher Medienhäuser dargestellt. Die Minderheitenmedien werden zwar kurz präsentiert aber der Hauptteil des Buches besteht aus der Beschreibung der Situation der Medien in den einzelnen Ländern. In diesem Sinn werden die spezifischen Merkmale aufgelistet, wie die Gefährdung der Journalisten in Russland, der Fortschritt im Ausbau des Internets und der damit verbundenen Dienstleistungen in Estland, dann die ethnische Teilung der Presse als Abbild einer ethnisch geteilten Gesellschaft in Bosnien und Herzegowina. Medien werden in einen gesellschaftlichen Kontext gestellt, es werden die Regulierung, die gesellschaftlichen Hintergründe und die Gründe der Behinderung des Ausbaus einer freien Presse oder (aber leider nur selten) positive Entwicklungen dargestellt. Im Falle Estlands zum Beispiel: »die Presse- und Meinungsfreiheit ist in der Verfassung garantiert und in der täglichen Praxis unumstritten« S. (269). Estland überholte in Sachen Medien sogar einige »alte« Demokratien. Auf die komplizierten Fälle wird ebenso eingegangen. Russland und Weißrussland sind hier keine Überraschungen, aber Bulga-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 202 02.02.17 11:55

riens Defizite im Bereich Medienfreiheit als EU-Landmachen nachdenklich. Die Darstellung der einzelnen Länder wird in einen zeithistorischen Kontext gestellt, erst wird die allgemeine Lage beschrieben, danach auf das Länderspezifische eingegangen. Die Medienlandschaften der 21 Länder werden vorgestellt und man erkennt trotz der Unterschiede auch die Ähnlichkeiten.

Da es in den meisten Ländern keinen Umsturz gab, rettete sich vieles auch nach dem Systemwechsel in die neu aufgestellten Medien. Die Journalisten blieben und nahmen ihre Werte und Normen in die neuen/alten Redaktionen mit. Die Presse wurde schnell privatisiert, im Bereich der elektronischen Medien versuchte die Politik ihren Einfluss zu wahren. So entstanden in Osteuropa Mediensysteme, die zwischen einem autoritären und einem demokratischen Aufbau zu positionieren sind. In vielen Ländern führten diese Auseinandersetzungen zu »Medienkriegen«, bei denen es in erster Linie um die Kontrolle der gewählten Politiker über die Medien-Agenda, den Einfluss auf die öffentlich-rechtlichen Medien, die Regulierung der Medienlandschaft ging. Viele Länder haben lange Jahre gebraucht, um sich überhaupt auf ein Gesetz und auf eine Regulierung zu einigen. In manchen Ländern ist dieser Prozess bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen.

Das Buch katalogisiert und konturiert die Medien der jeweiligen Länder in Südosteuropa, Mitteleuropa, Osteuropa. Da es 2010 verlegt wurde, zeigt es eine Bestandsaufnahme aus jenem Jahr. Inzwischen hat sich vieles verändert, die vorgestellten Länder belegen andere Plätze in der Liste. Das Buch ist ein Beweis dafür, wie schnell sich die Lage ändern kann. Die Verquickung von Politik und Medien sorgt dafür, dass die Medien der Politik besonders in diesen Ländern ausgeliefert bleiben. Das Buch enthält einen Fundus an Informationen und an zeitgeschichtlich interessanten Detail; es bietet eine Orientierungshilfe für alle, die mehr über diese Ecke Europas und speziell zum Thema Medien erfahren wollen.

Judit Klein

Gernot Wimmer (Hg.): Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Historisch-poetische Korrelationen. Berlin, Boston: Walter de Gruyter 2014 (Untersuchungen zur deutschen Literaturgeschichte, Bd. 145) 200 S.

Paul Celans Werk kann kaum überschätzt werden, die überbordende Sekundärliteratur zu diesem Dichter – darunter Namen wie Maurice Blanchot, Jacques Derrida oder Peter Szondi – lässt kaum Zweifel aufkommen, dass diese Poesie eine Herausforderung war, die sich früh als resistent gegen Deutung, gleichwohl von höchster Klarheit erwies: ein Rätsel, das bleibt. Auch das Wirken Ingeborg Bachmanns ist von einer Gültigkeit »durch die Zeit hindurch«, um eine Formel dessen zu gebrauchen, mit dem sie so eng verbunden war. Die Korrespondenzen zwischen Celan und Bachmann sind zahllos, gemeint ist damit nicht allein, was Korrespondenz zunächst bedeutet, der briefliche Austausch, hier sind vielmehr zwei Werke Frage und Antwort zueinander, beinhalten, wie Derrida es von der *Postkarte* schrieb und in Anlehnung daran Sigrid Weigel und Mareike Stoll bemerken, also Text, den jeder lesen könnte, doch in einem Konjunktiv, der wahrlich irreal ist – könnte, niemals indes kann.

Nun ist neben etwa der Edition der Briefe und positivistischen Leistungen hierüber viel gedacht und geschrieben worden, wie sich diese beiden Dichtungen zueinander in Beziehung denken lassen, welche Korrelationen hier bestehen. Celan, so schrieb Ilana Shmueli einst, schrieb nicht über Gedichte, doch immer mithilfe von und *in Gedichten*. Sein Werk adressiert, schafft Wirklichkeit; wie

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 203 02.02.17 11:55

anders als auch an die Bachmann gerichtet sind seine Verse zu verstehen? Doch dieses Werk ist gefährdet, Celan wurde zu seiner Zeit bekanntlich gerühmt und marginalisiert zugleich, manchmal das eine aufgrund des anderen. Sein Korrespondieren ist gefährdet; Abbrüche, Vorläufiges, nicht abgesandte Briefe wie jene Summa an Vorwürfen seitens Bachmanns, Zitate, die ein Schweigen andeuten mögen, all das durchzieht zuletzt beider Dichtung und erweist deren Ausgesetztheit. Wo der Surrealismus des Werks Celans gepriesen wird und man ihm »der deutschen Sprache gegenüber eine größere Freiheit« konzediert, eine zweifache Entwirklichung des Zeugnisses also betreibt, sind seine metasprachlich nicht einzuholenden Versuche wider das Uneigentliche – oder noch eher einen *Jargon der Eigentlichkeit*, wie Adorno es nannte – das, was gerade nicht *hermetisch* ist.

Genau hiermit befasst sich auch dieser Band; aber auch mit Details der Biographien Celans wie Bachmanns, etwa, was Celan bewog, eine Zerrüttung mit seiner Geliebten und ihm auch als Gefährtin im Dichten unendlich wertvollen Partnerin zu überwinden – wobei die These, Grass habe dies vermocht, spekulativ ist. Interessanter ist, wie sich Schreibstrategien philologisch auch deuten lassen, wo Privates bedacht wird – was besagen Liebesbriefe mit Durchschlag? Auch die Wut Bachmanns, ihre Aussage, er wolle »das Opfer sein«, die sie jedenfalls schriftlich nicht an ihn richtete, lässt tief blicken; welche Normalität wird hier angewandt? Ist nicht ein Realitätssinn, wonach Celan hätte glücklich sein und wahrhaftig dichten können, seinerseits illusorisch und wahnhaft, während der diagnostizierte Wahn Celans sieht, woran der Verstand zuschanden gehen mag?

Was bewog zum Verschicken oder Zurückhalten von Briefen? Was wird literarischer wie nicht-literarischer Nachlass, also unwirksam, doch nur zunächst – kurzum Flaschenpost, das berühmte Bild? Ist Geschichte ein Vektor ins Zukünftige? Was ist ein »intellektueller Zeuge«, wie Hartman zitiert wird, ist hier die Geschichte sozusagen rein zukünftig, das Wissen um ein Nichtwissen, in dessen Schuld man aber gleichsam stehe, immer? Ließe sich so Bachmanns Ringen um Celans Wahrheit, an der sie doch auch scheitert, lesen?

All das und noch mehr wird hier angerissen; aber zum Teil wirklich nur angerissen. So wird minutiös nachgewiesen, dass Celan in einem seiner Gedichte von Fellatio schrieb. Dann aber wird hinzugefügt, dass dies rasch seine »leitmotivische Relevanz« einbüße; die sich ergebende Verquickung von Eros und Thanatos aber bleibt diffus wie die Frage, was Celan bewog, bestimmte Tilgungen vorzunehmen und was diese dann für das Werk bedeuten mögen, das sich von der Einschreibung (mit Derrida: »Datierung«, ein Weg, dem man hier hätte folgen können) ja wenigstens teils emanzipiert haben mag.

Dieses Anreißen hat konzeptuelle Gründe: Kaum ein Beitrag hat seinen Raum, manches wirkt zerdehnt, vieles aber eben auch über Gebühr gestrafft. Und alles zusammen ergibt doch kein Ganzes, auch nicht vermittelt, als Konstellation. Blöckers Denunziationen hier, interpretationstheoretische Finessen da, Realien zu Köln, immerhin, erfuhr man doch einst in den viel zu knappen Kommentaren Wiedemanns fast schon so wenig, dass es eher irreführend als instruktiv war: So wird hier Beobachtung an Beobachtung und manchmal Behauptung gereiht. Gibt es Gestalt wie etwa jene der Rhythmik als »Gangart des Geistes«, immerhin eine Wendung der Bachmann, so ist der Band ungestalt, selbst wenn viele Passagen überzeugen – was Wunder, schreiben hier doch Größen wie Celan-Doyen Bernhard Böschenstein oder die immer lesenswerte Sigrid Weigel.

Das Stückwerkhafte führt schließlich auch zu Lücken, die fast absurd wirken;

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 204 02.02.17 11:55

schier Kanonisches fehlt, Blöckers Sudelei aus dem *Tagespiegel* wird dafür angeführt und zitiert, als sei sie nie analysiert worden – sozusagen: *ad fontes* als Groteske. Derrida hingegen gibt es nur aus zweiter Hand oder als *name dropping*, und zwar bei der erwähnten *Postkarte*. Man findet keine Zitate oder Derrida auch nur als Verfasser von *Schibboleth*, einem ja nicht unwichtigen Text, wenn von Derrida und Celan schon die Rede sein soll. Peter Szondi? – Er war für diesen Band nicht wichtig genug. Marc-Oliver Schuster zitiert dafür eine Diplomarbeit der Universität Salzburg, und zwar seine eigene.

Was dem Buch schließlich fehlt, ist ein Namensregister, das angesichts der Struktur des Bandes hilfreich gewesen wäre. Insgesamt ist dieser Band somit ein Flickwerk, Einzelstücke allerdings sind mitunter von brillantem Niveau.

Martin A. Hainz

Aharon Appelfeld: Auf der Lichtung. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Berlin: Rowohlt 2014, 320 S.

»Mein Name ist Edmund, und ich bin siebzehn Jahre alt. Seit dem Frühling kriechen wir über diese Hügel, die meisten kahl, einige dünn bewaldet. Die Lichtungen sind unser Unglück, aber wir haben gelernt, uns zu tarnen, über die Erde zu robben, Verstecke zu finden und den Feind zu täuschen. Unser Feind weiß, dass er es mit versehrten, aber entschlossenen Menschen zu tun hat, er schickt kampferprobte Soldaten, unterstützt von Gendarmen und verräterischen Bauern. Doch wir sind nicht so leicht unterzukriegen.« (7) So beginnt Aharon Appelfelds neuester Roman »Auf der Lichtung«, in dem der 1932 in Sadhora/Sadgora bei Czernowitz/Tscherniwzi geborene Autor zum ersten Mal vom jüdischen Partisanenkampf erzählt. Der junge Ich-Erzähler Edmund kann vor dem Transport ins Vernichtungslager in die Wälder der Karpaten fliehen, wo er sich einer Gruppe Widerstandskämpfer anschließt, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, ein Lager zu errichten und von dort aus in regelmäßigen Aktionen jüdische Gefangene aus den Zügen Richtung Osten zu befreien. Der Weg durch das Sumpfland zum Gipfel, wo das Hauptquartier aufgeschlagen werden soll, ist hart und lang, zumal immer wieder Pausen gemacht werden müssen, um Vorräte, Waffen und Munition zu erbeuten und ukrainische oder deutsche Patrouillen abzuwehren. Gleich den Kindern Israels, die durch die Wüste zum Heiligen Berg ziehen, schickt Appelfeld seine Kämpfer durch die unwirtlichen Karpaten, und spätestens als sie am Ziel ankommen, nach der Hälfte des Romans, stellt sich die Frage: Ist es überhaupt ein Roman, den man in Händen hält? Die nüchterne Sprache in klarer, einfacher Syntax, von der preisgekrönten Autorin und Übersetzerin Mirjam Pressler meisterhaft aus dem Hebräischen übertragen, erinnert eher an eine Chronik. Obwohl der Erzähler aus der Ich-Perspektive berichtet, beschäftigt er sich weniger mit sich selbst und seinen Gefühlen als mit seinen Mitstreitern, deren Lebensgeschichten und Beziehungen untereinander.

Der Kommandant der Truppe, Kamil, ein Architekt, ist »ein ganz besonderer, ein geheimnisvoller Mensch« und »starken Gemütsschwankungen unterworfen« (13), aber die Autorität dieses Hünen – er ist 1,95 Meter groß – zweifelt niemand an, auch nicht sein Stellvertreter Felix, ein Bauingenieur und »vollendeter Kämpfer, obwohl er nie in der Armee gedient hat«. (15) Kamil spricht und erklärt wenig, vermittelt aber der Truppe ein Gefühl von Sicherheit. Der zweijährige Milio, eine Waise aus dem Ghetto, traumatisiert und stumm, sein Ziehvater Danzig, Michael, achteinhalb Jahre alt, wissbegierig, klug, Maxi, der ihn im Lager unterrichtet, damit er nach dem Krieg »mindestens eine

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 205 02.02.17 11:55

Klasse überspringen« (87) kann, die Köchin Zila, eine »Zauberin« (221), weil sie Tag um Tag aus den kargen Vorräten schmack- und nahrhafte Mahlzeiten zubereitet, Mirjam, die ihr zur Hand geht und sich um die Kleidung der Kämpfer kümmert, und der blinde Raw Chanoch, der auf dem Weg zum Abtransport ins Lager aus dem Wagen gefallen, im Straßengraben von Kamil aufgelesen worden ist und nun »Pudelmützen, Schals, Handschuhe und Socken« (78) strickt – sie alle gehören zum Kosmos der Partisanen, die der Leser durch Edmunds Augen kennenlernt.

Das Gewissen der Truppe, die heimliche Herrscherin des Berges und der Wälder ist Großmutter Zirl. »Sie ist dreiundneunzig Jahre alt und wiegt so viel wie ein zehnjähriges Kind, aber ihr Gedächtnis ist gewaltig. Die Kämpfer haben ihr eine Art Sänfte gebaut und tragen sie von einem Ort zum anderen. Sie weiß Dinge, die sonst keiner von uns weiß.« (39) Bei ihr fühlen sich die Partisanen aufgehoben und kommen zur Ruhe, sie kennt die Vorfahren eines jeden von ihnen, bei ihr »kehrt man wie selbstverständlich in sein Zuhause zurück, und das Leben liegt nicht mehr in Scherben und wird nicht länger von Willkür bestimmt«. (66) Vor allem weiß Zirl, die »voller Weisheiten und alter Sprüche« (59) ist, über die Religion Bescheid, kennt die Gebete und Rituale – dieses Wissen und ihr bedingungsloses Vertrauen auf Gott ist die Klammer, die die ausschließlich aus säkularen Juden bestehende Gruppe zusammenhält. Der Glaube und das von Kamil angeordnete allwöchentliche gemeinsame Studium am Lagerfeuer bewahren die Mitglieder davor, ihre »innere Welt« (22) zu verlieren. Ihr wertvollster Schatz sind eine Besamimbüchse zur Aufbewahrung duftender Gewürze (Besamim), an denen am Ende des Sabbats gerochen wird, eine Spardose des Jüdischen Nationalfonds' Keren Kajemeth sowie einige Säcke voller Bücher, die sie bei einem ihrer ersten Raubzüge mitnehmen, denn »ein Leben ohne Bücher ist ein beeinträchtigtes Leben«. (26) Fjodor Dostojewskis »Schuld und Sühne«, das Buch der Psalmen, die Schriften der jüdischen Mystiker Martin Buber und Franz Rosenzweig sind Stützen in einer ausweglosen, menschenunwürdigen Situation; anhand ihrer bewahren sie sich ihre Menschlichkeit und Würde und lernen, dass aus dem Bösen Gutes erwachsen kann. Mit dieser Dialektik spielt auch der Romantitel. Die Lichtung als heller Ort im dunklen Wald ist doch »unser Unglück« (7), weil man sich nicht verstecken kann, und gleichzeitig ein Platz, an dem man Gott erfährt, denn Licht ist ein Symbol des Göttlichen. Besonders in der Kabbala, einer mystischen Tradition des Judentums, wird das Licht als Eigenschaft dem Schöpfer zugeordnet und ist die spirituelle Essenz, die die Bedürfnisse der Seele stillt. Somit verdichtet sich im Titel »Auf der Lichtung« – in drei einfachen Wörtern – die Essenz des Romans.

Aharon Appelfeld wurde 1942 mit seinem Vater – die Mutter war ermordet worden – aus Czernowitz in ein Konzentrationslager gebracht, aus dem er fliehen konnte. Er versteckte sich einige Jahre in den Wäldern, bevor er 1946 nach Israel gelangte, wo er Hebräisch lernte, die Schule beendete, studierte und von 1975 bis zu seiner Emeritierung 2001 als Professor für hebräische Literatur an der Ben-Gurion-Universität des Negev in Beerscheba lehrte. Sein Buch »Auf der Lichtung« ist das jüngste in einer langen Reihe von Veröffentlichungen, die alle um den Holocaust kreisen und somit autobiographisch gelesen werden können. Doch erzählt der Autor, der als Erwin Appelfeld geboren wurde und mit Deutsch als Muttersprache aufwuchs, niemals seine ganze Lebensgeschichte, sondern verfremdet sie, verwendet Teile seiner Biographie in den verschiedenen Wer-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 206 02.02.17 11:55

ken oder schreibt über Menschen, denen er seine Gefühle und Erfahrungen in der Zeit der Verfolgung und des Versteckens zuschreibt.

Am Ende kann die Partisanengruppe nur wenige Juden befreien, nicht alle kehren lebendig ins Tal, in die befreite Stadt zurück – trotz ihrer Rettung nagt die Ungewissheit über die Zukunft an ihnen. »Was wird aus uns werden, wie wird sich unser Leben von nun an darstellen?« (296), fragt sich Edmund, der bei seiner Flucht Mutter und Vater auf dem Bahnhof zurücklassen musste. Gestärkt durch ihre (Glaubens-)Erfahrungen auf dem Gipfel, können er und alle anderen daran festhalten, in ein Zuhause zurückzukehren, und vor allem können sie aus dem schöpfen, was sie gelernt haben. »Das Studium beim Licht der Kerzen und Taschenlampen hatte uns, mehr als alles andere, daran erinnert, dass wir freie Menschen waren und uns Texten hingaben, die in den Tagen des Unglücks unsere Seelen nährten. Während der gesamten Zeit im Sumpfland, besonders der Zeit auf dem Gipfel, waren die Bücher, die wir aus jenem verlassenen Haus mitgebracht hatten, unsere geheime Nahrung gewesen.« (317)

Doris Roth

Otto Folberth: Das Stundenglas. Ein Roman. Bonn, Hermannstadt: Schiller Verlag: 2013. 276 S.

Es gibt Bücher, die den Leser dermaßen bedrängen, dass er die Distanz zu Text und Gegenstand aufzugeben versucht ist. Wenn er zudem den Spuren der in dem Buch erzählten Zeitgeschichte in der eigenen Biographie nachsinnen kann, darf, muss, ist es schlecht bestellt um die Distanz. Die Siebenbürger Sachsen, ein verhältnismäßig kleines Völkchen mit einer unverhältnismäßig wortreich erzählten Geschichte, üben sich seit Jahr und Tag in mehr oder minder kritisch distanziertem, öfter noch verständnisinnigem, ja gefühligem Selbstbezug. Sachsen schreiben Bücher über und für Sachsen, sie reden mit Sachsen über Bücher von Sachsen über Sachsen, man weiß Bescheid, und alle, die nicht Bescheid wissen, täten gut daran, zu lauschen. Allein, sie tun es nicht.

Darum wohl hat der siebenbürgisch-sächsische Schriftsteller Otto Folberth einen Schweizer namens Claude Favre-Rüegg als Nicht-Sachsen zum Protagonisten seines Romans gemacht und ihm die Siebenbürger Lehrerin Susanne – lediglich – beigesellt als Zeitzeugin, Traditionsträgerin und Gewährsfrau für all das, was jener als europäisch bestallter Flüchtlingsbetreuer in Nachkriegs-Österreich erfährt über das Gemeinschaftsschicksal dieses Völkchens, über Familien- und Einzelschicksale zwischen Siebenbürgen, den Arbeitslagern im Donbass und der einstweilen, in den späten Vierzigern und frühen Fünfzigern, noch gar nicht so freien Welt des freien Westens.

Der soignierte Claude hat sich unter Entwicklungshilfe etwas Exotisches vorgestellt, die österreichischen Flüchtlingslager um Salzburg jedoch konfrontieren ihn mit mitteleuropäischer Nachkriegsdringlichkeit: »Der Gegensatz zwischen dem heiteren, genießerischen Treiben der Festspielgäste im Stadtkern und der Not und der Armut in den Lagern draußen am Stadtrand steigert seine Ungeduld, beflügelt seinen Wunsch, mit helfender Tat einen Anfang seiner Tätigkeit in diesem Land zu setzen.« Tat und Tätigkeit – hier lässt sich Folberth schon zu pleonastischem Überschwang hinreißen, den er im Verlauf seiner Erzählung allerdings einzudämmen weiß. Es folgen vor dem Hintergrund einer Liebesgeschichte Bilder und Szenen aus Österreich und Siebenbürgen, aus Stalingrad und Salzburg, bei denen man die Absicht durchaus merkt, aber nicht verstimmt ist, schon gar nicht sein muss. Hier erzählt einer, der weiß, wovon er redet.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 207 02.02.17 11:55

Horst Schuller breitet in seinem Nachwort die Biographie eines siebenbürgischen Geistes- und Tatmenschen aus, der sowohl in seiner Heimat als auch in der österreichischen Emigration nach 1947 nicht nachgelassen hat, sein siebenbürgisches Panier zu entfalten in historischen, kunsthistorischen und allgemein landeskundlichen Belangen, der in soziokulturellen und schlicht »landsmannschaftlichen« Auseinandersetzungen auf politischer Bühne manchen Strauß ausgefochten hat, stets eingedenk jenes Bedarfs an Tat und Tätigkeit. Es ist das Schlechteste nicht, wenn man über ein Buch sagen kann, der Autor habe das hineingeschrieben, was er nicht tun konnte, und das, was er lieber getan hätte.

Otto Folberth hat in Österreich an einer neuen Heimat für die Siebenbürger Sachsen gebaut, er hat ihr ein kulturhistorisches Fundament zu gießen versucht und vermocht, aber er hat schließlich das, was unter politischen Zwängen realiter nicht zu schaffen war, literariter gestaltet in einem Buch, das allerdings nicht als Ersatz für Tat und Tätigkeit gelesen werden sollte, sondern als das, was es ist: *Ein Roman*. Die Gattungsbestimmung mit unbestimmtem Artikel eröffnet den Blick auf so viele andere Romane, veröffentlichte, verfasste, aber nicht verlegte, oder auch nur mögliche. Und deren sind Legion.

Claude Favre-Rüegg stößt also auf die Siebenbürger Sachsen, ja verliebt sich in eine von ihnen, und muss/darf mit fremdem Blick all das betrachten, was einem Westeuropäer – wenn er es denn hätte wissen wollen – nicht verhehlt, aber fern geblieben ist an Ereignissen um die Mitte des 20. Jahrhunderts in jener südöstlichen »Mitte«. Die Zivilisationsinsel Schweiz, die Folberth genüsslich vorstellt, und das kulturell selbstverliebte Österreich sind Schauplätze einer mühsamen europäischen Symbiose und Orte, an denen sich erst recht die Fragwürdigkeit der Zivilisation herausstellt. Vor seinen Augen entfaltet »sich prachtvoll eine offensichtlich bäuerlich geprägte Großgruppe« – von der nicht viel mehr geblieben ist als ein großes europäisches Fragezeichen. Es sind nicht nur die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, da antwortet auch ein Herr Tauss aus Bessarabien auf die Frage nach dem Verlust: »Wie groß mein Besitz war? Mein Gott, auf meinen Weideländern pflegte ich nie weniger als 200 Stück Vieh und 500 Schafe zu halten.«

Beziffern kann und will Otto Folberth allerdings nichts, er versucht ein düsteres Panorama zu skizzieren und dem Leser sachte beizubringen, dass die Erfahrungs- und Empfindungsdimension historischen Schicksals menschliches Begreifen übersteigt. Das Bild des Stundenglases, das auf den Kopf gestellt wird, worauf die Sandkörner neuem Zufall anheimgegeben sind, wird hier zum Inbild der Entfremdung und eines Neuanfangs, der ebenso ein Ende bedeuten kann. Mit Claude heiratet Susanne in Europa »ein«, aber: »Begreift Claude Susannes Kummer? Keinesfalls ist er in der Lage, ihn zu beheben. Viele Wünsche wird er ihr in Zukunft erfüllen können. Niemals den einen: ihr einen Ersatz für den Verlust des Zusammengehörigkeitsgefühles zu bieten, das sie einst mit den Ihren verband.«

Nicht immer vermag Folberth in seinem aufklärerischen Drang seine Erzählung von solch bedeutungsschweren Sentenzen freizuhalten: »Ich meinerseits glaube, dass wir besser gefahren wären, wenn wir der alten siebenbürgischen Überlieferung treu geblieben wären. Die achthundertjährige Erfahrung unserer Väter lehrte: Völkerverständigung.« Das mag einer als wohlfeil bezeichnen, der kein Verständnis aufbringt für die Not eines Menschen, dem die Ratlosigkeit über den Kopf wächst. Das Buch hat das Stundenglas zum Emblem, handelt jedoch von einzelnen Sandkörnern, von Schicksalen und, mit dem epochalen Wort des Imre Kertész zu reden, »Schick-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 208 02.02.17 11:55

sallosen«. Es erzählt wortreich, aber nie geschwätzig, und es spricht bei aller historischen Bedeutungstracht, die ihm aufgeladen ist, unmittelbar zum Leser, etwa wenn bei der Schilderung der Baracke im Arbeitslager der Dichter Otto Folberth so prosaisch wie hochpoetisch vermerkt: »Es gab überhaupt, wie sich herausstellte, reich gestufte Beziehungen zwischen Wanze und Mensch.«

Und wie reich gestuft erst die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch sind, darüber steht im »Stundenglas« viel Menschliches, Allzumenschliches.

Georg Aescht

Heimat zum Anfassen oder: Das Gedächtnis der Dinge. Donauschwäbisches Erbe in Wort und Bild. Fotografien und Textauswahl: Ilse Hehn. 2 Bde. Ulm: Gerhard Hess 2013. 206, 211 S.

Eine Geschichte der donauschwäbischen Häuslichkeit, der Arbeit und der Feste, gestaltet mit farbigen Abbildungen von Gegenständen aller Art, eingebettet in literarische und ethnografische Texte von Banater Autorinnen und Autoren, ausgewählt und fotografiert von der Künstlerin und Lyrikerin Ilse Hehn, erweist sich als eine besondere Art der Sinngebung, wie Franz Heinz in seinem Geleitwort anmerkt. Kunstvoller Handarbeit, die im schwäbischen Haus über ihren Gebrauchswert hinaus »mit einem Hauch volkstümlicher Poesie und Moral« versehen sei, hafte »immer etwas zeitlos Humanes an, das uns heute mit ungeahnter Heftigkeit berührt«. Davon seien auch die vielen oft unscheinbaren Dinge aus dem Alltag betroffen, die uns »in der Nachbetrachtung die Vergangenheit im vertrauten Umfeld wieder nahe bringen«. Was hier als einfühlsames Geleitwort ausformuliert ist, verdichtet sich in den einleitenden Reflexionen der Autorin über das Gedächtnis der Dinge gleichsam zu einer Anleitung bei der Bildbetrachtung und beim Lesen der begleitenden lyrischen und Sach-Texte: »Ich versuchte Leerstellen zu bebildern, die entstehen, wenn Raum und Dinge mitsamt ihrer Geschichte für immer zu verschwinden drohen und mit ihm Orte, die sich der Mensch als Erinnerungsnischen schafft.«

Konstruktive Erinnerung in Verbindung mit künstlerischer Gestaltung – in dieser Intention umgesetzt – heißt einen persönlichen und einen geschichtlichen Raum sich wieder anzueignen, der als Banater Lebensraum nach 1989 für viele Donauschwaben verloren ging. Und wie die Verbindung von Erinnerungsarbeit und Lebensgeschichten dazu beiträgt, den individuellen und kollektiven Gedächtnisspeicher mit Bildtexten wieder auffüllt, zeigen die beiden handlichen Bände auf eine anziehende Weise. Wo immer der Blick beim Aufschlagen einer Seite fällt, er wird entweder von den bunt-bizarren, manchmal auch spröd-praktischen Gegenständen gefesselt, oder er wandert von der Verszeile: *Die Rose spricht, der Dorn sticht, vergiss mich nicht!* (Bd. 1, 43) hinüber zu einem Wandschoner, einer Handarbeit, die auf Linnen die Konturen eines Schlosses und einer üppig bestickten jungen Schönheit aufzeigt, die gerade in den Dornenstrauch greift. Doch nicht nur folkloristisch verfestigte Sinnsprüche dienen der Autorin zur Sinn gebenden Verdeutlichung von Gegenständen. Ein Gedicht von Nikolaus Lenau, einem aus dem Banat gebürtigen berühmten Dichter, dient der poetischen Verdichtung einer Fotografie, die eine Wiege samt Puppe und Bettzeug, mit einem Herzelstuhl davor, abbildet: »Ein schlafendes Kind! o still! in diesen Zügen / könnt das Paradies zurückbeschwören; / es lächelt süß, als lauscht es Engelschören, / den Mund umsäuselt himmlisches Vergnügen.« (Bd. 1, 51)

So könnte der Rezensent fortfahren mit immer neuen Aha-Erlebnissen, wenn

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 209 02.02.17 11:55

es nicht auch viele Doppelseiten gäbe, auf denen sich grobes Hausgerät, bunt bemaltes Geschirr und Bettzeug mit »Paradekissen« häufen und den Betrachter gleichsam wehmütig an seine Kindheit in einem Banater Dorf erinnern oder mit staunenden Augen die reichhaltige Ausstattung eines donauschwäbischen Haushalts bewundern lassen. Butterfass und Nudelseiher, Schneeschläger und Mörser, Keramikschüsseln und Waffeleisen reihen sich da aneinander, um plötzlich von einer Beschreibung eines Stubenfensters aus Balthasar Waitz' Erzählung *Krähensommer* unterbrochen zu werden. Der im Banat aufgewachsene Schriftsteller (Jg. 1950) hinterlässt mit seinen poetisch verdichteten Erzählfigurationen ganz besonders eindrucksvolle Erinnerungsbilder. So wenn Ilse Hehns Fotografie einer Schranktür mit einem dahinter auftauchenden Männerporträt neben einem Text abgedruckt ist, in dem der »schöne Anzug« seines Vaters zu Familienfeiern, zu Kirchgängen oder zur sonntäglichen Kartenpartie ausgeführt wird (Bd. 1, 36f.). Doch nicht nur hochdeutsche Schriftsprache fördert den Dialog zwischen den fotografierten Objekten und den ausgewählten Texten. Auch der donauschwäbische Lokaldialekt kommt häufig zum Einsatz, so bei der Abbildung eines Telefons (auf einem Radio stehend) aus den 20er Jahren und einem Schwank über die »Baure«, die nicht begreifen, wie ein Telefon funktioniert (Bd. 1, 183).

Im 2. Band ist der Blick zunächst auf eine Reihe von Fotografien gerichtet, die mit Tiefenschärfe und Hell-Dunkel-Kontrasten die Schatten von Weinreben erfassen und die blaugraue, saftige Farbigkeit von Weintrauben vor schon verdorrten Blättern hervorheben. Sie dokumentieren auch die Seiten einer Schulfibel, bilden eine Schiefertafel mit Schwamm ab und belegen die reiche Sakralkunst am Beispiel von Wandkreuzen und Kruzifixen. Neben diesen kunstvoll gestalteten Figurationen fallen die Blumenornamente auf, die den Alltag und die Festtage ausschmücken – wiederum begleitet von Ausschnitten aus Erzählungen und ethnologischen Darstellungen, wobei auch Fotocollagen das Wechselverhältnis von Bild und Text dynamisieren. Allerdings verlieren sich einige Abbildungen (Bd. 2, 120f.) in Details, die den Betrachter da und dort verwirren. Auch bei den Abbildungen der Musikinstrumente (Bassflügelhorn, Zither, Violine) wären stärkere Konturierungen wünschenswert gewesen. Tiefenscharf sind hingegen die Abbildungen der Frontispize von Fach- und Schulbüchern und der Titelblätter der deutschsprachigen Provinzpresse, die in dichter Folge einen eindrucksvollen Nachweis der Buch- und Zeitungskultur im Banat der Vorkriegszeit liefern. Den Abschluss des Bandes bildet eine Collage aus Ansichtskarten und Familienfotos sowie ein verwischtes Foto, auf dem Paare einen Abschiedswalzer tanzen, begleitet von lyrischen Impressionen aus der Feder Horst Samsons: »Der Herbst ist kalt. / Und losgelassen / Fliegen die Blätter fremd / Durch die Gegend. / Was siehst du dort draußen, / ruft sie im Koffer wühlend. / Blätter am Boden, ruf ich zurück, / Abgebrochene Äste und ein Wind / Der uns mit sich reißt.« (Bd. 2, 209)

In diesem zweiten Band, dessen Umschlag ein spannungsgeladenes Ensemble von weiß lasierten Porzellanvasen und -schalen sowie ein Blumengebinde ziert, kommt ganz besonders die Vielfalt von kunstvoll gestalteten Gebrauchsgegenständen neben den sorgfältig ausgewählten Texten zum Ausdruck. Unter den Prosatexten befindet sich auch ein Ausschnitt aus Herta Müllers frühem Erzählband *Niederungen*. Er beschreibt aus der Perspektive der Ich-Erzählerin die qualvolle Prozedur beim Anlegen des neunten Unterrocks, den ihr die Mutter – traditionsbewusst – überzieht, was so abläuft:

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 210 02.02.17 11:55

»Der neunte Rock ist lichtgrau wie die Pflaumen am Morgen. Er schwimmt auf den steinernen Unterröcken. Ich spür nur seine heiße Schnur.« (Bd. 2, 141) Und beim Blick auf die Fotografie verspürt besonders die Betrachterin, wie mühevoll sich die Einhaltung der weiblichen Kleiderordnung im dörflichen Milieu noch in den 1950er Jahren gestaltete. Die Unterröcke hängen wie zusammengeschnürte Bündel im Kleiderschrank und drohen gleichsam mit Sanktionen, falls es jemand wagen sollte, die lang gehegte Ordnung zu zerstören.

Mit solchen Querverbindungen zwischen Text und Bild liefert diese Publikation ein anschauliches Beispiel für eine Tiefenanalyse, die die ethnologisch reichhaltige Kultur des Banats aufspürt und sie exemplarisch, da und dort auch ornamental verdichtend, darbietet. Diese Fülle von fotografierten Gegenständen und Bildern, durch begleitende Texte erläutert und auch konterkariert, bietet den Betrachtern keinen rasch zu konsumierenden Einblick in eine Kulturlandschaft, die den meisten nur noch aus Rundgängen durch Museen bekannt ist. Die einfühlsam gestalteten Fotografien fordern ihre Betrachter vielmehr auf, einen Dialog mit Texten zu führen, die bildhaft die allmählich aus der Erinnerung schwindende Heimat zurückholen. Nicht als nostalgisches Versatzstück, das verloren gegangen ist, sondern als Aufforderung, mit der eigenen Geschichte ein andauerndes Gespräch zu führen. Ilse Hehn hat mit ihrer dynamisch aufgeladenen Bild-Text-Publikation eine konstruktive Grundlage für eine andere kulturgeschichtliche Betrachtung geliefert. Und die ist ästhetisch verlockend, nüchtern und zugleich ornamental gestaltet, künstlerisch überzeugend und mit anschaulichen Texten angereichert, dank auch der fachlichen Beratung in Museen und mancher Hinweise von Literaturwissenschaftlern.

Wolfgang Schlott

Herta Müller: Mein Vaterland war ein Apfelkern. Hg. Angelika Klammer. München: Carl Hanser 2014, 240 S.

Einsamkeit, Schweigen, Angst. Die Biografie der aus dem Banat stammenden Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller ist von diesen Empfindungen tief geprägt. In dem vorliegenden Gesprächsband mit der österreichischen Lektorin Angelika Hammer unternimmt Müller eine gedankliche Reise zurück in die banatschwäbische Kindheit und die Zeit bis zur Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland 1987. Die Gespräche, entstanden zwischen Dezember 2013 und Januar 2014, zeugen von einer eindrücklichen Sprachpoesie, in der sich Biografisches und Literarisches untrennbar verweben. Klammer führt das Gespräch mit konkreten Fragen oder mit einzelnen Sentenzen aus Müllers Lebenswerk; so können das Kind Herta und die Schriftstellerin Müller zugleich sprechen. Die Erinnerung wird zu einem Erzählfluss stimuliert, ohne eine Deutung der Vergangenheit zu forcieren. Darin spricht dieses Buch den Leser in besonderer Weise an; er glaubt mehr als nur einen Interviewband zu rezipieren; vielmehr wird er in den Erinnerungssog hineingezogen, das banatschwäbische Dorf der Herta Müller, der angstbesetzte Alltag in einer Temeswarer Fabrik, der Weg der Kindergärtnerin zur Schriftstellerin bauen sich förmlich vor den Augen des Lesers auf. Im gewandelten Blick auf die Vergangenheit und Gegenwart, bedingt durch das Voranschreiten der Zeit, offenbart sich das Neue und Überraschende, Beängstigende, Unvorstellbare und Grenzenlose. Es ist bereits viel über die Poetik Müllers geschrieben worden; über die Weise, die Dinge sprachlich so zu fassen, dass darin immer ein Moment der Unwirklichkeit aufleuchtet. Die Wort- und Satzkombinationen in ihren Büchern schöpfen aus dem Banatschwäbischen und Rumänischen und zeigen die Grenzen des Sagbaren auf, erweitern diese, bis

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 211 02.02.17 11:55

die erfahrene Realität ihren Eingang in die Literatur findet. Genau darin erweist sich »Mein Vaterland war ein Apfelkern« als hervorragende Lektüre zum besseren Verstehen von Müllers Lebenswerk, wo die Verflechtung von Leben und Werk keiner wissenschaftlichen Analyse unterworfen, sondern vom Erzählfluss der Autorin selbst getragen wird.

Das chronologisch in zehn Abschnitte unterteilte Buch setzt ein in der Kindheit der Autorin in Nitzkydorf/Niţchidorf. Das Kind wächst auf in einer seltsamen Atmosphäre, es ist eine Mischung aus Landschaftsidylle und emotionaler Kälte innerhalb der Familie. Jedes Familienglied hat seine Funktion; Herta hütet die Kühe und spricht mit den Pflanzen, kostet sie, um im Geschmack ihren Charakter herauszufinden, dem endlosen Tal ähnlicher zu werden. Hertas Mutter, heimgekehrt aus der Deportation, vergräbt sich regelrecht in der Arbeit im Haus und auf dem Hof, straft die Tochter mit Prügel, treibt ihr damit beinahe die kindliche Neugier und Freude aus. Müller beschreibt sie als »motorisch, ein Vorgang mit Kleid und Schürze« (16f.). »Heute weiß ich, sie war verhärtet und kaputt, sie hatte die fünf Jahre russisches Arbeitslager knapp überlebt, es war noch nicht lange her, als ich geboren wurde« (26). Der Mangel an Sprache und Sprechen, die Familienmitglieder schweigen meist, widersetzt sich dem, was das Kind Herta spürt. Auch im Schweigen herrscht Beredsamkeit, die sich in Trauer verwandelt. Das in den Brunnen geworfene Akkordeon – Herta verweigert dem Großvater, darauf zu spielen – wird im Erzählen zum Symbol einer inneren Abwehrhaltung gegenüber dem strengen, fernab von der Großstadt existierenden Dorfregime. Geprägt von dem Wunsch, die Dinge zu verstehen, ihnen näher zu kommen, besucht Müller das Nikolaus-Lenau-Lyzeum in Temeswar/Timişoara und lernt erst hier Rumänisch, eine wichtige Erfahrung für ihr eigenes Schreiben: »Ich hab die Wörter so gerne ausgesprochen, die waren im Mund so schön, sie haben mir von Anfang an, wie soll ich sagen, ästhetisch geschmeckt.« (85)

Ein Jahr nach der Gründung der »Aktionsgruppe Banat«, mit deren Mitgliedern Richard Wagner, William Totok und Ernest Wichner Müller eng befreundet ist, beginnt sie ein Studium der Germanistik und Rumänistik in Temeswar. Diese Zeitspanne ist recht spärlich beschrieben, erst als sie in der Fabrik zu arbeiten beginnt, verdichten sich die Erinnerungen wieder. Die Gleichförmigkeit und Starre des sozialistischen Alltags wendet sich für Müller ins Unerträgliche. Sie beginnt zu schreiben und verwandelt das Hässliche des urbanen Lebens in Sprache. Ungewöhnlich griffig beschreibt sie die Abstumpfung und Entwürdigung des Individuellen im sozialistischen Alltag: der Mann in Temeswar, der jeden Tag auf der Straße mit einem Blumenstrauß auf seine Frau wartet, die ins Gefängnis gebracht worden ist und nicht mehr wiederkehren wird.

»Ich weiß nicht, wie ich das sagen soll, ich kenne keine Ästhetik, die aus dem Vorhandenen kommt, sondern nur eine aus der äußeren und inneren Not. Darum fällt es mir so schwer, von Kunst zu reden.« (79) Dieser Satz vermag Herta Müllers Poesie im Kern zu beschreiben. Nicht die Schönheit der Dinge allein versucht sie im Schreiben zu entdecken, ihnen einen literarischen Klang zu verleihen, sondern diese Dinge überhaupt sprachlich zugänglich zu machen. Das Schreiben emanzipiert sich, ohne dass sie es will, von der politischen Situation, die von Parteifloskeln und Lobeshymnen auf Ceauşescu dominiert wird. Die Sprache wird auf ihre Substanz zurückgeführt, nämlich die Dinge, wie sie sind, zu benennen und ihnen gleichzeitig Sinn zu verleihen. Müller schreibt, um dem tristen Alltag zu entfliehen, um ihm erst-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 212 02.02.17 11:55

recht wieder ausgesetzt zu sein, denn einen anderen Ausweg als die Ausreise oder gar Selbstmord gibt es im Ceauşescu-Rumänien der 1980er Jahre nicht. Sehr eindrücklich wird in den Gesprächen deutlich, dass die Literatur die Schönheit des Lebens wieder herstellen kann. Müllers Haltung ist dabei nicht grundsätzlich lebensverneinend, wenn auch von großem Misstrauen durchsetzt – eines, das bereits im Elternhaus erlernt und sich in der Drangsalierung durch den rumänischen Geheimdienst »Securitate« noch gesteigert hat.

Von der Bespitzelung durch die Securitate ist in Müllers Lebenswerk immer wieder die Rede, und das Thema ist nicht zuletzt seit der Literaturnobelpreisverleihung im Jahre 2009 breit diskutiert worden. Neuere Erkenntnisse über das Vorgehen und das Ausmaß der Verfolgung kann die Forschung im Archiv des Nationalen Rates für das Studium der Archive der Securitate (CNSAS, Consiliul Național pentru Studierea Arhivelor Securității) liefern. Müller hatte einen Teil ihrer eigenen Akte 2008 einsehen können und dazu auch geschrieben – dies aus dem Blickwinkel der sich Erinnernden.[1] Was vermögen nun die Gespräche mit Angelika Klammer zu diesem Thema Neues oder Anderes beizutragen? Müller führt dem Leser plastisch die Zersetzung der Privatsphäre vor Augen, indem sie die genauen Zusammenhänge nicht ausspart. Auch ein Selbstmord war nicht mehr privat, sondern wurde politisch als Widerstand interpretiert. Obwohl oder gerade weil man Anlass hatte, jedem gegenüber misstrauisch zu sein, wurden Freundschaften und enge Beziehungen zu einem wichtigen Halt. Müller schildert, wie der junge rumäniendeutsche Dichter Rolf Bossert aus Angst und paradoxerweise zum Schutz vor den Schikanen der Securitate schließlich Selbstmord beging. Andere wurden wiederum zu Zuträgern der Securitate, wie der Fall des Dichters und Prototyps für den Ich-Erzähler des Romans »Atemschaukel«, Oskar Pastior, zeigt.[2] Zu diesem war Müllers Beziehung während der Recherchen zu Pastiors Deportation besonders eng; von stummem, fast beschützenden Vertrauen könnte man sprechen, von großer Bewunderung für den Dichter: »Der konventionellste Mensch mit den verrücktesten Ideen, das fand ich so schön. Er war auch der selbstverliebteste Mensch und der bescheidenste. Diese Gegensätze, die sonst nicht zusammenkommen, das fand ich so großartig an ihm.« (201) Die persönliche und schriftstellerische Nähe offenbart sich auch in der Lösung der Frage, wie das Lager Eingang finden sollte in die Literatur: »Wir wussten damals nicht, wieweit er [der literarische Text] dokumentarisch bleiben darf und wieweit er fiktiv werden muss. Für Pastior blieb er biographisch, also dokumentarisch, aber seine Realität war voller Poesie.« (209) Auch Müllers Realität ist voller Poesie, wie die nun erstmals in Buchform vorliegenden Gespräche demonstrieren.

Silvia Petzoldt

1 Vgl. Herta Müller: Cristina und ihre Attrappe oder Was (nicht) in den Akten der Securitate steht. 2. Aufl. Göttingen: Wallstein Verlag 2009 [Göttinger Sudelblätter].

2 Ernest Wichner: »Unterschiedenes ist gut«. Der Dichter Oskar Pastior und die rumänische Securitate. In: Versuchte Rekonstruktion – Die Securitate und Oskar Pastior. Hg. Ernest Wichner. München: edition text+kritik 2012, S. 9–33.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 213 02.02.17 11:55

Forum

Berichte

Tagung: »Rolle und Positionierung des Deutschen (als Fremdsprache) in der Auslandsgermanistik«

Die Rolle des Deutschen in Ungarn, aber auch in anderen Ländern des ehemaligen Ostblocks, die als mittelosteuropäische (MOE) Länder bezeichnet werden, bildete das Thema einer internationalen Tagung, die am 15. und 16. Mai 2014 im Rahmen der Initiative Deutsch 3.0 an der Budapester Eötvös-Lóránd-Universität (ELTE) abgehalten wurde. Die Initiative ging vom DUDEN, dem Goethe-Institut, dem Institut für Deutsche Sprache und dem Stifterverband der Deutschen Wissenschaft aus. Die vom Germanistischen Institut der ELTE und ihrer Leiterin, Professor Elisabeth Knipf-Komlósi, organisierte Veranstaltung wurde durch die Konrad Adenauer Stiftung und den DAAD unterstützt.

Den ersten Vortrag hielt Staatssekretär Zoltán Maruzsa über die ungarische Bildungspolitik – als ehemaliger Student des Instituts – auf Deutsch. Er verwies auf die vielen bilingualen Schulen des Landes, darunter 73 Gymnasien. Zwar sei das Englische die erste Fremdsprache, doch an zweiter Stelle stünde das Deutsche: 26 Prozent der Schüler lernen es, also rund 144.000 Personen. Ebenso sei auch an den Universitäten und Hochschulen das Deutsche eine feste Größe.

Professor Ludwig Eichinger, Direktor des Instituts für Deutsche Sprache (IDS), präsentierte in seinem *Deutsch und die Anderen. Zur sprachenpolitischen Lage des Deutschen in der Gegenwart* betitelten Vortrag eine Reihe von Erkenntnissen, die alles andere als beruhigend sind: 2005 gaben im Rahmen einer europaweit durchgeführten Erhebung noch 14 Prozent der Befragten Deutsch als jene Fremdsprache an, die sie beherrschen. Das Englische führte mit 38 Prozent. 2012 waren es nur noch 11 Prozent, die das Deutsche als eine Sprache angaben, die sie gut beherrschen. In Mittelosteuropa ist der Rückgang der Zahl der Menschen, die eine Fremdsprache beherrschen, alarmierend hoch. In Ungarn, dem Land mit den geringsten Fremdsprachenkenntnissen, ging der Anteil gar von 42 auf 37 Prozent zurück.

Professor Hermann Scheuringer, Leiter des Forschungszentrums Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa an der Universität Regensburg, ging in seinem Beitrag *Auf dem Schachbrett der Nationen und Nationalitäten. Die höchst unterschiedlichen Geschichten der und des Deutschen in Mittel-, Ost- und Südosteuropa* auf die verbindenden Gemeinsamkeiten ein, die in der Region anzutreffen sind. Anhand vieler Beispiele zeigte er, wie sehr das Deutsche Jahrhunderte hindurch auch die slawischen Sprachen beeinflusst hat und umgekehrt.

Am Nachmittag ging es in den Vorträgen um die Frage, wie das Deutsche an

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 214 02.02.17 11:55

den Universitäten bzw. im schulischen Fremdsprachenunterricht der Länder der Region vertreten ist. Dr. habil. Roberta Rada (ELTE Budapest) machte darauf aufmerksam, dass nach dem ständigen Zuwachs an Studierenden ab 1989/90 in Ungarn diese Tendenz vor einigen Jahren stehen geblieben ist, wobei die Situation durch die Bologna-Reformen erschwert worden ist, denn im Laufe eines sechssemestrigen (BA-)Studiums könne man nicht den gleichen Ausbildungsgrad erwarten wie nach einem fünfjährigen Studiengang. In den Beiträgen von Prof. Zrinka Glovacki-Bernardi (Zagreb), Prof. Iwona Bartoszewicz (BreslauWrocław), Prof. Ruxandra Cosma (Bukarest/Bucureşti), Doz. Dr. Sanja Ninković (Neusatz/Novi Sad), Dr. habil. Martina Kašova (Eperies/Prešov), Dr. Irena Samide (Laibach/Ljubljana), Prof. Lenka Vaňkova (Ostrau/Ostrava), Dr. habil. Rita Brdar-Szabó und Dr. Márta Müller (ELTE Budapest) wurde die Situation in Kroatien, Polen, Rumänien, Serbien, der Slowakei, Slowenien, Tschechien und Ungarn beleuchtet, wobei sich bei allen Unterschieden auch eine ganze Reihe von Parallelen aufzeigen ließen. Das Sprachniveau der Studienanfänger lasse zu wünschen übrig, der Lehrerberuf würde immer weniger Studenten ansprechen, da die Löhne niedriger seien als in anderen Berufen, weshalb sich auch immer weniger Gymnasiasten für Germanistik interessierten.

Am folgenden Tag ging es um praktische Fragen, *wie die lexikographischen (Online)Angebote des IDS* (Prof. Eichinger), *grammis 2.0 – Das grammatische Informationssystem des IDS* (Dr. Albrecht Plewnia), *Variation im gesprochenen Standarddeutsch* (Dr. Ralf Knöbl) sowie *DaF im schulischen Bereich in MOE: Situation und Perspektiven* (Dr. Cordula Hunold). Abschließend gab es eine Diskussionsrunde über Vernetzung und Kooperation in der Forschung, an der als Überraschungsgast Dr. Elisabeth Knáb teilnahm, ehemals Mitarbeiterin an der Budapester Germanistik, heute bei Audi Hungaria für die Personalentwicklung verantwortlich. Sie verwies auf die Möglichkeiten von Germanisten in ihrem Unternehmen, also außerhalb der traditionellen Berufsvorstellungen von Philologen.

Die Tagung war in vielerlei Hinsicht sehr informativ, wobei die beschriebene Situation auf Ungarn bezogen in ungefähr als »besser als befürchtet, schlimmer als erhofft« ist. Mit großem Interesse ist den Plänen in Bezug auf eine Vernetzung der auf der Veranstaltung vertretenen germanistischen Institute, der gemeinsamen Forschungsprojekte, der Erarbeitung gemeinsamer Lehrwerke und der Austauschprogramme für Studierende und Dozenten entgegenzusehen, die zur Sprache kamen.

Die Schlussworte dieser überaus nützlichen, weil in der Analyse der gegenwärtigen Situation sachlichen Veranstaltung, sprach Frau Professor Elisabeth Knipf-Komlósi, der diese beiden Tage des Gedankenaustausches zu verdanken waren.

Gábor Kerekes

Ausstellung: László Moholy-Nagy »Grüße aus dem großen Krieg«

Vom 31. Juli bis zum 18. Oktober waren im Donauschwäbischen Zentralmuseum (DZM) in Ulm »Grüße aus dem großen Krieg« zu sehen. Die von Andrea Vándor kuratierte Sonderausstellung zeigte Feldpostkarten mit Zeichnungen von László Moholy-Nagy, die dieser während seines Einsatzes im Ersten Weltkrieg in Galizien und später im Lazarett angefertigt hatte.

Zu der mit Kammermusik von Béla Bartók untermalten Eröffnung der Ausstellung sprachen der Direktor des DZM Christian Glass, die die Ulmer Bürgermeisterin Iris Mann, der Direktor des ungarischen Kulturinstituts in Stuttgart, Tamás Szalay, und die frühere Direktorin des Ulmer Museums, die Kunsthistorikerin Brigitte Reinhardt.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 215 02.02.17 11:55

Iris Mann erläuterte vor dem zahlreichen Publikum drei Gründe dafür, dass es erfreulich sei, dass diese Ausstellung in Ulm gezeigt werden könne: Zum einen sei sie Teil einer Serie von Veranstaltungen zum Ersten Weltkrieg, die verschiedene Ulmer Einrichtungen in diesem Jahr organisierten. Zum zweiten solle gerade in Ulm der Blick auch in andere Richtungen gelenkt werden: Während die deutsche Geschichtsforschung in erster Linie auf den Westen und die Front in Frankreich blicke, werde Südosteuropa oft ausgeblendet bzw. nur am Rande betrachtet, obwohl doch dieser Krieg dort ein ähnlich elementares Ereignis dargestellt habe. Seine Spätfolgen, auch Flucht und Vertreibung in Folge der mehrmaligen politischen Neuordnung der Region, seien bis heute zu spüren. Zum dritten sei László Moholy-Nagy in seiner späteren Zeit, als Meister am Bauhaus in Weimar und Dessau, eine wichtige Inspirationsquelle für die Ulmer Hochschule für Gestaltung und spätere Ausbildungsstätten der Stadt gewesen.

Tamás Szalay reflektierte über Deutungsmöglichkeiten des Schaffens von Moholy-Nagy. Würden Kunstwerke gewöhnlich gern biografisch gedeutet, so sei dies bei diesem Künstler kaum möglich. Seine Suche nach allgemeinen Gesetzen in der Kunst in seinen abstrakten Werken verstelle diesen Weg. Anders sei dies aber bei seinen Postkarten, die noch sehr unmittelbare und persönliche Eindrücke vermittelten. Brigitte Reinhard ging in ihrem Vortrag besonders auf den Lebensweg und die künstlerische Entwicklung Moholy-Nagys ein. Während er heute als Bahnbrecher der gegenstandslosen Kunst berühmt ist und sein Werk zu den Voraussetzungen heutigen Kunstschaffens gehört, war das, was er in den 1920er Jahren entwickelte, damals absolut neuartig. Neuerding wurde er wiederum, u.a. auf einer Ausstellung im Frankfurter Schirn, als »erster Multi-Media-Künstler« eingestuft. Sein Weg führte ihn ans Bauhaus, später in die UASA, wo er in Chicago schließlich eine eigene *School of Design* gründete. Ursprünglich hatte Moholy-Nagy allerdings Jura studiert und eine literarische Laufbahn in Erwägung gezogen. Erst im Krieg hatte er zu zeichnen begonnen, sein Studium der Rechte allerdings nach seinem Kriegsdienst sogar noch einige Zeit fortgesetzt. Moholy-Nagy war zwanzig, als er 1915 seinen Militärdienst antrat. Er war in Galizien und an anderen Abschnitten der Ostfront im Einsatz. Dort begann er auch, auf Feldpostkarten zu zeichnen. Insgesamt sind ca. 350 derartige Postkarten bekannt. Meist adressierte er sie an Freunde, denen er ganze Konvolute schickte. Daher sind auch nur die wenigsten Exemplare zusätzlich mit Mitteilungen versehen. Einer dieser Vertrauten war der Kunstsammler Iván Hevessy, aus dessen Sammlung auch die im DZM ausgestellten Werke stammen. Auch andere Expressionisten, z.B. Franz Marc, hatten auch Feldpostkarten für einzelne Zeichnungen verwendet. Während Marc aber gewöhnlich Entwürfe, mit denen er sich gerade beschäftigte, auf diese Postkarten fortentwickelte, reagierte Moholy-Nagy in diesen frühen Entwürfen ganz unmittelbar und hielt gerade Beobachtetes fest. Ein direkter Niederschlag von Kampfhandlungen ist nicht zu finden, die zahlreichen Skizzen aus dem Lazarett, in das ihn eine schwere Verwundung geführt hatte, zeigen jedoch deren Auswirkungen. Zugleich ist im der zeitlichen Abfolge der Postkarten zu beobachten, wie der offenkundig begabte, aber wenig vorgebildete Zeichner handwerklich heranreifte. Später, in Chicago, erinnerte sich Moholy-Nagy, dass er zunächst schwer Zugang zu moderner Kunst gefunden hatte – diese gegenständlichen Arbeiten dokumentieren offensichtlich die ersten Schritte auf einem weiter führenden Weg dorthin.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 216 02.02.17 11:55

Für die Präsentation der Postkarten, einiger weiterer, ergänzender Werke und zeitgeschichtlicher Hintergrundmaterialien hatte die Kuratorin der Ausstellung, Andrea Vándor, eine Lösung gefunden, die sich noch am Eröffnungsabend bewährte und zahlreiche Gespräche unter den Besuchern anregte: Während die 114 kleinen Kreide- und Buntstiftskizzen mit Alltagsszenen von der Front und aus dem Lazarett vor allem an den Wänden der nur von Kunstlicht erhellten Raumflucht der alten Festung hingen, stand in der Mitte auf der Zentralachse eine Abfolge von teilweise gegeneinander versetzten Schaukästen. Dort waren vor allem weitere Postkarten zu sehen: Anhand seltener gezeigter Fotos aus der großen Politik und von vielen Propaganda-Postkarten als der Antithese der Zeichnungen Moholy-Nagy's wurde dort ein Überblick über Ausbruch und Verlauf des Krieges im Südosten Europas gegeben. Aufnahmen aus den Beständen des Museums, u.a. aus südungarischen Dörfern aus den Kriegsjahren, von einrückenden Soldaten und ihren Familien, von Fronturlaubern und Verwundeten, und einige Texte, die die Schicksale der darauf Abgebildeten mitteilten, bezogen weitere individuelle Perspektiven – neben der des heute weltbekannten Künstlers – ein und erschlossen einen Zugang zu den alltäglichen Auswirkungen des Krieges auch hinter der Front. Neben dem Blick auf das Frühwerk des späteren Bauhaus- Meisters und Pioniers der abstrakten Kunst László Moholy-Nagy zeigte die Ausstellung so zudem mit Blick auf Galizien, Rumänien und Serbien, wie der Weltkrieg das Leben der Menschen an der Front wie im Hinterland veränderte und es über die nachfolgende politische Neuordnung der Region langfristig prägte.

Juliane Brandt

Tagung: »Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg« in Graz

Am 5. und 6. September 2014 fand im Bildungshaus Mariatrost, Graz, die internationale Tagung »Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg« statt, die vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (München) gemeinsam mit dem Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde (AKSL), dem Institut für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz und dem Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg veranstaltet wurde. Ein Höhepunkt der Tagung war das einleitende Referat des langjährigen Direktors des Heeresgeschichtlichen Museums in Wien, Manfried Rauchensteiner, der die Situation Siebenbürgens im Ersten Weltkrieg aus der Sicht des Militärhistorikers schilderte. Den zahlreichen, fächerübergreifenden Beiträgen zu Siebenbürgen vor, während und nach dem »Großen Krieg« schlossen sich Sektionssitzungen des AKSL an. Unter der Leitung des Grazer Historikers Harald Heppner endete die Veranstaltung mit einem interessanten Ausflug zu verschiedenen historischen Gedächtnisorten in der Südsteiermark.

Im Rahmen der Veranstaltung wurde die Ausstellung *»Aus der Werkstatt des Krieges« – Der Erste Weltkrieg in den Beständen des IKGS* von IKGS-Direktor Konrad Gündisch eröffnet.

Red.

Siebenbürgische Akademiewoche in Probstdorf/Stejărişu (Rumänien)

Zur 29. Internationalen Siebenbürgischen Akademiewoche, die vom 25. bis zum 30. August 2014 in Probstdorf stattfand, trafen sich die rund 30 Teilnehmer aus Deutschland, Frankreich, Luxemburg, Österreich, Rumänien, Schweden, Ungarn und Wales. Die Veranstaltung wurde von Studium Transylvanicum in Zusammenarbeit mit dem Institut

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 217 02.02.17 11:55

für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der LMU München und dem Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde (AKSL) organisiert und bot traditionsgemäß eine Mischung aus wissenschaftlichen Vorträgen, Lesungen, Workshops, Diskussionen und Exkursionen ins Umland. In diesem Jahr drehte sich alles um das Thema »Alltag und Koexistenz in Siebenbürgen«.

Florian Kührer-Wielach (München) betonte bei der Begrüßung der Teilnehmenden die Offenheit der Veranstaltung, die Jungakademikern und Interessierten alljährlich die Möglichkeit bietet, sich unter dem jeweiligen Themendach mit der Region und dem Kulturraum Siebenbürgen in vertiefter Weise auseinanderzusetzen. Er lud die Teilnehmenden dazu ein, die Chance wahrzunehmen, sich von den Vorträgen und Tagungsaktionen in ihrem jeweiligen wissenschaftlichen Interesse inspirieren zu lassen und miteinander ins Gespräch zu kommen.

Stéphanie Danneberg (München) rahmte und grundierte das diesjährige Tagungsthema »Alltag und Koexistenz in Siebenbürgen« mit einem Einleitungsreferat, in dem sie Definitionsmöglichkeiten und -schwierigkeiten rund um den Begriff »Alltag« aufzeigte und beleuchtete. Dabei brachte sie Positionen unterschiedlicher Fachdisziplinen zur Anschauung; beispielsweise die des Soziologen Norbert Elias, der anhand seiner acht *»Typen zeitgenössischer Alltagsbegriffe«* den Alltagsdiskurs maßgeblich mitgeformt hat. Auch Fragestellungen, wie die, inwieweit Alltagshistoriografie mit Verhaltensgeschichte korrespondiere, wurden von Danneberg angedacht und in den Vortragsdiskussionen immer wieder aufgegriffen.

Die Althistoriker Fabian Germerodt, Karoline Koch und Anne Zimmermann (Erfurt) gaben anschließend am Beispiel *»Römischer Thermen im romanisierten Dakien«* einen Einblick in die Thermenkultur und deren Bedeutung im öffentlichen Leben der Antike. Entlang zahlreicher Skizzen, Abbildungen und Rekonstruktionen versuchten die Jungwissenschaftler dem Publikum Aspekte einer zeitlich fernen Alltagswelt sichtbar zu machen.

Auf der Zeitachse vorrückend setzte Roxana Licuță (Berlin) einen anderen Schwerpunkt, indem sie mit Blick auf ihr Forschungsvorhaben die Frage aufwarf, welche Veränderungen die Reformation im Alltag der Siebenbürger Sachsen mit sich brachte. Der Alltag und die Lebensgewohnheiten der Hermannstädter im 16. Jahrhundert sei, so Licuță, ein bislang wenig beleuchteter Forschungsbereich, den sie anhand von reformatorischen Lehrschriften, Nachbarschafts- und Zunfturkunden etc. weiter erhellen wolle.

Die Diskussionslust der Teilnehmer zeigte sich beispielsweise im Anschluss an der Forschungsskizze Bálint Vargas (Budapest), der mit Blick auf die Großstädte Siebenbürgens im Zeitkorridor 1880–1910 anhand archivierter ungarischer Statistiken und Matrikeln eine breit praktizierte Mehrsprachigkeit unter der Zuspitzung *»Mythos Mehrsprachigkeit«* in Frage stellte. Der Historiker wies darauf hin, dass die Makroebene der Mehrsprachigkeit mit der individuellen Sprachpraxis häufig vermischt werde und gerade die Forschung um ein Auseinanderhalten bemüht sein müsse.

In ihrem facettenreichen Beitrag mit dem Titel *»Alltag und Identität. Eine Kommunikationstheorie der Nation«* beleuchtete Catherine Roth (Lille) aus kommunikationstheoretischer und kulturwissenschaftlicher Perspektive die Gemengelage von Alltag und Identitätskonstruktion. Dem theoretischen Ansatz, kollektive Identität werde maßgeblich durch Kommunikation und Symbolik erzeugt, begegnete die Kulturwissenschaftlerin mit dem Beispiel des Siebenbürgischen Karpatenvereins

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 218 02.02.17 11:55

bzw. dessen Organisation und veranschaulichte, wie alltägliche Dinge – ein Mitgliedsbuch, bestimmte Erinnerungen und Bräuche etc. – mit Identitätskonzepten in Wechselwirkung stehen können.

Der Politologe Cristian Cercel (Swansea) analysierte in seinem theoretisch fundierten Vortrag die Erinnerungs- und Gedächtniskultur bezogen auf die Flucht und Deportation von Rumäniendeutschen in den Jahren 1944 und 1945. Er zeigte Mechanismen und Strategien der Erinnerungsbildung auf, benannte deren mögliche Manifestationen und thematisierte die verschiedenen strukturellen Ebenen, die an der Erinnerungsbildung beteiligt sein können.

Aus religionswissenschaftlicher Perspektive berichtete Marian Pătru (Hermannstadt/Sibiu) über die *»Politische Ethik der orthodoxen Kirche«* im Siebenbürgen der Zwischenkriegszeit. Mit Blick auf die kirchliche Presse jener Jahre rekonstruierte und problematisierte er Positionen der orthodoxen Kirche, die den Nationalismus als konfessionelles Prinzip dachte und unter diesem Vorzeichen das politische Spielfeld betrat. Thomas Şindilariu (Kronstadt/Braşov) zeichnete am Beispiel des Bischofs der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien Friedrich Müller-Langenthal (1884–1969) die Bemühungen des rumänischen Geheimdienstes *Securitate* nach, durch Anwerbung von Informanten und Verleumdungskampagnen seinen Einfluss geltend zu machen und das Hinausdrängen des Bischofs aus seinem Amt zu forcieren.

Ein literaturwissenschaftlicher Zugang zum Thema »Alltag« wurde von Silvia Petzold (Jena) eingebracht. Sie sprach in ihrem Vortrag über Paul Schusters (1930–2004) Roman »Fünf Liter Zuika« und verdeutlichte dabei das feine Wechselspiel von Annäherung und Distanzierung in den Narrativen der Erinnerung. Den Roman, der als Panorama der Geschichte der Siebenbürger Sachsen angelegt ist, konfrontierte die Literaturwissenschaftlerin u. a. mit dem Konzept der »kleinen Literatur« von Deleuze und Guattaris. Sie zeigte exemplarisch, wie sich historische Ereignisse und Alltagswelten in die Literatur und Schreibweisen einspielen können.

Auch Emese Veres (Budapest) trug zur Multiperspektivität auf das Tagungsthema bei, indem sie am Beispiel der Tagebücher und Gedichte des Burzenländer Bauern István Fóris eine mögliche Alltagswelt der Tschangos im 19. und 20. Jahrhundert nachskizzierte und ausdeutete. Angelika Beer (Berlin) berichtete in ihrem Vortrag *»Die letzte Ehre erweisen. Zum Umgang mit Tod und Trauer im siebenbürgischen Alltag, vorgestellt an den Bräuchen verschiedener Ethnien des Hermannstädter Stadtteils Neppendorf/Turnişor«* von einer Begräbniszeremonie, die sie als teilnehmende Beobachterin miterlebt hatte und beschrieb den Umgang mit Tod und Trauer als spezifische Kulturtechnik, die einen besonderen Bestandteil der Alltagswelt bildet.

Die beiden Darstellungen von Philippe Blasen (Jassy/Iaşi) und Sven Niemann (Paderborn) dokumentierten die Alltagsthematik aus einer bildlichen Perspektive: Während Blasen die Tagungsgäste dazu einlud, sich eine Alltagsszenerie im alten (und mittlerweile von einer Donaustauung überfluteten) Orschowa/Orşova der *Belle Époque* anhand von Postkarten und Sammelbildern vorzustellen, benannte Sven Niemann (Paderborn) Graffiti als mögliche Quellengattung zur Beschreibung von *»Alltag und Koexistenz in Siebenbürgen«*. Der vergnügliche Vortrag gab nicht nur einen Einblick in die Graffiti-Szene Siebenbürgens, sondern suchte nach wissenschaftlichen Systematisierungsmöglichkeiten für das Graffiti-Phänomen und mündete in eine angeregte Diskussion.

Die 14 wissenschaftlichen Vorträge wurden von Projektberichten und Workshops ergänzt: Hugo-Alexander Frohn, Lehrer am Hermannstädter Brukenthal-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 219 02.02.17 11:55

Lyzeum, gab einen Überblick über den Schülerwettbewerb *»Begegnung mit Osteuropa«*, an dem seine Schüler mit Einfallsreichtum und Erfolg teilgenommen hatten. Anhand der Präsentation eines Foto-Projekts zum Thema *Sächsisch/Deutsch in Hermannstadt in Geschichte, Gegenwart und Zukunft* konnten sich die Tagungsteilnehmer einen weiteren Eindruck von den Aktivitäten der Brukenthal-Schüler verschaffen. Christian Lindhorst (Berlin) gestaltete einen Workshop, in dem er die Teilnehmer darum bat, Motiven und Inszenierungen des Alltags im fotografischen Nachlass der Gebrüder Fischer aus Hermannstadt nachzuspüren.

Einen weiteren spannenden Kontrast zum wissenschaftlichen Programm stellte die augenzwinkernde Lesung Elmar Schenkels (Leipzig) dar. Der Anglist, Schriftsteller und Stadtschreiber von Katzendorf (2011) faszinierte und amüsierte die Teilnehmer durch seine präzisen und pointierten Beobachtungen der siebenbürgischen Alltagswelt aus poetischer Perspektive. Während Schenkels Lesung ihre humoristischen Töne durch Mittel der Wiedererkennung und Distanznahme erzeugte, emotionalisierte der Zeitzeugenbericht Kurtfelix Schlattners (Sibiu/Hermannstadt) die Zuhörenden in eine andere Richtung. Aus seinen sehr nachdenklich stimmenden Ausführungen, die er unter den Titel *»Wenn Täter zu Opfern werden. Mutation der Vergangenheit: eine Frage des Gewissens. Alltag im rumänischen Strafvollzug – gestern und heute«* setzte, ergab sich den Zuhörern ein erschütterndes und aufwühlendes Bild von der diktaturgeprägten Zeit in Rumänien.

Das abwechslungsreiche Tagungsprogramm der 29. Siebenbürgischen Akademiewoche bot nicht zuletzt eine Pferdewagen-Exkursion in die Nachbargemeinden Malmkrog/Mălâncrav und Jakobsdorf/Iacobeni unter der Leitung des Archäologen Robin Gullbrandsson (Floby, Schweden). Seine Erläuterungen zur Kirchenburg in Malmkrog mit deren einmaligem Freskenzyklus beeindruckten die Exkursionsteilnehmer nachhaltig.

Die diesjährige Gastgeberin der Siebenbürgischen Akademiewoche, Barbara Schöfnagel (Probstdorf), betreute und bewirtete nicht nur die Tagungsgäste, sondern stellte in eindrücklicher Weise auch das seit 2007 laufende, erfolgreiche Armutsbekämpfungsprojekt in Probstdorf vor. Am Ende der Tagungswoche stand neben einem geselligen Grillabend das rührige Aufspielen einer der »letzten echten« Sachsenkapellen in Siebenbürgen.

Auch in diesem Jahr hat sich wieder gezeigt, dass die Siebenbürgische Akademiewoche und der offene Kreis Studium Transylvanicum von der Vielfalt der Themen und Zugänge zur Geschichte und Kultur Siebenbürgens leben. Darum möchte diese Plattform auch in Zukunft allen Interessierten die Möglichkeit bieten, sich mit der Region in vertiefter Weise auseinanderzusetzen.

Red.

IKGS-Themenabend »Gewalt, Flucht, Deportation – Das Jahr 1944 und seine Folgen für die Deutschen in Rumänien«

Am 9. September veranstaltete das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) gemeinsam mit der Kulturreferentin für Südosteuropa am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm im Internationalen Begegnungszentrum der Wissenschaft (IBZ) in München einen Vortrags- und Diskussionsabend zum Thema »Gewalt, Flucht, Deportation – Das Jahr 1944 und seine Folgen für die Deutschen in Rumänien«. Wissenschaftler und Zeitzeugen der ersten und zweiten Generation beleuchteten die Entwicklungen des Jahres 1944 und ihre Folgen für die Deutschen in Rumänien aus unterschiedlichen Perspektiven.

War die Mehrheit der Deutschen bis dahin durch die Mitgliedschaft in der na-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 220 02.02.17 11:55

tionalsozialistischen »Deutschen Volksgruppe in Rumänien« oder im »Volksbund der Deutschen in Ungarn« privilegiert, so änderte sich ihre Situation nun radikal. Nach dem Staatsstreich vom 23. August 1944, der zum Frontwechsel Rumäniens führte, wurden die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben nun mit dem neuen Gegner, dem nationalsozialistischen Deutschland, identifiziert und verfolgt, bis hin zur Aberkennung der bürgerlichen Rechte, der stufenweisen Enteignung und Deportation zur Zwangsarbeit in der Sowjetunion. Die Nordsiebenbürger Sachsen hingegen wurden von den deutschen Truppen evakuiert, verließen – die meisten für immer – ihre Heimat und flüchteten in Trecks Richtung Westen, bis sie zunächst in Österreich, später auch in Deutschland eine Bleibe fanden. Ähnlich erging es den Banater Schwaben in den Grenzgebieten der Region.

Nachdem Konrad Gündisch als kommissarischer Direktor des IKGS die zahlreich erschienenen Besucher begrüßt hatte, stellte Dr. Ottmar Traşcă (Klausenburg/Cluj-Napoca) seine neuesten Forschungsergebnisse zu den politischen Entwicklungen nach dem rumänischen Frontwechsel im August 1944 vor. Insbesondere ging er dabei auf das »Unternehmen Regulus« ein, in dessen Rahmen Funktionäre der »Deutschen Volksgruppe« und Vertreter der faschistischen Legionäre hinter der Front abgesetzt wurden, um in der neuen rumänischen Führung einen Putsch zugunsten Deutschlands vorzubereiten.

Im Anschluss referierte Dr. Cristian Cercel (Swansea) über das Jahr 1944 und seine Folgen im kollektiven Gedächtnis und in der Erinnerungskultur der Rumäniendeutschen. Im Vordergrund stand dabei die Evakuation der Deutschen aus Nordsiebenbürgen und das theoretische Modell der transnationalen Erinnerungskultur.

Im anschließenden Rundtischgespräch, das Florian Kührer-Wielach moderierte, kamen die Zeitzeugen Reinhold Erich Kohlruss (Würzburg) und Konrad Gündisch (München) zu Wort, die aus ihrem direkten oder indirekten Erleben berichteten und an ihrem Fallbeispiel die Situation und die Perspektiven der Betroffenen schilderten. Kohlruss stellte seine persönlichen Erinnerungen an die Flucht der Nordsiebenbürger Sachsen im September 1944 vor, die er als vierzehnjähriger Junge an der Seite seiner Eltern erlebt hatte. Sein Bericht verdeutlichte nicht nur, wie den Beteiligten erst allmählich die Tragweite des Geschehenen bewusst wurde und unter welchen Umständen sich inmitten des deutschen Rückzugs auch ihre eigene Reise Richtung Westen vollzogen hatte. Gündisch betrachtete die in seiner Familie weitergegebenen Erinnerungen an das Jahr 1944 und seine Folgen, die Aushebungen zur Arbeit in der Sowjetunion und die Veränderungen des Alltagslebens 1944/1945 aus der Perspektive der zweiten Generation, die diese Ereignisse nur mehr aus Erzählungen kennt.

Die Soziologin und Biographieforscherin Dr. Renate Weber-Schlenther (Münster) sprach über die Bedeutung und den historisch-soziologischen Wert von Zeitzeugnissen. Sie zeigte insbesondere die möglichen Gewinne aus der Nutzung von Oral History auf, plädierte aber zugleich für einen sorgsamen, die Relativität von persönlichen Perspektiven und Deutungshorizonten berücksichtigenden Umgang mit derartigen Quellen. Die Frage der – teils sehr selektiven – Weitergabe von Erlebtem von einer Generation zur nächsten stand auch bei der anschließenden Publikumsdebatte im Vordergrund.

Im Rahmen des Themenabends wurde die Ausstellung »Aus der Werkstatt des Krieges. Der Erste Weltkrieg in den Beständen des IKGS« präsentiert.

Red.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 221 02.02.17 11:55

Sommerschule »Minderheiten in Rumänien«

Unter der Leitung von Dr. Enikő Dácz (IKGS) und Dr. Dr. Gerald Volkmer (Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Oldenburg) reiste vom 7. bis 20. September 2014 der 10. Jahrgang des Elitestudienganges Osteuropastudien (ESG) zwei Wochen durch Zentralrumänien, um sich mit den in Siebenbürgen/Transsilvanien lebenden Minderheiten auseinanderzusetzen. Halt gemacht wurde in Klausenburg/Cluj-Napoca, Kronstadt/Brașov und Hermannstadt/Sibiu, wo sich die Münchner und Regensburger Studierenden mit Wissenschaftlern, Politikern, Geistlichen und Journalisten trafen, um sich so aus verschiedenen Perspektiven der facettenreichen Thematik zu nähern. Ausgangs- und Endpunkt der Exkursion war allerdings Budapest, wo die Sommerschule mit einem geführten Stadtspaziergang durch die Donaumetropole begann und mit der Teilnahme an der vom IKGS mitveranstalteten Tagung zum Thema »Nationalstaat und ethnische Homogenisierung. Ungarn und Rumänien im Vergleich (1848–1914)« abschloss.

»Ich verstehe mich als ungarischer Jude aus Rumänien mit ungarischer Kultur«, sagte der Leiter der jüdischen Gemeinde in Klausenburg, Robert Schwartz. Es ist die erste Woche der Sommerschule, nach zahlreichen Einführungsvorträgen der Studierenden und eingeladenen lokalen Referenten ist der Termin in der jüdischen Gemeinde einer der ersten außerhalb des rein akademischen Teils. So verwundert Schwartz' Selbstbezeichnung noch beim ersten Hören. Allerdings stellt sich nach Gesprächen mit anderen Minderheitenvertretern im weiteren Verlauf der Exkursion schnell heraus, dass solch fluide Identitäten eher Normalität denn Einzelfälle sind.

Jene Vielschichtigkeit Siebenbürgens ist historisch bedingt: »Es ist eine Provinz, die in den letzten 1000 Jahren immer multiethnisch war«, erklärte Geschichtsprofessor Rudolf Gräf während seines Vortrages den Studierenden. Die zentral im heutigen Rumänien gelegene Region war jahrhundertelang bis zum Ende des Ersten Weltkriegs (und noch einmal kurzzeitig von 1940 bis 1944) eng mit Ungarn verbunden. Gräf, der auch Vizerektor der Klausenburger Babeş-Bolyai-Universität ist, hob zwar die Vorreiterrolle des ungarischen Adels hervor, wies jedoch darauf hin, dass auch andere Gruppen Siebenbürgen prägten. Dazu zählen die deutschsprachigen Siebenbürger Sachsen, Rumänen, Juden, Roma oder Armenier – mehrsprachige Ortseingangsschilder zeugen nach wie vor von dieser Multiethnizität.

»Die unterschiedliche Bevölkerung musste auf diesem einen Territorium miteinander auskommen«, so Gräf. Ihm zufolge hätten die Rumänen bis Ende des 18. Jahrhunderts in Siebenbürgen »keinen Platz« [im politischen Leben des Landes] gehabt, da sie ohne ständische Vertretung gewesen seien. Erst unter der Habsburger-Herrschaft seien diese politisch integriert und rechtlich mit den Ungarn und Deutschen gleichgestellt worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg und explizit unter Nicolae Ceauşescu ab 1965 wurde versucht, die Region staatlicherseits zunehmend zu rumänisieren. Einige Politiker halten nach wie vor an einem rumänisch-nationalistischen Kurs fest, Konflikte mit den lokalen Minoritäten sind die Folge.

Doch wie sieht die aktuelle Situation der Minderheiten in Rumänien aus und wie groß sind sie? Grundsätzlich sind die Ergebnisse von numerischen Erfassungen von ethnischen Gruppen problematisch, dennoch bietet der aktuellste rumänische Zensus aus dem Jahr 2011 eine Orientierung. Laut der Erhebung zählen sich rund 1,24 Millionen Menschen zur ungarischen Bevölkerungsgruppe (6,5 %

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 222 02.02.17 11:55

der Gesamtbevölkerung Rumäniens), 620 000 zu den Roma (3,3 %), 37 000 zur deutschen Bevölkerungsgruppe (0,2 %), 3200 zu den Juden (0,02 %) und etwa 2000 Menschen (0,01 %) schreiben sich den Armeniern zu. Insgesamt leben in Rumänien 18 anerkannte ethnische Minderheiten – so viele wie in kaum einem anderen Land der Europäischen Union.

Neben diesen Zahlen verdeutlichen aber vor allem (Bau-)Denkmäler oder Straßennamen diese größtenteils friedliche Gemengelage, wie man sie vielerorts in Siebenbürgen vorfindet. So auch in Klausenburg, der ersten Station der Reise. Dort befindet sich mit der Babeș-Bolyai-Universität nicht nur die einzige dreisprachige Hochschule im südöstlichen Europa, auch prägen ethnische Vielfalt und multikulturelles Flair die verwinkelten Altstadtgassen, Läden oder Cafés der zweitgrößten rumänischen Stadt. An den Eingangstüren wird mit Mehrsprachigkeit geworben – insbesondere mit dem Ungarischen.

Das dürfte ganz im Sinne von Péter Kovács sein, dem Generalsekretär der Demokratischen Union der Ungarn in Rumänien (ung. Romániai Magyar Demokrata Szövetség, RMDSz). Er gab sich im großen Presseraum des Hauptsitzes seiner Partei in Klausenburg eloquent und selbstbewusst: »Wir sind die größte ethnische Minderheit in Europa. Wir haben zwar die rumänische Staatsbürgerschaft, aber unsere Kultur und unsere Traditionen sind ungarisch.« Die RMDSz sieht sich als politische Vertretung der Ungarn in Rumänien und als eine Partei – rechtlich gesehen ist sie ein Minderheitenverband. Kovács fordert für die Ungarn mehr Rechte und Entscheidungsgewalt, vor allem die lokalen und regionalen Räte will er stärken. Letztendlich soll nur die Außen- und Verteidigungspolitik in Bukarest verbleiben, falls das so genannte »Szeklerland« im Osten Siebenbürgens seine alte Autonomie in den nächsten Jahren zurückerhalten sollte. Zugleich bekräftigt der 40-Jährige aber, dass »wir keinen anderen Staat oder eine Lücke in Rumänien schaffen wollen«, die im rumänischen Staatskörper entstehen würde, wenn diese Region in der Mitte des Landes sich als unabhängig erklären sollte. Kovács zufolge besitzen 400 000 Ungarn in Rumänien die doppelte Staatsbürgerschaft. Eine direkte Einmischung Ungarns in die Politik des Nachbarlandes lehnte er ab, die zahlreichen Besuche ungarischer Politiker in Siebenbürgen bezeichnete Kovács als kontraproduktiv.

Der starke Einfluss der ungarischen Regierung auf die Minderheit in Rumänien ist unbestritten, wie Zsuzsa Plainer, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für die Erforschung nationaler Minderheiten (ISPMN) in Klausenburg, hervorhebt. Neben der Verteilung von Pässen an die sogenannten Auslandsungarn, damit diese an Wahlen in Ungarn teilnehmen können, organisieren ungarische Politiker seit Jahren Wahlveranstaltungen, Demonstrationen oder Camps in Siebenbürgen. Dass die Wahlbeteiligung ungarischer Minderheiten im Ausland entscheidend für die Politik Ungarns sein kann, zeigte sich bei der jüngsten Parlamentswahl im April 2014: Die Stimmen der Auslandsungarn brachten der alten und neuen national-konservativen Regierungspartei Fidesz genau den einen entscheidenden Sitz für die Zweidrittelmehrheit im Parlament ein. Insgesamt ist »das Angeln nach Stimmen geopolitisch zu sehen«, resümierte Plainer.

Als Koordinatorin für Roma-Projekte bekommt sie auch einen Einblick in diese größtenteils marginalisierte Minderheit. In ihren Ausführungen klang Plainer so, als hätte sie in dieser Frage bereits resigniert. Denn aus ihrer Sicht gebe es »keine sichtbaren Auswirkungen« der bisher durchgeführten Maßnahmen in Rumänien. Damit bleiben die Roma aus ihrer Sicht vorerst eng mit Armut und ge-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 223 02.02.17 11:55

sellschaftlicher Marginalisierung verbunden. Auch deshalb seien Plainer zufolge vor allem Roma – und Juden – Rassismus und Stereotypisierung ausgesetzt. Sie glaubt nicht, dass Rumänien ein tolerantes Land ist.

Das öffentliche Bild lässt auf den ersten Blick etwas anderes vermuten. In der Innenstadt von Klausenburg stehen sowohl orthodoxe als auch katholische und protestantische Kirchen. Von den ehemals fünf Synagogen sind noch vier erhalten – wobei aber nur noch eine ihrer ursprünglichen Funktion dient. Im Verwaltungsgebäude der jüdischen Gemeinde berichtete ihr Leiter, Dr. Robert Schwartz, dass es bis in die 1940er Jahre über 17 000 Juden in Klausenburg gegeben habe, ein Fünftel der damaligen Einwohnerschaft. Fast alle jüdischen Bürger wurden während des Zweiten Weltkriegs deportiert, »nur wenige sind zurückgekehrt«, bemerkte Schwartz. Heute umfasst die Gemeinde nur noch etwas mehr als 400 Personen – »wobei davon nicht alle Juden sind«, so Schwartz. Ihm zufolge war das Judentum in Siebenbürgen eng mit dem Ungarntum und dessen Kultur verwoben, es gab aber auch rumänischsprachige Juden. Auf religiöse Toleranz angesprochen, antwortete Schwartz, dass die Judenfeindlichkeit bei weitem nicht das Niveau Ungarns erreiche. Allerdings musste er einräumen, dass es vor Ort einen »unterschwelligen, latenten Antisemitismus« gebe.

Um einen Einblick in die Situation anderer Minderheiten, insbesondere der Deutschen, zu bekommen, führte die Exkursion die 15 Studierenden nach knapp einer Woche weiter nach Kronstadt und Hermannstadt; beide zählen immer noch zu den wichtigsten Orten der Siebenbürger Sachsen. Auf dem Weg dorthin machte die Gruppe jedoch noch in Elisabethstadt/Dumbrăveni halt. Zusammen mit Armenierstadt/Gherla gehört Elisabethstadt zu den historisch bedeutenden armenischen Städten in Siebenbürgen. Beide Orte fungierten im späten 17. und im 18. Jahrhundert als überregionale Drehscheibe für den Handel, den Haupterwerbszweig der siebenbürgischen Armenier, wodurch sie den Rang einer freien Königsstadt erhielten. Außer der großen Dreifaltigkeitskirche am Hauptplatz und einigen erhaltenen armenischen Beschriftungen, wie an der ehemaligen armenischen Schule, sind aber heute die Armenier vor Ort nicht mehr wahrnehmbar. Auch in anderen Teilen des Landes sieht die Situation ähnlich aus. »Nur noch 24 Armenier leben in Dumbrăveni«, erzählte der Leiter des örtlichen Armenischen Vereins, Ioan Călinescu. Aber keiner spreche noch Armenisch, fügte er hinzu. Das liegt hauptsächlich daran, dass spätestens im 19. Jahrhundert fast alle Armenier in Siebenbürgen sprachlich assimiliert waren und größtenteils Ungarisch sprachen. Schon in der frühen Neuzeit waren sie hinsichtlich ihrer konfessionellen Zugehörigkeit eine Union mit Rom eingegangen und Mitglieder der armenisch-katholischen Kirche geworden.

Im Gegensatz dazu konnte sich die deutsche Minderheit gegen jegliche Assimilierungsversuche wehren, auch wenn ihre Zahl drastisch gesunken ist: Vor dem Zweiten Weltkrieg lebten noch etwa 800 000 Deutsche in Rumänien, nach mehreren Auswanderungswellen – insbesondere Anfang der 1990er Jahre – schrumpfte ihre Zahl auf weniger als 40 000. »Zu meiner Schulzeit gab es nur zwei oder drei Schüler in der Klasse, die in ihrer Familie nicht deutsch sprachen – nun ist das Verhältnis umgekehrt«, erinnerte sich der Direktor des deutschsprachigen Samuel-von-Brukenthal-Gymnasiums in Hermannstadt, Gerold Hermann. Etwa 850 Schüler gehen auf seine Schule, die allermeisten davon stammen aus rumänischsprachigen Familien, die bereits im Kindergarten angefangen haben, Deutsch zu lernen. »Die Vorteile sind den Eltern natürlich bekannt und

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 224 02.02.17 11:55

evident«, erläuterte Hermann: »Wir haben keine arbeitslosen Absolventen«, die zahlreichen deutschen Unternehmen in Siebenbürgen und insbesondere in Hermannstadt suchen händeringend nach Fachkräften.

Dieser Zustand ist vor allem dem seit 2000 regierenden Bürgermeister Klaus Johannis zu verdanken, der mit einem Wahlkampf gegen Korruption und über positiv besetzte deutsche Stereotype erst die Wähler und letztendlich auch westliche Investoren überzeugen konnte. So kommt es, dass das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien (DFDR) fast zwei Drittel der Abgeordneten im Hermannstädter Stadtrat stellt – bei nur 2.000 Deutschen unter etwa 150 000 Einwohnern. Doch über die siebenbürgische Stadt hinaus könne man in der Politik aufgrund der wenigen im Land verbliebenen Deutschen »nur noch eine Katalysatorfunktion einnehmen«, bemerkte DFDR-Vorsitzender Dr. Jürgen Porr. Er sieht das Forum nicht als Partei, wie die vergleichbare Demokratische Union der Ungarn in Rumänien (RMDSZ), »wir sind aber auch kein Tennisclub oder Folkloreverein.« Man betrachtet sich als ein politisch aktiver Minderheitenverband.

Ein Novum ist trotzdem, dass bei der rumänischen Präsidentschaftswahl im November 2014[1] mit Johannis erstmals ein Angehöriger einer Minderheit gute Erfolgschancen hat, das Amt des Staatsoberhaupts zukünftig zu bekleiden; im Jahr 2009 wurde der 55-Jährige bei der Wahl zum rumänischen Ministerpräsidenten noch übergangen. Auch das macht die Möglichkeiten deutlich, die für die Angehörigen der Minderheiten bestehen. Diese können sich – zumindest laut rumänischer Verfassung – auf weitreichenden Schutz und Rechte berufen und besitzen durch den Rat der Nationalen Minderheiten 15 Sitze im Parlament. Diese automatische Vertretung der Minderheiten im Gesetzgebungsorgan ist »ein Modell für Europa«, glaubte Porr.

Als das größte ungelöste Problem im Bereich der Minderheiten in Rumänien stellte sich im Laufe der Gespräche der Sommerschule aber vor allem die Lage der Roma dar. Auf politischer Ebene ist dies auf den fehlenden Dachverband und die starke Zersplitterung innerhalb der Roma-Community zurückzuführen, auf gesellschaftlicher Ebene auf strukturelle Diskriminierung, wie Elena Mutiu erklärte. Viel Hilfe würde im Endeffekt nur über persönliche Beziehungen geleistet, gegenseitiges Vertrauen sei wichtig. Mutiu arbeitet für das »Ressourcenzentrum für Roma-Gemeinschaften« in Hermannstadt und versucht vor allem die Ärmsten und Kinder zu unterstützen. Die 28-Jährige sieht sich als selbstbewusste Roma und möchte für andere Roma als Vorbild dienen. Mutiu zufolge ist die Mehrheit der Roma in Rumänien zwar assimiliert, doch »für die traditionell lebenden wird man keine Lösung finden – man muss sie schlicht akzeptieren.«

Für viele Studierende war diese Erkenntnis am Ende wenig zufriedenstellend. Insgesamt bekam die Gruppe jedoch während der 13-tägigen Sommerschule einen Eindruck von der Vielfalt der Menschen, Kulturen, Religionen, Orte und Landschaften Siebenbürgens. Zwar konnten die Studierenden diese nur auszugsweise und bruchstückhaft kennenlernen, doch gerade die vielen Treffen mit verschiedensten Gesprächspartnern, die ihre persönlichen Sichtweisen mit ihnen teilten und einen Einblick in ihre Arbeit gewährten, ermöglichten es, die Komplexität der Situation der Minderheiten in Rumänien auch in der kurzen Zeit greifbar zu machen.

Marco Fieber

1 Klaus Johannis hat – allerdings nicht als Vertreter des DFDR, sondern als Kandidat der konservativen Christlich-Liberalen Allianz (ACL) – die Stichwahl zum rumänischen Staatspräsidenten am 16. November 2014 gegen den amtierenden Ministerpräsidenten Victor Ponta mit 54,5 % der Stimmen für sich entscheiden können.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 225 02.02.17 11:55

Nachwuchsseminar im Rahmen der Tagung »Nationalisierung und ethnische Homogenisierung Ungarn und Rumänien im Vergleich (1867–1914)«

Die historischen Gebäude der Andrássy-Universität Budapest (AUB) boten einen repräsentativen Rahmen für die Jahrestagung der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa (KGKDS), die vom 18. bis zum 20. September 2014 in Budapest stattfand. Der Umgang mit ethnischen und konfessionellen Minderheiten während des ›nationalen‹ 19. Jahrhunderts bildete den thematischen Schwerpunkt der internationalen Tagung, die gemeinsam mit der AUB und dem Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde (IDGL), Tübingen, veranstaltet wurde.

Ziel der Tagung war es, für den Zeitraum von 1867 bis 1914 zeitgenössische Strategien der Nationalisierung und ethnischen Homogenisierung in Südosteuropa am Beispiel Ungarns und Rumäniens vergleichend aufzuzeigen und zu analysieren. Dabei wurde diskutiert, mit welchen Konzepten die beiden entstehenden Nationalstaaten versuchten, die Idee des homogenen Nationalstaats und die multiethnische Zusammensetzung ihrer Bevölkerung in Einklang zu bringen. Neben der staatlichen Ebene fokussierten die Wissenschaftler/innen auch den interkulturellen Alltag, der sich beispielsweise in den vielfältigen zivilgesellschaftlichen und kulturellen Organisationen der untersuchten Staaten widerspiegelt. Trotz eines alle Lebensbereiche sukzessive durchdringenden Nationalstaates offenbarten die vorgestellten Fallbeispiele, dass Praxis und Theorie der Homogenisierung mitunter weit auseinander klafften.

Das Nachwuchsseminar fand ebenfalls in den Räumen der AUB am 18. September 2014 vor dem Beginn der Tagung statt. Die Veranstaltung von Nachwuchsseminaren ist ein integraler Bestandteil der Jahrestagungen der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa. Damit soll Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftlern ein Forum geboten werden, sich mit der spezifischen Thematik dieses Raumes vertraut zu machen. Zugleich dienen die unmittelbar vor den Jahrestagungen stattfindenden Nachwuchsseminare einer Hinführung zu den spezifischen Themen der Jahrestagungen.

Veranstalter waren neben der Kommission die AUB, das IDGL sowie das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Vorrangiges inhaltliches Ziel war die Analyse der Bedingungen und Voraussetzungen von Nationalisierung und Homogenisierung auf der Makroebene. Hierbei ging es um Implementierung und Kodierung auf staatlicher Ebene. In einem weiteren Schritt ging es um Divergenz wie Konvergenz in der strategischen Positionierung von Nationalitäten. Dabei wurden anhand ausgewählter Aspekte ökonomische, soziale und kulturelle Faktoren als Konfliktpotentiale erfasst und thematisiert.

Geleitet wurde das Seminar von Dr. Judit Klement (Historisches Institut der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, Budapest) und PD Dr. Norbert Spannenberger (Universität Leipzig). Thematische Schwerpunkteveranstaltungen des Nachwuchsseminars befassten sich neben den strukturellen Rahmenbedingungen mit den Themenbereichen »Politische Manifestationen von Homogenisierungsbestrebungen«, »Die soziale und wirtschaftliche Dimension der Assimilation«, »Perzeption der Assimilationspolitik bei den Minderheiten: Aurel Popovici« sowie »Kulturelle Aspekte und die Schulenproblematik«.

Die am Ende des Seminars um Reflexion gebetenen neun Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Nachwuchsseminars

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 226 02.02.17 11:55

aus mehreren Ländern äußerten sich sehr zufrieden mit der Auswahl der Themenschwerpunkte, den zur Verfügung gestellten Quellen, dem didaktischen Zugang zu den Themen und der sorgfältigen Vorbereitung des Seminars im Vorfeld. Auch für künftige Nachwuchsseminare sei eine solche Einführungsveranstaltung wünschenswert.

Red.

Tagung: »Reformation als europäisches Thema«

Vom 25. bis zum 28. September 2014 fand an der Evangelischen Akademie in Hermannstadt/Sibiu, Rumänien, die internationale Konferenz »Kirche und Politik an der Peripherie. Reformation an den ›Grenzen‹ der deutschen, protestantischen Einflusszone im Vergleich von Frühneuzeit und Gegenwart« statt, die von Ulrich A. Wien (Landau) konzipiert wurde. Hervorgehoben wurden die gesamteuropäische Dimension und die verschiedenen Facetten des Protestantismus vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart, die in der öffentlichen Diskussion im Vorfeld des Reformationsjubiläumsjahres 2017 oft wenig Beachtung fanden und finden.

Die Tagung war international mit namhaften Kirchenhistorikern, Kunsthistorikern, Literaturwissenschaftlern und Theologen besetzt, die die »Geschehensgeschichte« an der geografischen »Peripherie« des gern propagierten »Kernlands der Reformation« in West-/Nord-, Ostmittel- und Südosteuropa präsentierten und vor allem das oft enge Netzwerk ihrer Akteure und Sympathisanten herausstellten. In Anbetracht ihres zum Teil weitreichenden Einflusses auf die Politik-, Gesellschafts- und Kulturgeschichte erwies sich der Begriff der »Peripherie« – in geografischem und auch in übertragenem Sinne verstanden – in vielen Fällen als unzutreffend, was von den ReferentInnen und DiskutantInnen von Beginn an lebhaft diskutiert wurde.

Dieser kirchen- und konfessionsgeschichtliche Schwerpunkt wurde von einem Fokus auf die aktuelle gesellschaftliche Situation der protestantischen Kirchen in einem Europa, das sich im Spannungsfeld von Säkularismus, Atheismus und konfessionellem Pluralismus bewegt, ergänzt.

Die Reformationsgeschichte an der »Peripherie Mitteleuropas« wurde mit einem Vortrag von Alfred Kohler (Wien) eingeleitet und am Fallbeispiel Klagenfurt bzw. Kärnten (Rudolf Leeb, Wien), Emden bzw. den Niederlanden (Herman Selderhuis, Apeldoorn), der Schweiz (Emidio Campi, Zürich) und Schlesien (Jan Harasimowicz, Breslau/Wrocław) konkretisiert. Den Westen Europas repräsentierte der Beitrag zu Straßburg bzw. Frankreich (Marc Lienhard, Straßburg) und den Südwesten die Vorträge zu Ungarn (Zoltan Csepregi, Budapest), Siebenbürgen (Andreas Müller, Kiel und Edit Szegedi, Klausenburg/Cluj-Napoca), Oberungarn bzw. der Slowakei (Peter Konya, Eperies/Prešov), den Slowenen (Vincenc Rajsp, Wien) und den Kroaten (Luka Ilić, Mainz). Die Wirkung der Reformation in Siebenbürgen auf die rumänische Orthodoxie schnitt Paul Brusanowski (Hermannstadt/Sibiu) an.

Mit Hinblick auf die gesellschaftspolitische Relevanz des Protestantismus im 20. und 21. Jahrhundert fasste Michael Bünker (Wien) die Donauanrainerstaaten als Kulturregion zusammen und leitete damit den zweiten inhaltlichen Schwerpunkt der Tagung ein. Der Fokus wurde auf Polen (Edwin Pech, Krummhübel/Karpacz), Kroatien (Ludwig Steindorff, Kiel), Slowenien (Geza Filo, Laibach/Ljubljana) ebenso gerichtet wie auf Rumänien bzw. Siebenbürgen (Bela Kato, Klausenburg), Ungarn (Gergely Pröhle, Budapest) und die Slowakei (Karl Schwarz, Wien). Martina Fuchs (Wien) referierte über die Rezeptionsgeschichte des siebenbürgischen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 227 02.02.17 11:55

Reformators Johannes Honterus im Werk von Egon Hajek (1888–1963). Eine aktuelle Einschätzung zur Rolle des Protestantismus im sich vereinigenden Europa lieferte Katrin Hatzinger aus Brüssel.

Ein Tagungsband ist geplant, der auch den geografischen Fokus auf das nördliche Europa, vor allem Dänemark, erweitern will.

Die Tagung wurde von einer halbtägigen Exkursion in die Umgebung von Hermannstadt ergänzt, die die facettenreiche Kultur- und Konfessionsgeschichte in Rumänien illustrierte. In Reußmarkt/Miercurea Sibiului hat sich nahezu vollständig das Gebäudeensemble der Kirchenburg aus dem hohen und späten Mittelalter erhalten. Das dortige Heimatmuseum dokumentiert die (siebenbürgisch-sächsische) Geschichte des Ortes. In Karlsburg/Alba Iulia befindet sich mit der Kathedrale St. Michael der wahrscheinlich bedeutendste romanische Sakralraum in Siebenbürgen. Ganz aktuell leistet die Evangelische Kirche A. B. in Karlsburg mit ihrer Diakonie einen wichtigen gesellschaftspolitischen Beitrag für die Stadt und die Region.

Marco Bogade

IKGS-Themenabend: »Ein ›Deutscher‹ als Präsident Rumäniens? – Wahlen in Rumänien aus zeithistorischer und aktueller Perspektive«

Das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) lud am 20. Oktober 2014 zum Themenabend »Ein ›Deutscher‹ als Präsident Rumäniens?« ein. Gastgeber und Mitveranstalter war das Haus des Deutschen Ostens (HDO) in München. Die zweistündige Veranstaltung gliederte sich in die Präsentation des »Atlas zum Wählerverhalten in Rumänien 1990–2009« sowie eine Diskussion mit Dr. Bernd Fabritius, MdB, zur Rolle der Minderheiten bei den aktuellen Präsidentschaftswahlen in Rumänien.

Nach Begrüßung und Einführung durch den Direktor des HDO, PD Dr. Andreas Otto Weber, und den Direktor des IKGS, Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch, sprach Univ. Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoișie von der Alexandru Ioan Cuza Universität Jassy/Iași (Rumänien) in seiner Eigenschaft als Verlagsdirektor über die Tätigkeit und Bedeutung des Universitätsverlages, wobei er besonders auf den neuerschienenen »Atlas zum Wählerverhalten in Rumänien 1990–2009« (»Atlas electoral al României 1990–2009«) einging, der im Rahmen der Veranstaltung vorgestellt wurde.

Dr. Romeo Asiminei, Koautor des Atlas und Soziologe an der Universität Jassy, gab im Anschluss einen Überblick über die Inhalte und grundlegenden Erkenntnisse, berichtete aber auch von den Schwierigkeiten im Entstehungsprozess des Werkes. Zehn rumänische Wissenschaftler aus verschiedenen Disziplinen haben zusammengearbeitet, um das Wahlverhalten in Rumänien bei allen Wahlen und Volksabstimmungen der Zeitspanne 1990–2009 zu untersuchen. Entstanden ist ein umfangreiches Werk in rumänischer, französischer und englischer Sprache, das mithilfe vieler Graphiken und Karten die Wahldaten veranschaulicht und aus unterschiedlichen Perspektiven beleuchtet. Das Werk wurde in Rumänien zum besten wissenschaftlichen Buch des Jahres gekürt.

Der zweite Teil des Themenabends bestand aus einem von Dr. Konrad Gündisch (IKGS) moderierten Gespräch mit Dr. Bernd Fabritius, MdB, über die Rolle der Minderheiten bei den aktuellen Präsidentschaftswahlen in Rumänien. Im Hinblick auf die im November stattfindenden Wahlen wurde besonders auf die Tatsache eingegangen, dass mit dem Hermannstädter Oberbürgermeister Klaus Johannis erstmals ein Siebenbürger Sachse für das Amt des rumänischen Präsidenten kandidiert. Vor allem die Frage, in wieweit Ethnizität und Religion eine Rolle

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 228 02.02.17 11:55

bei den rumänischen Präsidentschaftswahlen spielen und ob dies im Vordergrund stehen sollte, wurde aus der Sicht von Fabritius erörtert und hinterfragt.

Fabritius ließ dabei auch seine Erfahrungen im Deutschen Bundestag und hier speziell als Mitglied in den Ausschüssen für Menschenrechte und humanitäre Hilfe sowie für die Angelegenheiten der Europäischen Union einfließen. Als historische, bis ins Heute reichende Kontinuität wurde festgestellt, dass die verschiedenen Minderheitengruppen in Rumänien sich zu keinem geschlossenen Auftreten durchringen wollen. Wiederholt kritisierte Fabritius die untergriffige Art und Weise, wie der Wahlkampf in Rumänien geführt wurde und wird.

Insgesamt bewertete Fabritius die Kandidatur von Klaus Johannis als Chance für Rumänien auf nationaler und internationaler Ebene und äußerte die Ansicht, dass er als Präsident Rumäniens zur Stabilität des Landes beitragen könnte. In diesem Zusammenhang betonte Fabritius, dass die ethnische Herkunft für dieses Urteil nur eine sehr untergeordnete Rolle spiele. Gleichzeitig kritisierte er, dass im öffentlichen, medial gesteuerten Diskurs in der Regel mit unterschiedlichem Maß gemessen werde: Während die eher positiv besetzten Siebenbürger Sachsen gerne als »Rumänen« vereinnahmt würden, betrachte man die Roma niemals als Teil der rumänischen Gesellschaft.

Eine Diskussionsrunde mit reger Beteiligung des Publikums beendete die Veranstaltung.

Red.

14. Graduiertenkolloquium zur Kultur und Geschichte Ostmittel- und Südosteuropas

An den zwei letzten Oktobertagen des Jahres 2014 trafen sich in der Tagungsstätte Heiligenhof in Bad Kissingen insgesamt dreizehn Referentinnen und Referenten aus verschiedenen Ländern, um sich über ihre Forschungsprojekte auszutauschen und um für ihren wissenschaftlichen Werdegang nützliche Kontakte zu knüpfen.

Die Aufgabe, die Vortragenden während der zweitägigen Veranstaltung zu betreuen, fiel den folgenden erfahrenen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (in alphabetischer Reihenfolge) zu: Dr. Marco Bogade (Kunsthistoriker), Dr. Juliane Brandt (Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München), Dr. Klaus Harer (Deutsches Kulturforum östliches Europa, Potsdam), Prof. em. Dr. Ernst Erich Metzner (Goethe-Universität Frankfurt am Main), Prof. Dr. Frank Schuster (Universität Łódź, Polen), Dr. Renate Weber (Münster). Für die gesamte Organisation des Kolloquiums gebührt Gustav Binder (Akademie Mitteleuropa, Bad Kissingen) großer Dank.

Als erste Referentin stellte im Rahmen des thematischen Blocks zur germanistischen Literatur- und Sprachwissenschaft Eva Spanier (Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg) ihr Promotionsprojekt vor, in dem sie der Frage nachgeht, wie die Region Südosteuropa in der deutschen Literatur des frühen, hohen und späten Mittelalters geschildert wird. Dabei stützt sie sich sowohl auf binnendeutsche als auch auf deutsche Quellen aus Südosteuropa, sodass sie u. a. die Problematik der Selbst- und Fremdwahrnehmung vergleichen kann.

Anhand frühneuhochdeutscher Texte im Olmützer Stadtbuch Wenzels von Iglau zeigte Martin Konvička im zweiten Vortrag des Tages, wie die Kanzleisprachenforschung einen Beitrag zum besseren Verständnis der Herausbildung einer modernen deutschen Schriftsprache liefern kann. In seinem Projekt an der Palacký-Universität in Olmütz/Olomouc, Tschechische Republik, setzt er sich vor

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 229 02.02.17 11:55

allem mit der kanzleisprachlichen Syntax und ihren Veränderungen im Laufe des 15. Jahrhunderts in der Olmützer Stadtkanzlei auseinander.

Michael F. Runowski beleuchtete in der nächsten, musikgeschichtlichen Sektion der Tagung das Leben und Werk des deutschen, in Warschau tätigen Orgelkomponisten August Freyer. Runowskis Dissertation befasst sich mit dem Einfluss dieses deutschen Musikers auf das polnische Musikleben des 19. Jahrhunderts. Freyer, ein Kommilitone Chopins, hat u. a. zur Wiederentdeckung Johann Sebastian Bachs und seiner Rezeption in Polen beigetragen. Ferner werden in Runowskis Doktorarbeit die Beziehungen zwischen der katholischen und protestantischen Bevölkerung in Warschau am Beispiel Freyers näher betrachtet.

Der letzte thematische Block des ersten Tages stand im Zeichen der mitteleuropäischen Kultur- und Kunstgeschichte. Vasco Kretschmann (Freie Universität Berlin) thematisierte in seinem Beitrag den Umgang mit der gemeinsamen deutsch-polnischen Geschichte in den Breslauer Museen und zeigte, wie Ausstellungen, z. B. im Dritten Reich oder in der Volksrepublik Polen, verschieden politisch instrumentalisiert werden können. Am Beispiel der Museen in Breslau/Wrocław wurde die komplizierte Beziehung zwischen Region (Schlesien, Deutschland, Polen) und Nation (Schlesier, Deutsche, Polen, Juden) im 20. Jahrhundert in den Vordergrund gerückt.

Gerhild Katharina Braisch stellte ihre an der Europa-Universität Viadrina Frankfurt/Oder eingereichte Masterarbeit zum Thema Selbstverständnis und Fremdwahrnehmung der deutschen Bevölkerung Siebenbürgens und Ostpreußens vor. Dabei berücksichtigte sie, ausgehend von der Situation im 19. Jahrhundert, eine Reihe von Aspekten, wie z. B. Religion und Nation. In ihrer Präsentation schlug Braisch mehrere vielversprechende Ideen für eine künftige Doktorarbeit vor, die eine lebhafte Diskussion anstießen.

Als letzte Referentin rundete Gesa Bierwirth (Universität Laval, Québec, Kanada) die erste Tagungshälfte mit ihrer Präsentation zum Heimwehtourismus ab. Die Vortragende hat sich langfristig mit der Thematik der Vertriebenen und ihres Bezugs zu der alten Heimat beschäftigt und konnte deswegen interessante Informationen zum Umgang mit dem (nicht nur) ostpreußischen Kulturerbe in verschiedenen Generationen aus Ostpreußen stammender Familien vermitteln. Sie wies u. a. auf die Unterschiede zwischen der älteren Erlebnisgeneration und der jüngeren »Bekenntnisgeneration« hin.

Den zweiten Tagungstag eröffnete Oana Sorescu-Iudean (Universität Regensburg) mit einem Vortrag über das testamentarische Verhalten der Siebenbürger Sachsen in der Frühen Neuzeit. Für dieses Promotionsvorhaben muss sie zahlreiche deutsche, rumänische und ungarische Quellen analysieren, wobei sie hofft, dadurch u. a. die komplexen sozialen und ökonomischen Netzwerke im frühneuzeitlichen Siebenbürgen zu durchleuchten und zu veranschaulichen.

Der nächste Referent, Istvan Szabadi aus Debrezin/Debrecen, thematisierte die Problematik des tradierten Ursprungs der Rumänen in literarischen Quellen. Er zeigte, wie sich die Antwort auf diese Frage im Laufe der Jahrhunderte veränderte und welche Faktoren diese Entwicklung beeinflussten. Die Rolle der Kirche und der Staatsideologie in dieser Debatte wurde besonders betont.

Im Zentrum des Vortrags von Dóra Czeferner aus Fünfkirchen/Pécs stand das Thema der weiblichen Arbeit im ausgehenden 19. Jahrhundert und in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Die Referentin fokussierte auf die Situation in Ungarn und deren Reflexion in den bürgerlichen Zeitungen und Zeitschrif-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 230 02.02.17 11:55

ten. Des Weiteren verglich Czeferner die ungarische Frauenbewegung mit den feministischen Strömungen in anderen europäischen Ländern, wobei sie größere Übereinstimmungen mit Deutschland als mit Großbritannien feststellen konnte.

Die Sektion zur Zeitgeschichte und Soziologie eröffnete Anna Flack (Universität Regensburg) mit ihrem Vortrag zu der ethnischen und kulturellen Identität der Russlanddeutschen in der westsibirischen Stadt Barnaul. Dieser Frage näherte sich die Vortragende aus der Perspektive der Nahrungsforschung, die dem Essen eine zentrale Rolle als Identifikationsmerkmal beimisst. Sie überzeugte das Publikum, dass diese relativ neue Forschungsrichtung vielversprechende Ergebnisse liefern kann. Ihre Präsentation bot den Teilnehmenden Anlass für eine anregende Diskussion.

Beáta Márkus (Andrássy-Universität Budapest) beschäftigte sich, aufbauend auf ihrer Masterarbeit, in ihrer Dissertation mit dem Thema der Deportation der Zivilbevölkerung aus der Schwäbischen Türkei, einer von Deutschen besiedelten Region in Südungarn, in die Sowjetunion am Ende des Zweiten Weltkriegs. Dabei sind ihr Fragen wie die folgenden wichtig: Wie wurden die Deportierten ausgewählt? Welche Rolle spielte dabei ihre Nationalität? Wie war die Situation der deportierten Personen nach ihrer Rückkehr? Márkus will mit ihrem Dissertationsprojekt dazu beitragen, eine Forschungslücke der ungarischen Geschichtsschreibung zu schließen.

Anschließend hielt Anikó Boros (Humboldt-Universität zu Berlin) einen Vortrag zum Thema Erinnerungs- und Gedächtnisforschung, in dem sie sich mit der Aufarbeitung der Geschichte durch die deutschsprachige Bevölkerung des ungarischen Dorfes Pusztavám beschäftigte. Im Zentrum der Aufmerksamkeit lagen der Neuanfang der ehemaligen Pusztavámer in Bayern nach ihrer Vertreibung und ihre Auseinandersetzung mit der durch die dramatischen Ereignisse des Zweiten Weltkriegs beeinflussten Vergangenheit.

Als letzter Referent präsentierte Nicolae Emilian Branca (Universität Klausenburg/Cluj-Napoca, Rumänien) in seinem Beitrag das Leben und Wirken des in Czernowitz/Tscherniwzi, Ukraine, tätigen Rechtssoziologen Eugen Ehrlich, der die österreichisch-ungarische Rechtswissenschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts wesentlich mitgestaltete. Sein Konzept des ›lebenden Rechts‹ wird als einer der Grundsteine der Rechtssoziologie betrachtet.

Im anschließenden Abschlussplenum hatten alle Teilnehmenden die Gelegenheit, über das Kolloquium zu reflektieren. Sowohl seitens der Referentinnen und Referenten als auch seitens der wissenschaftlichen Betreuerinnen und Betreuer und der Organisatoren wurde der interdisziplinäre Charakter der Tagung, der einen regen Austausch möglich machte, gelobt. Als einer der wichtigsten Aspekte des Treffens wurde die Möglichkeit zur Vernetzung hervorgehoben. Die Tagung in Bad Kissingen wurde so in einem sehr positiven Sinne beendet und alle Beteiligten äußerten den Wunsch, auch an kommenden Kolloquien teilnehmen zu dürfen.

Veranstalter: Adalbert Stifter Verein (München), Akademie Mitteleuropa (Bad Kissingen), Arbeitsstelle für deutsch-mährische Literatur (Olmütz/Olomouc), Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Institut für Deutsche und Österreichische Studien der Karls-Universität Prag, Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa (KGKDS), Pädagogische Universität Krakau/Krakow, Siebenbürgen-Institut an der Universität Heidelberg (Gundelsheim am Neckar), fortgeführte Stiftungsprofessur der Bundesrepublik

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 231 02.02.17 11:55

Deutschland für deutsche Geschichte und Kultur im südöstlichen Mitteleuropa an der Universität Fünfkirchen/Pécs, Ungarisches Institut (Regensburg).

Martin Konvička

Thementag: »Begegnungen, Verflechtungen, Abgrenzungen in der Dobrudscha – Deutsche Siedler und ihre Nachbarn zwischen Donau und Schwarzem Meer«

Der Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte des Historischen Seminars der Johann Gutenberg-Universität Mainz hat am 3. November 2014 in Kooperation mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS), dem Deutschen Kulturforum östliches Europa Potsdam, dem Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa Freiburg und der Zweigstelle Mainz der Südosteuropa Gesellschaft den Thementag *Begegnungen*, *Verflechtungen*, *Abgrenzungen in der Dobrudscha – Deutsche Siedler und ihre Nachbarn zwischen Donau und Schwarzem Meer* durchgeführt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen deutsche Siedler hauptsächlich über Bessarabien sowie die neurussischen Gouvernements Cherson, Jekaterinoslaw und Taurin in die damals osmanische Dobrudscha. Aus dem Zarenreich wanderten die Deutschen in erster Linie aus ökonomischen Gründen aus, denn durch Landmangel und den Verlust von Privilegien verschlechterten sich ihre Lebensbedingungen. Sie verließen Bessarabien und Neurussland ohne ein feststehendes Ziel. Das Osmanische Reich wiederum verfolgte keine gezielte Staatskolonisation, die Zuwanderer konnten den Ort ihrer Niederlassung frei wählen und dort unbehelligt leben.

In der Dobrudscha gab es nur wenige Dörfer, die ausschließlich von Deutschen besiedelt waren. Die deutschen Kolonisten lebten in ihren Siedlungen vor allem mit Tataren und Türken, aber auch mit Rumänen, Bulgaren, Ukrainern und Roma zusammen. Zwar konzentrierten sie sich, wie auch die anderen ethnischen Gruppen, meistens in eigenen Dorfvierteln, dennoch kam es zu gegenseitigen Beeinflussungen der kulturellen Gepflogenheiten durch die Nachbarn. Die Referentinnen und Referenten des Thementags beleuchteten in ihren Vorträgen dieses Phänomen aus verschiedenen Perspektiven.

Zur Eröffnung der Veranstaltung hieß Prof. Dr. Jan Kusber (Leiter des Arbeitsbereichs Osteuropäische Geschichte des Historischen Seminars der Johannes Gutenberg-Universität Mainz) alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer willkommen. Seiner Begrüßung folgte die Einführung in das Thema durch Prof. Dr. Hans-Christian Maner (Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte, JGU Mainz). Mit dem rumänischen Historiker Nicolae Iorga charakterisierte er die Dobrudscha als einen besonderen Landstrich, der über eine außergewöhnliche Landschaft und Menschen verfüge und eine Region mit einem Mosaik aus Kulturen und Religionen aus Orient und Okzident sei, die darüber hinaus immer wieder zahlreichen ethnischen Gruppen einen Neubeginn ermöglicht habe. Im Mittelpunkt der Referate des Thementags, der Teil des von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien geförderten Forschungsprojekts *Deutsche und ihre Nachbarn in der Dobrudscha*. Zu den Verflechtungen ethnischer Gruppen zwischen Donau und Schwarzem Meer im Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte des Historischen Seminars der Johannes Gutenberg-Universität (JGU) Mainz war, standen historische Aspekte der Dobrudschadeutschen, interethnische Beziehungen, die Betrachtung der deutschen Kolonisten aus rumänischer und bulgarischer Perspektive sowie literarische Reflexionen

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 232 02.02.17 11:55

über das multiethnische Gebiet zwischen Donau und Schwarzem Meer.

Als erster Redner sprach Dr. Josef Sallanz (Arbeitsbereich Osteuropäische Geschichte, JGU Mainz) über *Die deutschen Siedler zwischen Donau und Schwarzem Meer* und gab einen Überblick zur Geschichte der Dobrudschadeutschen von den Anfängen bis in die Gegenwart. Zunächst ging er auf die drei Haupteinwanderungsperioden – 1841–1857, 1873–1883, 1890/91 – der deutschen Siedler ein, die allerdings auch noch später, hauptsächlich aus Bessarabien, in die Dobrudscha kamen. Weitere Punkte in dem Vortrag waren die Religionszugehörigkeit und das Unterrichtswesen der deutschen Kolonisten. Sallanz führte aus, es habe nur eine einzige deutschsprachige Schule in der Region in Konstanza/Constanța gegeben. Im ländlichen Raum, wo die überwiegende Mehrheit der Dobrudschadeutschen siedelte, war es den deutschen Gemeinschaften aus finanziellen Gründen meist nicht möglich, einen Lehrer und eine Schule zu unterhalten, weshalb der Unterricht häufig von einem Bauern übernommen wurde. Nicht selten wurde deshalb den Sommer über nicht unterrichtet, dafür im Winter ganztägig. Ein kontinuierlicher Unterricht war somit oft nicht möglich. Nach 1878, als der nördliche, größere Teil der Dobrudscha, in dem die Mehrzahl der deutschen Kolonisten lebte, Rumänien angegliedert wurde, verschlechterte sich aufgrund verschiedener Gesetze die Möglichkeit, den Unterricht in der Muttersprache der Siedler abzuhalten. Erst 1939, kurz vor der Umsiedlung der Dobrudschadeutschen, konnte eine zweite deutschsprachige Schule in Kobadin/Cobadin eröffnet werden. Obwohl die jungen Männer aus den Reihen der deutschen Siedler in der rumänischen Armee dienten, wurden während des Ersten Weltkriegs, als deutsche, bulgarische und türkische Truppen die Dobrudscha besetzten, rund 200 Dobrudschadeutsche in die Moldau deportiert und dort interniert.

Die recht schwierige ökonomische und kulturelle Situation vieler Dobrudschadeutscher ließ vor allem bei der landlosen Bevölkerung den Wunsch nach Umsiedlung reifen, so dass Johannes Klukas, Gauobmann der Dobrudscha, mit seiner völkischen Politik keinen großen Schwierigkeiten begegnete. Die Dobrudschadeutschen wurden als »nichthaltbarer Splitter« eingestuft, deren Überlebensfähigkeit als Ethnie nicht gegeben sei. Die Entscheidung zur Umsiedlung wurde letztendlich in Berlin getroffen; die Dobrudschadeutschen selbst wurden am Zustandekommen des deutsch-rumänischen Umsiedlungsvertrages vom 22. Oktober 1940 nicht direkt beteiligt.

Etwa 15 000 Dobrudschadeutsche wurden 1940 umgesiedelt und 1941/42 hauptsächlich im besetzten Polen sowie in Böhmen und Mähren angesiedelt. Anfang 1945 mussten sie flüchten und sich im geteilten Deutschland eine Existenz aufbauen. Wenngleich die deutschen Siedler nur knapp einhundert Jahre in der Dobrudscha ansässig waren, haben sich nach wie vor ihre Spuren erhalten. Zugleich jedoch ist diese kleine deutsche Bevölkerungsgruppe heute in Deutschland, aber auch in Rumänien und Bulgarien, außerhalb der Dobrudscha, weitgehend unbekannt.

Susanne Clauß (Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, IVDE Freiburg) hob in ihrem sich anschließenden Vortrag *»Nachbarschaftlich – freundschaftlich?« Über die interethnischen Beziehungen der Dobrudschadeutschen* hervor, dass in der Geschichte der deutschen Minderheit in der Dobrudscha das Zusammenleben unterschiedlicher ethnischer Bevölkerungsgruppen durchgängig eine wichtige Rolle gespielt habe. Anhand von Beispielen in Bild, Ton und Schrift zeigte sie auf, welche Sichtweisen die deutschen Dobrudschaner auf verschie-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 233 02.02.17 11:55

dene ethnische Gruppen in der Region hatten und wie sie das Zusammenleben mit diesen Ethnien bewerteten. Im Zentrum des Vortrags standen dabei verschiedene Bereiche aus dem alltäglichen Zusammenleben. Als Quellen dienten Clauß die Nachlässe von Otto Klett und Johannes Niermann, die 2008 ans IVDE kamen.

Das Verhältnis der Dobrudschadeutschen zu den rumänischen Nachbarn werde von ihnen als harmonisch beschrieben. Ihre Umsiedlung sei von den anderen Bevölkerungsgruppen mit Bedauern aufgenommen worden. In der Erinnerung der Dobrudschadeutschen an die Reaktionen von Rumänen auf ihre Umsiedlung sei stets der Wohlstand der deutschen Kolonisten betont worden sowie die harte Arbeit, durch die sie sich von den meisten anderen ethnischen Gruppen abhoben, um diesen Besitz zu erschaffen, während die Arbeitsmoral der Rumänen, Tataren und Türken von ihnen als nachlässig empfunden worden sei. Dobrudschadeutsche, stellt Clauß fest, sahen sich in der Erinnerung als die Bevölkerungsgruppe, die das Land erst urbar gemacht und für die anderen ethnischen Gruppen eine Vorbildrolle eingenommen habe, denn von ihnen sei häufig die Art der Dobrudschadeutschen zu wirtschaften oder die Bauweise der Wohnhäuser übernommen worden. Doch auch die deutschen Siedler verschlossen sich nicht vor Einflüssen von außen, gerade im Bereich der Ernährung zeigten sie sich offen für andere Gewohnheiten und Sitten und übernahmen beispielsweise türkische Rezepte in ihren Speiseplan. Clauß stellte zusammenfassend fest, dass die Beziehungen der Deutschen in der Dobrudscha zu den anderen ethnischen Gruppen von ihnen mehrheitlich eher als nachbarschaftlich denn als freundschaftlich dargestellt wurden. Wenn auch die Eigenarten der anderen Ethnien nicht immer auf Verständnis bei den deutschen Siedlern gestoßen seien, sei doch das Verhältnis zwischen den Dobrudschadeutschen und den anderen ethnischen Gruppen von Toleranz und oft von einer gewissen Neugier auf die Lebenswelten der anderen Ethnien in der Nachbarschaft geprägt gewesen.

Der von Dr. Vasile Ciobanu (Institut für Geisteswissenschaften der Rumänischen Akademie, Hermannstadt/Sibiu) und Dr. Stelian Mândruț (George-Bariţiu-Institut für Geschichte der Rumänischen Akademie, Klausenburg/Cluj-Napoca) ausgearbeitete Vortrag zu den Dobrudschadeutschen in der rumänischen Geschichtsschreibung wurde aufgrund der kurzfristigen Erkrankung des Referenten von Josef Sallanz in einer Zusammenfassung vorgestellt. Die Autoren stellen in ihrem Vortrag dar, in welchem Maße die Vergangenheit der deutschen Siedler in der Dobrudscha die Aufmerksamkeit der rumänischen Historiker nach sich zog. Die Beschäftigung rumänischer Historiker mit der Geschichte der Dobrudschadeutschen unterteilten sie in vier Etappen. In der ersten Etappe, die sich von der Einwanderung Mitte des 19. Jahrhunderts bis 1918 erstreckt, fanden die deutschen Kolonisten nur in Reiseberichten Erwähnung, von Historikern wurden sie nur am Rande in allgemeinen Werken angeführt, wie z. B. in der 1905 in Gotha auch auf Deutsch erschienenen Synthese Nicolae Iorgas mit dem Titel *Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatsbildungen*. Die zweite Etappe reicht vom Ende des Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Während der Besetzung der Norddobrudscha durch bulgarische, deutsche und türkische Truppen trugen zahlreiche rumänische Intellektuelle mit bulgarischen Fachleuten öffentliche Kontroversen zur Dobrudscha-Frage unter Zuhilfenahme von Streitschriften aus, um die Zugehörigkeit der Dobrudscha zu Rumänien zu untermauern. Es erschienen auch in mehreren Zeitschriften Artikel etwa von Alexandru P. Arbore, Constantin Brătescu und Ioan

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 234 02.02.17 11:55

Georgescu zu den Dobrudschadeutschen und den anderen ethnischen Gruppen der Region. Über die Umsiedlung der Dobrudschadeutschen 1940 wurde wegen der Zensur kaum berichtet.

Die staatssozialistische Periode wurde von den Autoren als dritte Etappe eingestuft. Zunächst wurden die deutschen Dobrudschaner (fast) vollständig verschwiegen. Erst in der 1979 von Alexandru Rădulescu und Ion Bitoleanu veröffentlichten *Geschichte der Rumänen zwischen Donau und Meer* tauchen die Dobrudschadeutschen am Rande wieder auf. Nach dem politischen Umbruch von 1989 begann die vierte Periode der Beschäftigung mit den Dobrudschadeutschen in Rumänien. Besonders seit Ende der 1990er Jahre beschäftigen sich immer mehr Doktoranden mit der multiethnischen Region der Dobrudscha, wobei auch die deutschen Siedler Berücksichtigung finden. Bisheriger Höhepunkt war eine Tagung von 2005 über die Geschichte und Zivilisation der Dobrudschadeutschen, deren Ergebnisse 2014 in einer zweiten erweiterten Auflage in Konstanza erschienen sind.

Dr. Ana Luleva (Institut für Ethnologie und Folkloristik mit Ethnographischem Museum der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften, Sofia) hob in ihrem Vortrag zu den *Dobrudschadeutschen in der bulgarischen Geschichtsschreibung und im kulturellen Gedächtnis* hervor, dass die deutschen Siedler zwar nur rund 40 Jahre in der Süddobrudscha zu Hause waren, aber trotzdem kulturelle Spuren von ihnen dort noch zu finden seien. Zwar spiele die Dobrudscha eine bedeutende Rolle im nationalen bulgarischen Diskurs, der sich auf das »bulgarische Element« und den »historischen Anspruch« konzentriere, die deutschen Kolonisten in der Region fänden in der bulgarischen Historiographie allerdings nur ganz am Rande Berücksichtigung. Durch das Auffinden von Chroniken über die Lebenswelt der deutschen Gemeinde von Kalfa/Ali Anife im Bistum Nikopol in deutscher und französischer Sprache sei das Interesse an den Dobrudschadeutschen in Bulgarien gestiegen. Diese Dokumente weckten im Rahmen der Beschäftigung mit Gräueltaten während der Herrschaft Rumäniens über die gesamte Dobrudscha an der Bevölkerung der Region auch das Interesse von Historikern, die anhand dieser Chroniken über das Schicksal der Dobrudschadeutschen während dieser Zeit berichteten.

Nach der Rückgliederung der Süddobrudscha an Bulgarien 1940 wurden zu Beginn der 1950er und in den 1970er Jahren ethnographische Feldforschungen durchgeführt, doch diese konzentrierten sich auf die bulgarische Bevölkerung in der Region. Die ethnische Vielfalt des Gebietes wird dabei zwar erwähnt, der »bulgarische Charakter« der Dobrudscha wurde aber stets hervorgehoben.

Luleva berichtete auch von ihren im Mai 2014 durchgeführten ethnographischen Feldforschungen im Bezirk Dobritsch/Dobrič. In den meisten Siedlungen in der Süddobrudscha, in denen einst deutsche Kolonisten wohnten, seien von ihnen kaum noch Spuren zu finden. Allerdings hat in Ali Anife, einem Dorf, das die Deutschen auch Kalfa nannten (aktueller Name: Dobrevo), die einstige katholische Kirche fast unverändert überdauert. In dem jetzt orthodoxen Gotteshaus befinden sich auch noch sakrale Gegenstände aus katholischer Zeit. Auf dem Friedhof gibt es noch einige wenige Grabsteine deutscher Kolonisten, und auch einige Wohnhäuser stammen aus dieser Zeit. Doch die jetzigen Dorfbewohner konnten kaum etwas über die früheren deutschen Bewohner berichten, denn die bulgarische Dorfbevölkerung kam erst nach der Umsiedlung der Deutschen in den Ort. Ihr Interesse an der Geschichte der deutschen Kolonisten sei, wohl auch aufgrund des Besuches

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 235 02.02.17 11:55

von Nachkommen der einstigen Dorfbewohner, in den letzten Jahren gestiegen. Die beiden Dorfchroniken wurden über Mitarbeiter des Historischen Museums Dobritsch zur Hauptquelle der Geschichtskenntnisse der aktuellen Dorfbewohner über die einstige deutsche Gemeinschaft. Diese könne als Grundlage einer prosthetischen Erinnerung an die deutschen Siedler von Kalfa/Ali Anife dienen, schlussfolgerte Luleva, was auch die Aktivitäten anderer Akteure fördern würde: Nachkommen der deutschen Siedler, die auch künftig den Heimatort ihrer Vorfahren besuchen würden, das Historische Museum von Dobritsch sowie das Interesse von Forschern an der Geschichte des Dorfes und seiner einstigen deutschen Bewohner.

Dr. Romanița Constantinescu (Romanisches Seminar der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg/Universität Bukarest) stellte in ihrem Vortrag *Die multiethnische Dobrudscha im Prosawerk Oscar Walter Ciseks* vor. Der rumäniendeutsche Autor Cisek war einer der Gründer der Künstlerkolonie in der kleinen Hafenstadt Baltschik/Balčik/Balcic, ein malerischer Ort in der Süddobrudscha, in dem sich die rumänische Königin Maria ein kleines Sommerschloss mit Minarett bauen und einen botanischen Garten anlegen ließ und in den Sommermonaten zahlreiche Künstler unterschiedlicher ethnischer Herkunft aus ganz Rumänien versammelte. Auch Cisek hielt sich im Sommer häufig in dem Badeort auf und kannte daher die Region und ihre Bewohner sehr gut. Im Mittelpunkt seiner Prosa standen häufig die tatarischen Nachbarn der deutschen Siedler, die entlang der Schwarzmeerküste wohnten, sowie die russischen Lipowaner im Donaudelta. Eingehend beschäftigt sich Costantinescu in ihren Betrachtungen mit der Novelle *Die Tatarin* (1929) und dem Roman *Der Strom ohne Ende* (1937) von Cisek. Zur weiteren Illustration zog sie auch Werke rumänischer Autoren heran sowie den Roman Der Büffelbrunnen von Adolf Meschendörfer, dessen Handlung hauptsächlich in dem von deutschen Siedlern bewohnten Groß-Mandschapunar/Mangea Punarul Mare (aktueller Name: Costinești) spielt, ein Dorf, welches direkt am Schwarzen Meer liegt und von vielen Siebenbürger Sachsen als Badeort genutzt wurde. Meschendörfer beschreibt die Lebenssituation der deutschen Kolonisten, und aus einem exotischen Blickwinkel geht er auch auf die ihnen benachbarten Tataren und Türken ein. Ciseks Interesse geht jedoch weit über die Darstellung des Pittoresken der ethnischen Gruppen der Dobrudscha hinaus, denn, wie Constantinescu feststellt, versucht er festgeronnene Stereotypen bei der Wahrnehmung des Anderen zu durchbrechen und Zerrbilder der multiethnischen Realität in der Region abzubauen. Insbesondere die Frauencharaktere Muhibe aus *Die Tatarin* und Mara aus *Der Strom ohne Ende*, beide selbständige tatarische Frauen, die als Fischerinnen arbeiten, passen überhaupt nicht in die gängige Vorstellung von orientalischen Frauen, die häufig mit der romantisierten Figur der »Odaliske«, der Haremsdienerin, in Verbindung gebracht werden.

Dr. Florian Kührer-Wielach (Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München) stellte abschließend die neueste Ausgabe der Zeitschrift für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas *Spiegelungen* mit dem Themenschwerpunkt »Die Dobrudscha und die Dobrudschadeutschen« vor. In dem Heft, das ab Jahrgang 2014 in neuer typografischer Form erscheint, sind die Vorträge des Münchner Thementags *Donaudelta & Dobrudscha – Heimat vieler Völker* vom November 2012 versammelt. Die letzte Ausgabe der *Spiegelungen* bildet somit eine willkommene Ergänzung zur Mainzer Veranstaltung.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 236 02.02.17 11:55

Der gut besuchte Thementag, an dem auch viele Dobrudschadeutsche und ihre Nachkommen teilnahmen, endete mit einem Empfang, der zur ausführlichen Diskussion genutzt wurde.

Josef Sallanz

IKGS-Ausstellung: »Aus der Werkstatt des Krieges« in Bad Kissingen

Die Ausstellung des IKGS »Aus der Werkstatt des Krieges« wurde im Rahmen des Seminars: »Regional- und Heimatgeschichte am Beispiel von Mediasch in Siebenbürgen« vom 14. bis zum 16. November 2014 in der Bildungs- und Begegnungsstätte »Der Heiligenhof« in Bad Kissingen gezeigt. An dem von der Akademie Mitteleuropa e. V. in Zusammenarbeit mit der Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. organisierten Seminar nahmen rund 60 Teilnehmer aus Deutschland und Rumänien teil. Einer der Schwerpunkte des Seminars war das Gedenken an die Opfer, die der Erste Weltkrieg auch aus den Reihen der sächsischen Bewohner von Mediasch/Mediaș gefordert hat. Im Rahmen eines Vortrags wurde das »Ehrenbuch der evangelischen Kirchengemeinde Mediasch der Kriegsteilnehmer am Weltkrieg 1914–1918« vorgestellt: ein Konvolut aus je zwei Bild- und Textbänden, die in den Jahren 1931–1938 entstanden sind. Der Kulturreferent der HG Mediasch, Dr. Hansotto Drotloff, stellte nach dem Referat die Ausstellung vor. Er erläuterte die Intention und den Aufbau der Ausstellung. Referat und Ausstellung fanden lebhaftes Interesse und waren Anlass für viele Fragen und eine angeregten Diskussion. Die Heimatgemeinschaft Mediasch e. V. und das IKGS arbeiten derzeit an einer digitalen Edition dieser wertvollen Dokumente.

Hansotto Drotloff

Tagung: »Donaugrenzen in Literatur und Film«

Die vom Fachbereich Literaturwissenschaft am Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde am 3.–8. November 2014 in Tübingen organisierte Tagung verfolgte das Ziel, zum dominierenden Bild des verbindenden Stromes jenes der Donau als Grenze hinzuzufügen, so wie sie in literarischen und essayistischen Texten sowie auch in Filmnarrativen dargestellt wird. Sie alle realisieren Räumlichkeit auf einer beschreibenden und einer repräsentierenden Ebene, was auf Produktionsverfahren hinweist, die als Gegenstand der Raumpoetik auf die Untersuchung von Schreibweisen, Narrativen, Symbolen und Motiven abzielt, die unter anderem Demarkationslinien hervorbringen und semantisch aufladen. Die Donaugrenzen stellen nicht zwangsläufig Räume des verhinderten Übergangs dar, sondern sind auch leicht überquerbare, profitable Zonen und auch Räume, in denen Übergänge (Leben-Tod, Immanenz-Transzendenz, Metamorphosen) stattfinden, sodass im Fokus der Tagung der Facettenreichtum der Grenzerfahrung stand.

Die Tagung bündelte und stellte Hypostasen der Donaugrenzen zur Diskussion, die auf eine regionenübergreifende Übersicht in einem breiten Raum abzielte. Dazu richtete sich der Blick auf die Nationalliteraturen entlang der Donau anhand mehrerer Fragestellungen: Was stellt Literatur mit dem Raum an? Um die Aufmerksamkeit auf Modellierungen und Remodellierungen der Donau als Grenzraum zu richten, wurde der Untersuchungszeitraum nicht eingeschränkt. Umgekehrt interessierte die Frage, wie Raum Literatur determiniert, wie er das Sehen konditioniert und den Horizont für bestimmte Ordnungen, Bilder und Handlungen bereitstellt. In diesem Zusammenhang wurde nach einer Donau der besonderen Ordnungen gefragt, die sich von umgebenden Alltags-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 237 02.02.17 11:55

welten abgrenzt und als Rahmen für alternative Welten fungiert. Schließlich wurde die Frage nach der Formung des Raums durch Ideologien gestellt. Wie wurde die Donau zu einem Raum der verhinderten und auch fingierten Kommunikation?

Diese Fragestellungen mündeten in den einleitenden Vortrag von Jan-Oliver Decker (Passau) zu narrativen Funktionen der Donau am Beispiel der deutschen Literatur. In seiner typologischen Betrachtung machte er in mehreren kulturgeschichtlichen Epochen Halt und setzte Schwerpunkte auf das Nibelungenlied, auf Fouqués *Undine*, auf Franz Xaver Dworschaks *Donauschiffer*, auf Ingeborg Bachmanns *Malina* und auf zeitgenössische Filme. Er betrachtete Grenzüberschreitungen in Lotman'scher Tradition als Störungen der Ordnung und lokalisierte im Flussbett Auslagerungsprozesse des Fremden, sei es das bedrohlich Weiblich-Erotische, das ethnisch oder ideologisch Fremde und verband mit der Donau Möglichkeiten des Umgangs mit Identität, Alterität und Alienität.

Der breite in den Blick gefasste Raum und die unterschiedlichen Kommunikationszusammenhänge in den jeweiligen nationalen Klammern machte vielfältige Hypostasen der Grenzen sichtbar. Gleichzeitig kristallisierten sich einige Gravitationspunkte heraus, in deren Umfeld Donaugrenzen gedeutet wurden. Die Schwerpunktsetzung mehrerer Beiträge lag auf Modellierungen und Remodellierungen der Donaugrenzen im Zuge der Indienstnahme von Literatur durch Nationsbildungsprojekte.

Mit Blick auf die Beziehung zwischen Geopoetik und Geopolitik fokussierte Irina Wutsdorff (Tübingen) auf das Prekäre im Entwurf eines nationalen Wiedergeburtsprojekts der Slaven und untersuchte in ihrem Beitrag *Mythopoetisches Gewässer der (Tschecho)slaven* die Donau in Ján Kollárs Dichtung *Slávy dcera* [Die Tochter der Slava].

Svetla Cherpokova (Freiburg i. Br.) ging von in der bulgarischen Literatur häufigen farblichen Darstellungen des Stromes aus – der »weißen« und »schwarzen« Donau –, die mit verschiedenen Auslegungen kollektiver Befindlichkeiten in einer dem Desiderat der Unabhängigkeit verpflichteten Literatur zusammenhängen. Die Donau spielte im Fabrikationsprozess einer national gedachten kollektiven Identität der Bulgaren eine prominente Rolle. In einem Ausblick wies sie auf die Demontagearbeit früherer Semantisierungen der Donau in neuen bulgarischen Filmen hin.

Tanja Zimmermann (Leipzig) identifizierte in mehreren zeitlichen Schwerpunktsetzungen vom 19. Jahrhundert und bis in die Gegenwart und anhand von Beispielen aus mehreren slawischen Literaturen zentrale Figurationen von Verbindung und Trennung entlang der Donau: die Begegnung von Christentum und Islam, die panslawische Verschmelzung, das Zelebrieren sowjetischer Brüderlichkeit, Vorstellungen einer Demarkationslinie föderativer Donau- und Balkanländer sowie den Strom als Vermittler zwischen Zentrum und Peripherie in Filmen der 1990er Jahre.

Zur ersten Fragestellung gehört auch die Aufnahme des Stromes als landschaftlicher Akteur am Rande und inmitten von Konfliktsituationen, die, regional von unterschiedlicher Bedeutung, von den einzelnen Literaturen und von Filmemachern entlang der Donau aufgegriffen und unterschiedlich gedeutet wurden.

Ute Raßloff (Leipzig) betrachtete anhand von mehreren Beispielen aus der slowakischen Literatur einen Strom, der in literarischen Rückblicken auf die Kriege und Grenzverschiebungen des 20. Jahrhunderts zum Sanktionsort wurde. Sie präsentierte Donaudarstellungen als am Rande der Ereignisgeschichte unternommene Visualisierungsversuche von Übergängen zwischen Leben und Tod.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 238 02.02.17 11:55

In seinem Vortrag *Von der Idylle bis zur Verschwörung. Die Donau als Ort der Kontroverse in der serbischen Literatur* behandelte Davor Beganovic (Tübingen) einen Identitätsraum der serbischen Literatur, der von der Donau und der Sava gestiftet wurde, und in dem die Donau verschiedene Funktionen übernahm: Sie war ein Element der Sehnsuchtslandschaft serbischer Exilautoren und auch ein »Tatort« in literarischen Darstellungen serbischer Geschichte.

Mit ihrem Vortrag *Fluchtphantasien an der unteren Donau. Das rumänische Imaginäre der südlichen Grenze* siedelte sich Romanița Constantinescu (Heidelberg/Bukarest) in einer rumänisch-bulgarischen Konfliktzone und schilderte die Faszination und gleichzeitig das Drama der Grenzüberschreitung als Spannungsverhältnis zwischen dem Kennenlernen-Wollen, dem Aufgehen in den anderen und der Empathie auf der einen Seite und dem Verbot sowie der Unmöglichkeit der Grenzüberschreitung auf der anderen.

Im Mittelpunkt des Vortrags von Kristian Feigelson (Paris) stand der Film von Péter Forgács *The Danube Exodus*, in dem die Donau als Verkehrsweg von Migranten während des Zweiten Weltkriegs fungierte. Durch Montage von Originalfilmen eines Amateurs wurde ein Einblick in den Alltag von Juden aus der Slowakei gewährt, die sich auf einem Dampfer donauabwärts auf dem Weg nach Palästina befanden, und von Bessarabiendeutschen, die auf dem gleichen Schiff ein Jahr später donauaufwärts fuhren. Am Rande dieser in Stummfilm dokumentierten Mikrouniversen liefert der Film auch die erklärenden politischen Zusammenhänge dieser Migrationen.

Die Donau als zentrales und unverwechselbares Raummerkmal war dazu prädestiniert, in Fabrikationsprozesse kollektiver Identität aufgenommen zu werden. Sie determinierte die Wahrnehmung und bot sich als Rahmen für Ordnungen an, die sich von den alltäglichen Welten jenseits der Ufer unterschied. Solche Aspekte wurden in den Vorträgen von Edit Király, Irina Wutsdorff, Romanița Constantinescu und Sigurt Paul Scheichl (Innsbruck) angesprochen.

Der Vortrag von Sigurd Paul Scheichl suchte auch nach Antworten auf die dritte Leitfrage, die Formung des Raums durch Ideologien. Er eruierte in einem ersten Schritt Vorstellungen der Donaugrenzen in der österreichischen Literatur in einem Überblick und vertiefend am Beispiel Franz Tumlers. Die vertraute Donau der Kindheit in Linz erscheint bei Tumler, der die Wortschöpfungen Ober- und Niederdonau aus den Enddreißigern erlebte, unter anderem als Grenzlinie zur einstigen römischen Welt und zur deutschen Donau, und auch als Landschaft, die menschliche Ordnungen prägt.

Edit Király (Budapest) untersuchte Repräsentationen der Donau am Eisernen Tor und der Donauinsel Ada Kaleh als vielschichtige Überlagerungen landschaftlich gegebener und symbolischer Schwellenräume. Die Untersuchung des Donaudiskurses um Ada Kaleh illustrierte unter anderem, wie ein aus seinem geografischen Zusammenhang herausgerissenes Donausegment in Redezusammenhänge um technologische Modernisierung aufgenommen wurde.

Der Beitrag von Olivia Spiridon (Tübingen) fokussierte sich auf in der deutschsprachigen Literaturlandschaft aus Rumänien nach 1945 angetroffene Donaudarstellungen. Repräsentationen der Donau als Staatsgrenze betrachtete sie als versuchte Aushandlungsprozesse der Minderheitenschriftsteller (als Vertreter eines ‚Randes') mit offiziellen Deutungen der Hofdichter (als Repräsentanten der ‚Mitte') in einer Gesellschaft, in der die Kommunikation der ‚Ränder' insbesondere auch über Randlagen einer strikten Überwachung unterlag.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 239 02.02.17 11:55

Marian Tutui (Bukarest/Bucureşti) lieferte eine breite Übersicht über Donaufilme, ging auf literarische Muster ein und sorgte für eine kritische Bilanzierung ihrer expressiven Kraft. Sichtbar wurden Hypostasen der Grenzen am dargestellten Zerfall der Internationalität, am Narrativ der versuchten und missglückten Grenzüberquerungen sowie an einem an Donauufern angesiedelten Personal von Piraten und Schmugglern.

Im abschließenden Essay *Donaudonau oder die Fortsetzung der Wahrheit. Gesammelte Ansichten über einen eigenwilligen Strom* des Schriftstellers und Publizisten Franz Heinz (Düsseldorf) wurde die Donau als grenzwertiger Erlebnishintergrund bei politisch wechselhafter Wetterlage aufgegriffen. Der Blick auf den Strom in vielen Überquerungen zwischen Donaueschingen und Delta wurde von Ansichten und Einsichten von Eroberern, Landvermessern, Dichtern und Grenzgängern unterschiedlichster Färbungen erweitert. Zur Eruierung einer »Donauwirklichkeit« zwischen Staunen und Ernüchterung sondierte Heinz die eigene Erfahrung als Deutscher aus dem europäischen Südosten an den Ufern des Stromes inmitten anderer Befindlichkeiten.

Im Rahmen der Tagung fand im Stadtmuseum Tübingen eine Lesung mit der Wiener Schriftstellerin Bettina Balàka statt, die mit ihrem im Suhrkamp Verlag erschienenen Roman *Eisflüstern* einen Erster-Weltkrieg-Roman und einen historisch verkleideten Krimi vorlegte, und gleichzeitig dem Strom eine für europäische Befindlichkeiten in Umbruchzeiten unverwechselbare Rolle zuwies.

Um den Dialog zwischen den Texten im Rahmen des geplanten Sammelbandes zu intensivieren, und auch um ähnliche und auch unterschiedliche Auslegungen des Stromes in einem breiten Raum sichtbarer zu machen, wurde in der Schlussdiskussion die Notwendigkeit zur Schärfung des Blickes auf die gemeinsamen Fragestellungen hervorgehoben. Einige Referate stellten auch die Frage nach den spezifischen Metaphern, mit denen Grenzen, Schwellen und Übergänge am und im Strom illustriert wurden, sowie nach der Rolle von Denkmälern für die Gestaltung des Grenzraums an der Donau. Antworten auf diese Fragen würden auch zur Herausarbeitung eines spezifischen Donaubildes beitragen, das diesen Strom von anderen unterscheidet.

Olivia Spiridon

IKGS-Themenabend »Verfolgung und Vertreibung im Spiegel der Lyrik von Rose Ausländer« im Lyrik Kabinett

Am 17. November 2014 fand im Münchner Lyrik Kabinett der Themenabend »Ahasver in der Bukowina – Verfolgung und Vertreibung im Spiegel der Lyrik von Rose Ausländer«, mit einem Vortrag der ukrainischen Germanistin Oxana Matiychuk und Gedichtrezitationen durch Helmut Becker, statt.

Das Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der LMU München (IKGS), die Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien der LMU München und der Universität Regensburg luden in Zusammenarbeit mit dem Lyrik Kabinett zu diesem Abend ein. Dieser der Lyrikerin Rose Ausländer und ihrem Schaffen gewidmete Abend stellte die erste Veranstaltung im Rahmen des im Mai 2014 geschlossenen Kooperationsvertrages zwischen der Jurij-Fedkowytsch-Universität Tscherniwczi/Czernowitz, Ukraine, und dem IKGS dar.

Holger Pils, Geschäftsführer der Stiftung Lyrik Kabinett, begrüßte die Mitwirkenden, die Delegation der Universität Czernowitz sowie rund 70 interessierte Zuhörer. Entlang von Zitaten der Bukowiner Dichter Rose Ausländer und Alfred Margul-Sperber, in denen der Gegensatz

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 240 02.02.17 11:55

zwischen dem vorhandenen Reichtum an literarischem Schaffen einerseits und den biographischen Beschwernissen andererseits deutlich wurde, gestaltete er den thematischen Einstieg.

Anschließend stellte Dr. Enikő Dácz, wissenschaftliche Mitarbeiterin des IKGS, die Vortragende des Themenabends, Dr. Oxana Matiychuk, vor. Die Leiterin der Ukrainisch-Deutschen Kulturgesellschaft Czernowitz wurde, im Jahr 2010 am Taras-Schewtschenko-Institut für Literatur an der Ukrainischen Akademie der Wissenschaften in Kiew promoviert und lehrt am Lehrstuhl für ausländische Literaturgeschichte und Literaturtheorie an der Universität Czernowitz.

Matiychuk begann ihren Vortrag mit einem kurzen Überblick über die wechselvolle Geschichte der Bukowina im 20. Jahrhundert, wobei vor allem die vielen Machtwechsel und die daraus resultierende existenzielle Ungewissheit hervorgehoben wurden. Besonders wurde auf den Leidenswege der jüdischen Bevölkerung in den Lagern Transnistriens hingewiesen. Helmut Becker trug als Beispiele für die Lyrik dieser Region die Gedichte *Eine Gauner- und Ganovenweise / gesungen zu Paris empreès Pontoise / von Paul Celan / aus Czernowitz bei Sadagora* von Paul Celan sowie *Ahasver* von Immanuel Weißglas vor.

Rose Ausländers Gedicht Le Cháim stand im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Vortrags. Matiychuk ging ausführlich auf die im Gedicht verwendeten hebräischen Wörter ein und lieferte das für das tiefere Verständnis nötige Hintergrundwissen. In diesem Zusammenhang verglich sie auch die Gedichte 36 Gerechte und In memoriam Chane Rauchwerger«, in denen auf recht unterschiedliche Weise auf die jüdische Religion Bezug genommen wird. In den Zitaten wurde Rose Ausländers gedankliche Auseinandersetzung mit den Begriffen Heimat, Rückkehr, Wanderung und Neubeginn deutlich. Darüber hinaus führte Matiychuk dem Publikum vor Augen, dass die Dichtung Rose Ausländers nicht alleine vor dem hebräischen Hintergrund erklärbar ist, sondern vielmehr auch historische und persönliche Erfahrungen eine entscheidende Rolle für die Formung ihrer Gedichte spielten. Besonders wurde auf die Bedeutung von immer wiederkehrender Wanderung und Vertreibung in der jüdischen Geschichte – verdichtet im Ahasver-Motiv – eingegangen.

Intensiv setzte sich Matiychuk mit der Entstehungsgeschichte des Le-Cháim-Textes auseinander. Dies wurde auch optisch durch die Gegenüberstellung verschiedener hand- und maschinengeschriebener Fassungen, die dem Publikum auf Leinwand gezeigt wurden, verdeutlicht. Anhand von ausgewählten Wörtern und Satzzeichen, auf die die Vortragende den Fokus lenkte, sowie Zitaten Ausländers zu ihrer Arbeitsweise konnte die Arbeit am Gedicht selbst dargestellt werden.

Helmut Becker rezitierte abschließend einige Gedichte Ausländers und aus ihrem Umfeld (u. a. Alfred Kittners *Einsames Nachtlied*, Paul Celans *Heimkehr*) und gewährte somit einen tiefergehenden Einblick in die deutschsprachige Lyrik der Bukowina. Den Abschluss bildete das längere Gedicht *Czernowitzer Ghetto* von Klara Blum. Mit der Einladung des Lyrik Kabinetts bei Getränken und Häppchen ins Gespräch zu kommen, klang diese Veranstaltung zur Lyrik der Bukowina aus.

Der Vortrag war Teil der IKGS-Veranstaltungsreihe »Die Bukowina im 20. Jahrhundert«.

Babette Irgmaier

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 241 02.02.17 11:55

Vortrag: Prof. Petro Rychlo (Czernowitz/Tscherniwzi) über »Interethnische und interkulturelle Beziehungen in der Bukowina 1918–1940«

Am 18. November 2014 lud das IKGS in Kooperation mit der Graduiertenschule für Ost- und Südosteuropastudien der LMU München und der Universität Regensburg sowie der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde zum Vortrag des renommierten Germanisten Prof. Dr. Petro Rychlo über *Interethnische und interkulturelle Beziehungen in der Bukowina 1918-1940* ein. Die Veranstaltung war die zweite der Reihe *Die Bukowina im 20. Jahrhundert*.

In seiner Einleitung betonte Rychlo, dass die Region bis zu ihrer Vereinigung mit dem Königreich Rumänien im November 1918 für die relativ friedliche Koexistenz verschiedener Ethnien, Kulturen und Konfessionen stand: Von »Bukowinismus« oder Bukowiner Eintracht war unter der Österreichischen Herrschaft die Rede.

Obwohl der Vertrag von Saint-Germain (1919) den Minderheiten der Bukowina gewisse Rechte insbesondere bei der Verwendung der Muttersprache zusicherte, bahnte der Staat eine Rumänisierungspolitik an, die das harmonische übernationale Miteinander ins Wanken brachte und gegen welche die zahlreichen Bevölkerungsgruppen – die deutsche, jüdische, polnische, ukrainische und andere – Widerstand leisteten.

Der noch vor dem Ersten Weltkrieg latente Antisemitismus radikalisierte sich und wurde in den 1930er Jahren quasi zur Staatspolitik. Diese fand bald auch unter den Bukowina-Deutschen – verstärkt durch die Gründung des Dritten Reichs – Anklang und zerstörte allmählich die Bukowiner »deutsch-jüdische Symbiose«. Der Antisemitismus kulminierte während des Zweiten Weltkrieges in massenhaften Deportationen sowie in der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Sowohl das Trauma des Holocausts als auch das »mythisierte« Thema der Bukowiner interkulturellen Symbiose bahnten sich ihren Weg in die Literatur, was u.a. am Beispiel Rose Ausländers zu beobachten ist, die sich in ihrer Lyrik beiden Motiven widmete, obwohl sie in der Zwischenkriegszeit nur fünf Jahre lang in Czernowitz gelebt hatte.

Rychlo stellte in diesem Kontext die Frage, ob die Literatur der Bukowina nur eine multikulturelle Erscheinung bzw. eine »mythisierte Symbiose« war, oder ob sie auch als ein interkulturelles Phänomen betrachtet werden kann? Nach Antworten suchend, wies der Redner darauf hin, dass der Forschungsstand zur Interkulturalität der Bukowiner Literatur noch sehr lückenhaft ist. Wertvolles Material stünde hierfür zur Verfügung und die Untersuchung hochinteressanter Aspekte wie thematischer Parallelen, formaler Entlehnungen, Variationen, Übersetzungen, Sprachinterferenzen usw. seien weitestgehend zu erforschen.

Anschließend stellte der Vortragende die Frage, ob die viel gepriesene »Bukowiner Eintracht« die Unterdrückung und Rumänisierung überleben konnte. Bejahend behauptete er, dass nicht nur die Literatur, sondern auch die angewandten und bildenden Künste gegenseitige kulturelle Verflechtungen aufwiesen.

Nicht zuletzt auf die heutige politische Situation in der Ukraine eingehend, veranschaulichte der Vortragende abschließend, inwiefern die Bukower multiethnische Koexistenz als ein Erfolgsmodell zu interpretieren war und noch ist. Nach dem Vortrag hatte das Publikum die Möglichkeit, Fragen zu stellen. Die Diskussionen konnten während des von der Graduiertenschule veranstalteten Empfangs fortgesetzt werden.

Stéphanie Danneberg

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 242 02.02.17 11:55

Konferenz: »Von Bregenz bis Brody – von Zara bis Znojmo. Transdifferenz, Migration und Alterität in den Literaturen Österreich-Ungarns«

Die vom Institut für Germanistik der Universität Wien und dem Verein Neugermanistik Wien im Rahmen des FWF-Projektes *Transdifferenz in den Literaturen deutschsprachiger Migrantinnen in Österreich-Ungarn* (Elise Richter-Programm) veranstaltete, vom Fond für Wissenschaftliche Forschung (FWF), von der Universität Wien sowie der Kulturabteilung der Stadt Wien geförderte internationale Konferenz setzte sich am 27.–29. November 2014 in Wien anhand begrifflich-theoretischer Reflexionen sowie Einzelstudien zu migrierten AutorInnen mit Fragen der transdifferenten Momente in den Literaturen der Habsburgermonarchie auseinander. Wie Alexandra Millner (Wien) in ihrem Eröffnungsvortrag darlegte, könne das Konzept der Transdifferenz für das multiethnische Habsburgerreich in der sozialgeschichtlichen Übergangsperiode zwischen 1867 bis 1918 literaturhistorisch produktiv eingesetzt werden: In zahlreichen Texten von Autorinnen mit Migrationserfahrung könne ein gewisses Innovationspotenzial sichtbar gemacht werden, das darin besteht, auf der Basis ihres erweiterten Erfahrungshorizonts Genrekonventionen, soziale und ethnische sowie Geschlechtskategorien zu hinterfragen.

Die Nachwirkungen solcher Erfahrungen wurden im Vortrag von Hans Richard Brittnacher (Berlin) zu George Saikos *Auf dem Floß* und von Ernst Seibert (Wien) zur Kinder- und Jugendliteratur angesprochen: Während bei Saiko eine Überblendung von ins Groteske gesteigerten ethnischen und nationalen Stereotypien und nostalgischer »Nekromantik« zu beobachten sei, zeichne sich die österreichische Kinder- und Jugendliteratur durch realistische Topoi aus, die auf die Migrationserfahrung der einschlägig kanonisierten AutorInnen zurückzuführen sei.

Als Phänomen der multiethnischen Verfasstheit der Monarchie waren Vielsprachigkeit und Sprachenvielfalt das Kernthema des nächsten Panels: Tamara Scheer (Wien) zeigte die Kontextgebundenheit und eventuelle Zufälligkeit ethnischer und religiöser Zuordnungen in der k.u.k.-Armee auf. Ingrid Puchalová (Kaschau/Košice) legte anhand von belletristischen und trivialliterarischen Texten der mehrsprachigen Autorinnen Emma Seltenreich, Caroline Fasser-Schmid, Bertha Katscher und Else Grailich den situativ und massenkulturell bedingten Einsatz gewisser Stereotypien dar.

Den zweiten Tag der Konferenz eröffnete ein Panel über Kanonisierungsprozesse, Literaturgeschichtsschreibung und die Produktionsbedingungen von Literatur. Marie von Ebner-Eschenbachs frühe und späte Texte (*Aus Franzensbad*, 1859, *Das tägliche Leben*, 1908) wurden von Ruth Whittle (Birmingham) als Beispiele für subversive, ja sogar aggressive Schreibweisen besprochen, was ihren minderen Stellenwert im Kanon erkläre, wobei die Vortragende für eine neue Lesart plädierte. Am Beispiel der zweisprachigen slovenischen Autorin Luiza Pesjak setzte sich Irena Samide (Laibach/Ljubljana) mit der Verschränkung von Kanonisierungsprozessen und emanzipatorischen Absichten auseinander und fokussierte auf die differenten Frauenbilder und Loyalitätsbekundungen gegenüber dem Habsburgerreich in den slovenischsprachigen und deutschsprachigen Werken der Autorin. Eine ähnliche Brechung innerhalb des – allerdings einsprachigen – Œvres von Mór Jókai identifizierte Endre Hárs (Szeged/Wien) in der streckenweisen Durchbrechung klischeehafter Geschlechterrollen. Wladimir Fischer (Wien) veranschaulichte die Bedingungen literarischer Produktion im Kontext der Migrationsströme, indem er die zentrale Rolle Wiens für südslavische AutorInnen durch gesetzliche Regelungen (Wiener

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 243 02.02.17 11:55

Monopol für kyrillische Drucklettern) und eine bessere Infrastruktur erklärte.

Im Panel zu Publizistik und Pressewesen ging Amália Kerekes (Budapest) anhand von Artikeln ungarischer Reporterinnen zu Beginn des 20. Jh. auf die situationsbedingten Identitäten der Reporterinnen und die je nach kulturpolitischen Absichten variierende Gattung der Reportage ein. Als frühes Pressebeispiel und Modell für die Kombination von hegemonialem und nationalistischem Diskurs legte Milka Car (Zagreb) die Tätigkeit August Šenoas, des Redakteurs und beinahe alleinigen Verfassers der *Slawischen Blätter* in Wien, dar. Enikő Dácz (München) zeigte aufgrund der in Kronstadt 1907–1914 herausgegebene Literaturzeitschrift *Die Karpathen* wie die ethnischen Differenzen zugunsten sozialer und generationaler Unterschiede tendenziell zurücktreten konnten.

Mit dem Problem von transdifferenten Momenten im populären Genre der Operette setzte sich Magdolna Orosz (Budapest) auseinander und machte auf die Überschreibung der gesellschaftskritischen Aspekte durch idealisierende und homogenisierende Topoi aufmerksam. Mithilfe des Begriffs »nomadische Subjekte« (Rosi Braidoff) untersuchte Eva Krivanec (Wien) die transnationalen Karrieren von Julie Kopácsi, Fritzi Massary und Tilla Durieux auf ihre beruflichen Transformationsstrategien hin.

Als Auftakt zum dritten Konferenztag stand ein Panel zu transkulturellen Konstruktionen des Selbst, in dem zunächst Edit Király (Budapest) am Beispiel der »Donau-Werke« von Marie Eugenie delle Grazie Fragen der Modifikation von nationalem, religiösem und geschlechtlichem Selbstverständnis nachging. Eine vergleichbare »multiplexe« Identitätskonstruktion wurde von Tymofiy Havryliv (Lemberg/Lviv) im mehrsprachigen belletristischen und autobiografischen Werk von Ivan Franko aufgezeigt.

Ethnografisch-literarische und Gebrauchstexte von ReiseschriftstellerInnen mit und ohne Migrationserfahrung wurden von Katalin Teller (Budapest/Wien) untersucht: Transdifferente Aspekte konnten in ihren kontextgebundenen Bezügen zu den Traditionen der jeweiligen Genres, den Entwicklungen des Tourismus und dem Œuvre der AutorInnen mit unterschiedlicher Ausprägung identifiziert werden. Frühe Reisefilme dienten Siegfried Mattl (Wien) zur Problematisierung der dokumentarfilmischen Perspektive, die ein Changieren zwischen hegemonialer Orientierung und subversiven Strategien in sich trägt.

Das abschließende Panel brachte die Verbindungen zwischen Transdifferenz und Psychoanalyse zur Sprache: Agatha Schwartz (Ottawa) stellte an der Laufbahn von Julianna Déry das Zusammenwirken von autonomer Identitätskonstruktion und Fremdzuschreibungen dar. Einen begriffskritischen Zugang zum Konzept der Transdifferenz mit Blick auf das Phänomen des Palimpsests schlug Christoph Leitgeb (Wien) in seinem Vortrag vor, der für eine verstärkte Miteinbeziehung der Subjektposition in die einschlägige Analyse plädierte. Abschließend machte Maren Ahlzweig (Düsseldorf) am Beispiel zweier zeitgenössischer Triest-Romane deutlich, wie traditionsmächtig sich die psychoanalytische Sichtweise und die Stadttopografie verschränken.

Weiterhin wurde die im Rahmen des Projekts *Transdifferenz in den Literaturen deutschsprachiger Migrantinnen in Österreich-Ungarn* von Alexandra Millner und Katalin Teller erstellte Datenbank vorgestellt, die biografische und bibliografische Angaben sowie Texte zu und von etwa 200 Migrantinnen beinhaltet. Dabei wurde auf die damit verbundenen kulturwissenschaftlichen und methodologischen Herausforderungen Bezug genommen.

Insgesamt wurde während der Konferenz ein breites Spektrum an literatur-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 244 02.02.17 11:55

und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen zu Transdifferenz angesprochen und auf nichtkanonisierte AutorInnen, auf Gattungsspezifika, auf ausschlaggebende kulturpolitische und institutionelle Kontexte sowie auf die Produktivität einschlägiger theoretischer Auseinandersetzungen aufmerksam gemacht.

Alexandra Millner, Katalin Teller

Lesung: Liliana Corobca »Kinderland«

Im Rahmen der ambitionierten Reihe »Ein Buch – Zwei Sprachen« fand am 3. Dezember 2014 in Berlin die letzte Lesung diesen Jahres statt, diesmal mit der Schriftstellerin Liliana Corobca. Die in Kooperation zwischen dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin und dem Literaturhaus Berlin organisierte Veranstaltungsreihe hat sich zum Ziel gesetzt, literarische Neuerscheinungen rumänischer Sprache vorzustellen, Werke, die nach Einschätzung der Veranstalter in deutscher Übersetzung erscheinen sollten und somit auf diesem Wege nicht nur einem interessierten Publikum präsentiert werden, sondern auch die Aufmerksamkeit deutscher Verlage wecken mögen. Der Direktor des Literaturhauses Ernest Wichner, selbst ausgewiesener Übersetzer rumänischer Literatur, leitete jeweils die Buchpräsentationen, die in Anwesenheit des Autors bzw. der Autorin sowie des Übersetzers abwechselnd in der Villa Walther, dem Sitz des Rumänischen Kulturinstituts in Grunewald, und im Literaturhaus in der Fasanenstraße stattfanden.

Den Anfang machte im März Varujan Vosganian mit seinem Erzählband *Jocul celor o sută de frunze* [Das Spiel der hundert Blätter], im April wurde der Roman von Florina Ilis *Cruciada copiilor* [Der Kinderkreuzzug] in der Übersetzung von Gerhardt Csejka vorgestellt. Im Mai folgte Filip Florian mit *Toate bufnițele* [Alle Eulen] mit dem Übersetzer Georg Aescht und im Oktober Marta Petreu mit dem Roman *Acasă, pe Cîmpia Armaghedonului* [Zuhause, auf dem Armageddon-Feld]. Hier stellte wie schon bei Vosganians Buch Ernest Wichner seine Übersetzung vor. Fast alle diese zwischen 2005 und 2013 erschienenen Werke wurden mit Literaturpreisen ausgezeichnet. Alle beteiligten Übersetzer stammen aus Siebenbürgen bzw. dem Banat, sind also zweisprachig aufgewachsen.

Nach diesen vier rumänischen Autoren wurde nun bei der fünften Lesung die aus der Republik Moldau kommende Liliana Corobca mit ihrem Roman *Kinderland* vorgestellt. Auch bei dieser Veranstaltung machte Ernest Wichner das Publikum zunächst mit der Schriftstellerin bekannt. Sie wurde 1975 im Dorf Săseni geboren, studierte in Chişinău, lebt jetzt in Bukarest/Bucureşti, wo sie 2001 promovierte. Als Literaturwissenschaftlerin veröffentlichte sie mehrere Bücher zur Zensur. Zuletzt erschien 2014 *Controlul cărtii. Cenzura literaturii în regimul comunist din România* [Buchkontrolle. Die Zensur der Literatur während des kommunistischen Regimes in Rumänien]. Für ihr Prosadebüt *Negrissimo* im Jahr 2003 erhielt sie Preise des moldauischen Schriftstellerverbands und der rumänischen Literaturzeitschrift »România literară«. Der zweite Roman *Un an în paradis* von 2005, der bereits seit 2011 unter dem Titel »Ein Jahr im Paradies« vorliegt, setzt sich mit dem Thema Zwangsprostitution auseinander. In ihrem dritten Roman *Kinderland*, der Anlass für diese Veranstaltung war, widmet sich die Autorin wiederum einem sozialen Thema von großer Dramatik. Hier geht es um jene Kinder, die ohne ihre im Ausland arbeitenden Eltern das Dasein zu Hause meistern müssen. Das 12jährige Mädchen Cristina lebt mit ihren drei und sechs Jahre alten Brüdern allein in einem moldauischen Dorf, muss Haus und Hof versorgen und sich um die kleinen Geschwister kümmern, während Mutter

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 245 02.02.17 11:55

und Vater in Italien bzw. Russland »beim langen Geld« sind, eine Redewendung, die auf dem ungewöhnlichen Dollarnotenformat beruht. Die Eltern sind dem trostlosen heimatlichen Arbeitsmarkt entflohen und arbeiten dort für höhere Löhne, um die Kinder zu Hause satt zu bekommen. Da es nun bei dem Trio immer etwas zu essen gibt, kommen auch noch andere, vor den Schlägen ihrer Trinkerväter geflüchteten Dorfkinder zu ihnen.

Nach der Vorstellung las zuerst die Autorin eine kurze Passage aus dem Original und die Zuhörer, die des Rumänischen nicht mächtig sind, hatten so den Klang der fremden Sprache im Ohr. Danach trug Ernest Wichner aus seiner Übersetzung drei Episoden vor.

In der sich daran anschließenden lebhaften Diskussion mit dem Publikum erklärte Liliana Corobca, dass sie mit *Kinderland* gedanklich in ihre Heimat zurückkehrt sei, wohin sie tatsächlich auch oft fahre. Dort sei sie solchen Kindern selbst oder in den Erzählungen ihrer als Lehrer tätigen Eltern begegnet. Doch ist das Phänomen keinesfalls auf die Moldau beschränkt, sondern ebenso aus Rumänien bekannt. Ihr Buch sei daher eine von ihr imaginierte Mischung aus Fiktion und starker Präsenz von Realität, die oftmals die Vorstellungskraft überbiete. Doch gebe es auch harmonische Szenen im Roman, wie die kindlicher Spiele, nach denen sie unter anderem das deutsche Wort Kinderland, das bei ihr außerdem Assoziationen zum Kinder-Überraschungsei hervorrufe, als Titel des Originals gewählt habe. Auf die Frage nach der Erzählperspektive erklärte die Schriftstellerin, dass sie ihr Romanprojekt beim Schreiben verändert habe, ihr aber der erste Abschnitt so gut gefallen hätte, dass sie ihn nicht mehr ändern wollte. So erscheint nun zwar der Perspektivwechsel aus der dritten in die erste Person als »narratorischer Fehler«, aber ihrer Auffassung nach müsse Kunst nicht korrekt sein. Die Veröffentlichung dieses Romans bereitet erfreulicherweise der Zsolnay-Verlag Wien für den Sommer nächsten Jahres vor.

Anke Pfeifer

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 246 02.02.17 11:55

Rundschau

Gerhard-Beier-Preis 2014 an Horst Samson

Für den Gedichtband »Kein Schweigen bleibt ungehört« wurde der Schriftsteller Horst Samson am 3. Oktober, dem Tag der deutschen Einheit, mit dem Gerhard-Beier-Preis 2014 der Literaturgesellschaft Hessen ausgezeichnet. Die festliche Übergabe des Preises erfolgte in der »Kronberger Bücherstube« am 19. Oktober 2014.

ELTE Budapest: Woche der deutschsprachigen Kultur am Germanistischen Institut

Am 3.–8. November 2014 veranstaltete das Germanistische Institut der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest, Ungarn, eine Woche der deutschsprachigen Kultur. Auf dem Programm standen u. a. Workshops und Lesungen, die Präsentation von Forschungsprojekten sowie Kino- und Theatervorführungen.

Tagung: 25 Jahre Ungarn und seine Nachbarn 1989–2014

Beim Paneuropäischen Picknick in Sopronpuszta, an der ungarisch-österreichischen Grenze, wurde am 19. August 1989 ein Grenztor geöffnet. Hunderte Urlauber aus der DDR nutzten die vorübergehende Gelegenheit zur Flucht in den Westen. Nach der dann offiziellen Grenzöffnung am 11. September 1989 erhöhte sich die Zahl der aus Ungarn über Österreich in die Bundesrepublik Deutschland ausreisenden ostdeutschen Bürger innerhalb weniger Tage auf zwölf, bis Ende November 1989 auf 60–70 Tausend. Dieses Ereignis hat den Abbau des Einparteiensystems in Ungarn und – mittelbar – in Ostdeutschland befördert. Seinen 25. Jahrestag nahm die Universität Regensburg zum Anlass, im Rahmen einer in Kooperation mehrerer Einrichtungen veranstalteten Tagung ausgewählte Kernbereiche des ungarischen Systemwandels zu untersuchen. Der anschließende Festabend sollte dem offenen und sachlichen Meinungsaustausch den würdigen kulturellen Rahmen bieten. Die Veranstaltung fand am Donnerstag, dem 13. November 2014, im Wissenschaftszentrum Ost- und Südosteuropa statt. Veranstalter war das Hungaricum – Ungarisches Institut der Universität Regensburg – in Zusammenarbeit mit der Deutschen Gesellschaft für Osteuropakunde, dem Forschungszentrum Deutsch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa der Universität Regensburg sowie dem Institut für Ostrecht.

Tagung »Grenzen der Pluralisierung?« (BKGE Oldenburg, 13.–15. 11. 2014)

Am 13.–15. November hat am Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg die Tagung »Grenzen der Pluralisierung? Zur Konflikthaftigkeit re-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 247 02.02.17 11:55

ligiöser Identitätsbildung und Erinnerungskultur in Europa seit der Frühen Neuzeit« stattgefunden. Mitveranstalter war die Abteilung Geschichte der Frühen Neuzeit der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Das IKGS war mit einem Kommentar von Florian Kührer-Wielach vertreten.

Nationale und transnationale Beziehungen – Deutsche in Mittel- und Osteuropa

Beim Internationalen Workshop, das vom Klausenburger Zentrum für Europawissenschaften und Internationale Beziehungen (ZEWI) in Kooperation mit interuniversitären Netzwerk Politische Kommunikation netPOL vom 5.–7.12.2014 im Haus des Deutschen Ostens München veranstaltet wurde, diskutierten Studenten mit Experten zu aktuellen Themen. Den Eröffnungsvortrag hielt Prof. Dr. Ireneusz Pawel Karolewski von der Universität Breslau/Wroclaw. Zum Thema Kultur, Religion und Zivilgesellschaft sprach Dr. Matthias Belafi von der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn. Mit dem Fall der Mauer »1989: 25 Jahre später« setzte sich Dr. Detlev Preuße, Konrad-Adenauer-Stiftung, St. Augustin, auseinander. Das Thema von Dr. Andreas Umland, National University of »Kyiv-Mohyla Academy« (NAUKMA), Kiew, war die Ukraine. Den Abschlussvortrag hielt Martin Kastler, MDEP und Bundesvorsitzender der Ackermanngemeinde.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 248 02.02.17 11:55

Aus dem IKGS

Richard G. Plaschka-Preis an IKGS-Mitarbeiter Kührer-Wielach

Am 17. Oktober 2014 wurde Dr. Florian Kührer-Wielach (IKGS) für seine 2013 an der Universität Wien verteidigte Dissertation mit dem Richard G. Plaschka-Preis der philosophisch-historischen Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) ausgezeichnet. Die feierliche Überreichung erfolgte gemeinsam mit weiteren Preisträgern aus Geistes- und Naturwissenschaften im Rahmen einer Festveranstaltung im Theatersaal des Herbert-Hunger-Hauses der ÖAW in Wien.

Der Richard G. Plaschka-Preis in Höhe von 3.700,- Euro wird seit 2004 alle zwei Jahre von der philosophisch-historischen Klasse der ÖAW an Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler vergeben, die außerordentliche Leistungen auf dem Gebiet der »Ost-, Ostmittel- und Südosteuropäischen Geschichte« erbracht haben.

In seiner Dissertation mit dem Titel »Siebenbürgen ohne Siebenbürger? Staatliche Integration und neue Identifikationsangebote zwischen Regionalismus und nationalem Einheitsdogma im Diskurs der Siebenbürger Rumänen. 1918–1933« befasste sich Kührer-Wielach mit den Folgen der Auflösung der Donaumonarchie und dem staatlichen Integrationsprozess Rumäniens am Beispiel der Siebenbürger Rumänen. Im November 2014 ist eine überarbeitete Version in der Reihe »Südosteuropäischen Arbeiten« (München/Regensburg) erschienen.

Neuerscheinung: Festschrift zum 70. Geburtstag von Professor George Guțu

Gabriel H. Decuble, Orlando Grossegesse, Maria Irod und Stefan Sienerth haben anlässlich des 70. Geburtstags des bekannten Germanisten, Übersetzers und Literaturkritikers Professor Dr. George Guțu in den Verlagen der Universität Bukarest Paideia (Bukarest) und Traian Pop (Ludwigsburg) eine zweibändige Festschrift unter dem Titel *»Kultivierte Menschen haben Beruhigendes …«* herausgegeben. George Guțu ist ein langjähriger, verdienter Kooperationspartner des IKGS und vertritt die Universität Bukarest in der Mitgliederversammlung des IKGS e. V. Das Institut hat die Publikation dieser zwei wertvollen Sammelbände, die als Nr. 30 der »GGR-Beiträge zur Germanistik« erschienen sind, gefördert, seine wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter werden in der »Tabula gratulatoria« aufgeführt.

Generaldirektor der Rumänischen Nationalarchive im IKGS

Am 1. Dezember 2014 besuchte Dr. Ioan Drăgan, Generaldirektor der Rumänischen Nationalarchive, das IKGS. Nach einem längeren Informationsaustausch über die Situation der Archive in Ru-

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 249 02.02.17 11:55

mänien und über Inhalt und Zustand des IKGS-Archivs (insbesondere der wertvollen Vor- und Nachlässe deutschsprachiger Autoren aus Südosteuropa) wurden Möglichkeiten der engeren Kooperation zwischen den beiden Einrichtungen besprochen. Für die Wahrnehmung der Forschungsaufgaben des IKGS sind in diesem Zusammenhang insbesondere die Archive von großer Bedeutung, in denen sich Quellen zur deutschen Kultur und Geschichte Rumäniens befinden. Die freundschaftliche, herzliche Begegnung trug durch ihren Charakter zur Vertiefung der Zusammenarbeit zwischen den beiden Institutionen bei.

Evakuierung 1944: Festvortrag von IKGS-Direktor Gündisch

Die Stadt Wiehl lud zusammen mit der Kreisgruppe Drabenderhöhe und der Landesgruppe NRW des Verbandes der Siebenbürger Sachsen sowie dem Verein Deutsch-Siebenbürgisch-Rumänischer Freundeskreis Wiehl-Bistritz zu der Gedenkfeier »70 Jahre seit der Evakuierung der Nordsiebenbürger Sachsen« am 30. September 2014 nach Drabenderhöhe ein. Als Folge des Kriegsgeschehens mussten die Nordsiebenbürger Sachsen im Herbst 1944 ihre Heimat verlassen. Für die meisten der 36.000 Evakuierten war es ein Aufbruch ins Ungewisse. Endlose Trecks, mit Pferde- und Ochsenwagen oder im Viehwagon mit der Eisenbahn, waren Monate lang unterwegs um bei Kriegsende in Oberösterreich und Bayern zu stranden. Der Historiker und kommissarische Direktor des IKGS, Hon.-Prof. Dr. Konrad Gündisch, hielt am 30. September im Kulturhaus Drabenderhöhe-Siebenbürgen den Festvortrag zu diesem Thema.

ikgs Spiegelungen 2-2014.indd 250 02.02.17 11:55